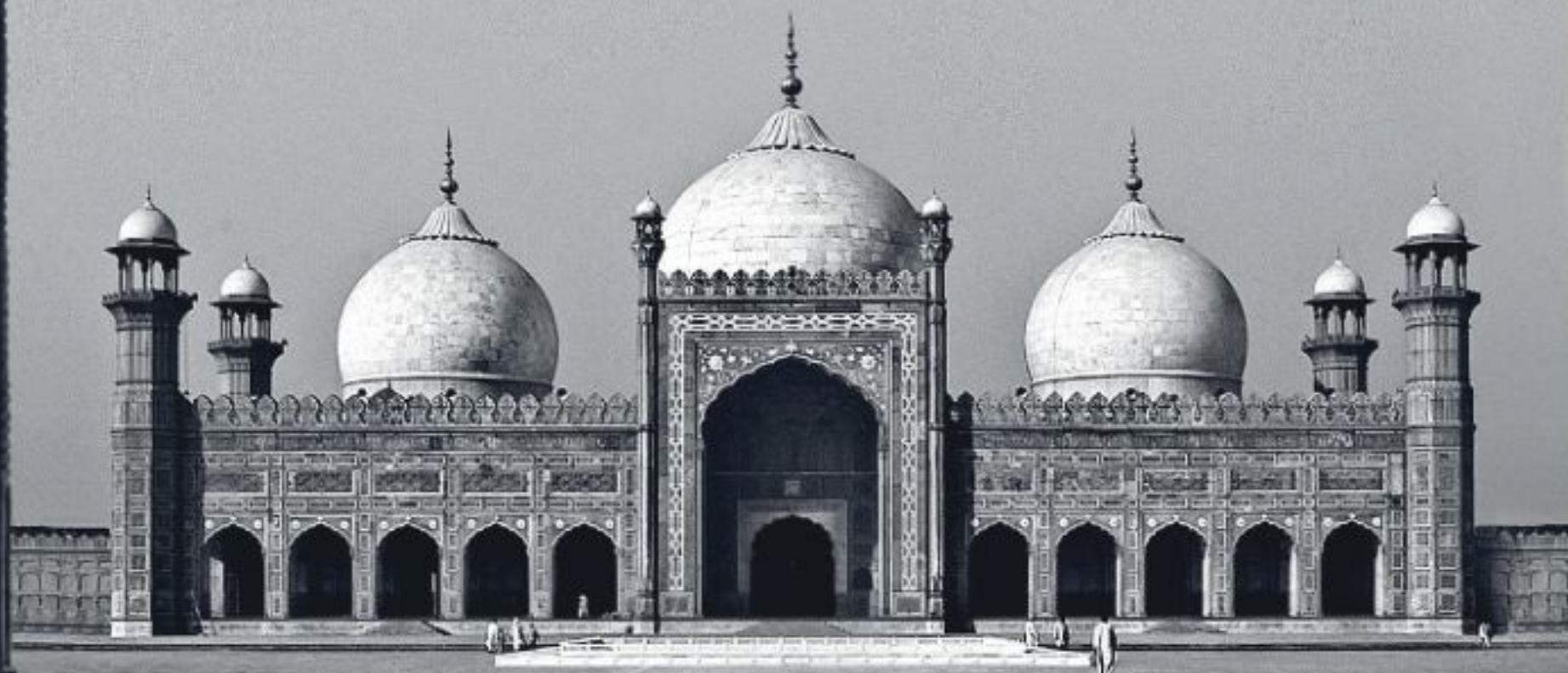


Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 73

DER ISLAM



Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50



DIE GESCHICHTE EINER WELTRELIGION

Das Leben Mohammeds / Vorstoß nach Europa / Das Wort Gottes / Der Kampf der Schiiten / Bagdad: Die Metropole des Kalifen / Krieg ums Heilige Land / Pilger in Mekka / Das Ringen um Freiheit / Terror im Namen Allahs

»Ich erwachte aus meinem
Schlaf, und es war, als ob die Worte
in mein Herz geschrieben waren.
Ich ging hinaus, und als ich auf halber
Höhe des Berges war, hörte ich eine
Stimme vom Himmel, die sagte:
›O Mohammed, du bist der Gesandte
Gottes, und ich bin Gabriel!‹«

Mohammed ibn Abdallah,
der Begründer des Islam

Liebe Leserin, lieber Leser

Vor gut 1400 Jahren bestieg der arabische Kaufmann Mohammed ibn Abdallah einen Berg in der Nähe seiner Heimatstadt Mekka, um in der Einsamkeit der Wüste zu meditieren. Dort, „auf halber Höhe“ des Felsens, sei ihm der Erzengel Gabriel erschienen und habe ihm befohlen, den Glauben an den *einen und einzigen Gott* zu verkünden – so zumindest erzählte es später Mohammeds wichtigster Biograf; aus dessen Lebensbeschreibung stammt auch das Zitat auf der Seite links.

Mohammed fügte sich der Engelsvision – und bewegte die Menschen seiner Umgebung zum gleichen Gehorsam gegenüber Allah, den Gabriel von ihm gefordert hatte: Als Missionar, Diplomat und Eroberer verbreitete er den Islam (arab., „Unterwerfung“) von nun an über die Arabische Halbinsel. Und nach dem Tod des Religionsstifters trugen seine Nachfolger innerhalb weniger Jahrzehnte den neuen Glauben vor allem mit Feuer und Schwert durch die Wüsten Nordafrikas bis nach Spanien und im Osten bis an den Indus.

In den folgenden Jahrhunderten dehnte sich die jüngste der großen Weltreligionen noch weiter aus: über ganz Vorder- und Zentralasien, den indischen Subkontinent sowie nach Südostasien; auch große Teile der Ostküste Afrikas und der ganze Norden des Kontinents nördlich und südlich der Sahara wurden nach und nach islamisch; und in Europa hinterließ die Herrschaft der türkischen Osmanen auf dem Balkan muslimische Bevölkerunginseln in Bosnien, Albanien und dem Kosovo.

Vom 19. Jahrhundert an bildete sich dann durch Auswanderung und Arbeitsmigranten eine islamische Diaspora in der ganzen Welt, vor allem in Westeuropa und Nordamerika.

Heute leben etwa 1,6 Milliarden Muslime auf der Erde; das ist gut ein Fünftel der Menschheit. Bei allen Konfrontationen – wie dem oft tödlichen Hass zwischen sunnitischer Mehrheit und schiitischer Minorität, der auf einem uralten Streit über die Nachfolge Mohammeds beruht – verbindet sie alle das Glaubensbekenntnis: „Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Gott und dass Mohammed der Gesandte Gottes ist.“

Dies ist ein Ausschließlichkeitsanspruch, wie ihn alle monotheistischen Religionen formulieren – und der den Islam bereits früh mit Judentum und Christentum aneinandergeraten ließ: Mohammed selbst verjagte die jüdischen Stämme aus Medina; Hunderte Juden soll er angeblich mit eigener Hand geköpft haben. Und schon 634 besiegten arabische Truppen eine Armee des christlichen byzantinischen Kaisers in der Nähe von Jerusalem.

Seither standen sich Muslime und Christen immer wieder an vielen Fronten in einem jahrhundertlangen Kampf der



Kulturen gegenüber: Sie fochten in Spanien und Frankreich miteinander, in Anatolien, vor Wien und auf dem Balkan – sowie wieder und wieder im Heiligen Land, jenem schmalen Küstenstrich, in dem die Heiligtümer der Juden, Christen und Muslime so dicht beieinanderliegen wie nirgendwo sonst.

Es ist vor allem jener Konflikt im Nahen Osten vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, der die gegenseitige Wahrnehmung zwischen dem christlichen Abendland und dem Islam geprägt hat – und das bis in die Gegenwart, da sich beide Seiten aber-

mals in einem Krieg gegenüberzustehen scheinen: dem Feldzug gegen den islamistischen Terror (auch wenn es sich dabei in Wahrheit um die blutige Auseinandersetzung mit einer winzigen Zahl Fanatiker handelt, deren Opfer zudem in vielen Fällen Muslime sind). Der erklärte Feind der Terroristen im Namen Allahs ist der moderne „Kreuzritter“, der angeblich den Islam zerstören will – so jedenfalls tönt es aus den Propagandavideos der Eiferer von Osama bin Laden bis zur IS-Miliz.

Wir haben bereits in mehreren Ausgaben unserer Reihe Epochen vorgestellt, die geprägt waren von den Auseinandersetzungen zwischen

Okzident und Orient, beispielsweise den Auf- und Abstieg des Osmanischen Reiches sowie die Ära der Kreuzritter. Zudem haben wir in verschiedenen Heften immer wieder einzelne Ereignisse und Aspekte der islamischen Geschichte behandelt, so die Brillanz mancher Wissenschaftler wie des Mediziners Ibn Sina, die Reconquista in Spanien, den Angriff der Türken auf Wien oder den Anschlag vom 11. September 2001.

Doch diesmal wollen wir die ganze Geschichte des Islam in einem Heft erzählen: von der Vision des Mohammed ibn Abdallah bis zum Auftauchen der „Gotteskrieger“ im späten 20. Jahrhundert. Selten war eines unserer Hefte so aktuell.



Allahu akbar, „Gott ist unvergleichlich groß“: Diese Worte sprechen Muslime im Gebet – nutzen aber auch Islamisten als Schlachtruf

Ihr

 Michael Schaper



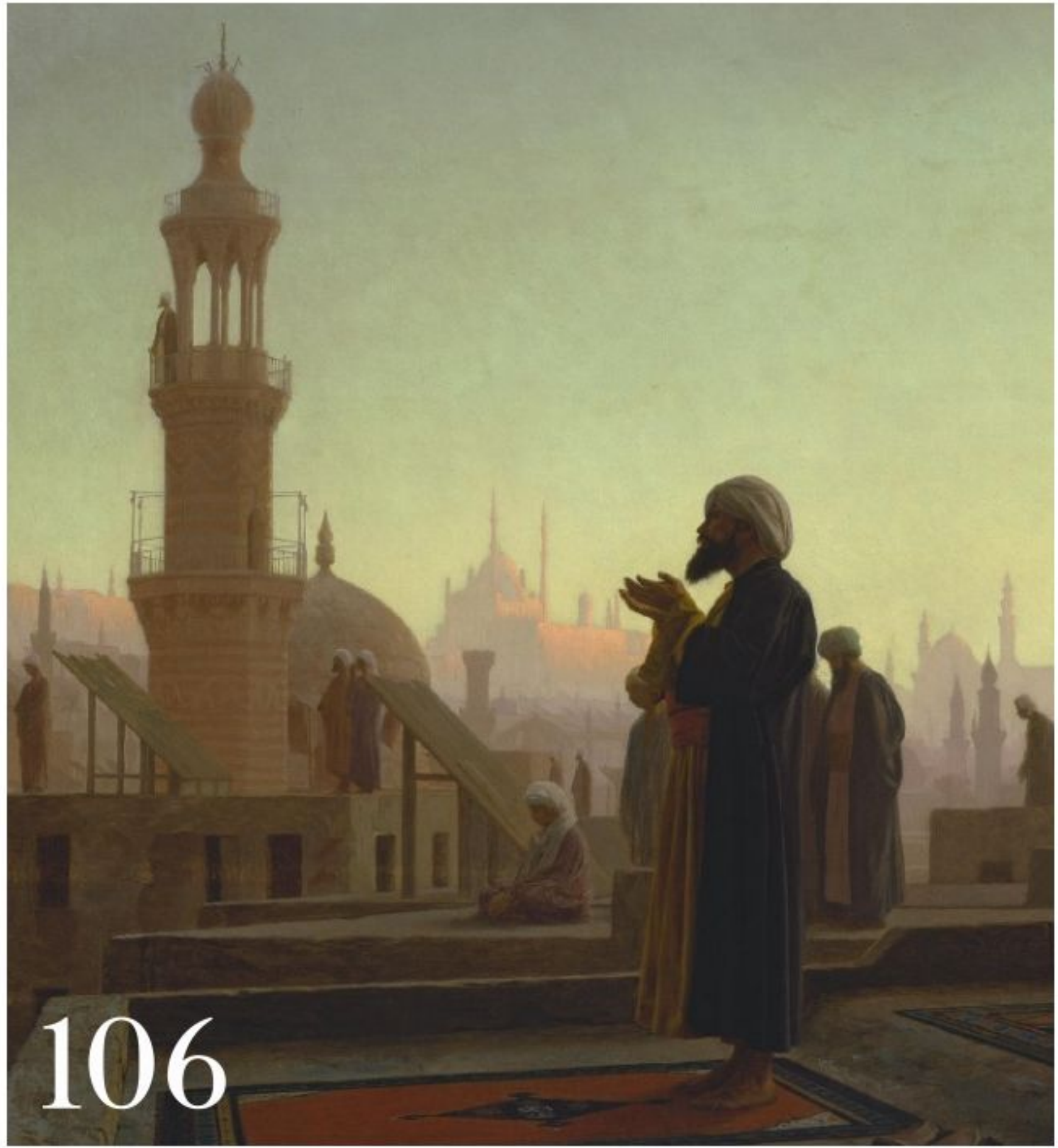
28

MOHAMMED Im Jahr 610 hat der Kaufmann aus Mekka eine Vision: Ein Engel gebietet ihm, Gottes Wort zu verkünden – die Geburtsstunde des Islam.



62

EXPANSION Nachdem Mohammeds Nachfolger die muslimische Herrschaft in Arabien gesichert haben, greifen sie nach Asien, Afrika – und erreichen 711 Europa.



106

PILGERFAHRT Der Hadsch, die Reise in die heilige Stadt Mekka, ist eine der Glaubenssäulen des Islam. Im 17. Jahrhundert gehört der Wallfahrtsort zum Territorium des osmanischen Sultans. Um die Pilger auf ihrem gefährlichen Weg durch die Wüste zu schützen, hat der Herrscher die Prozessionen straff wie Heerzüge organisiert.



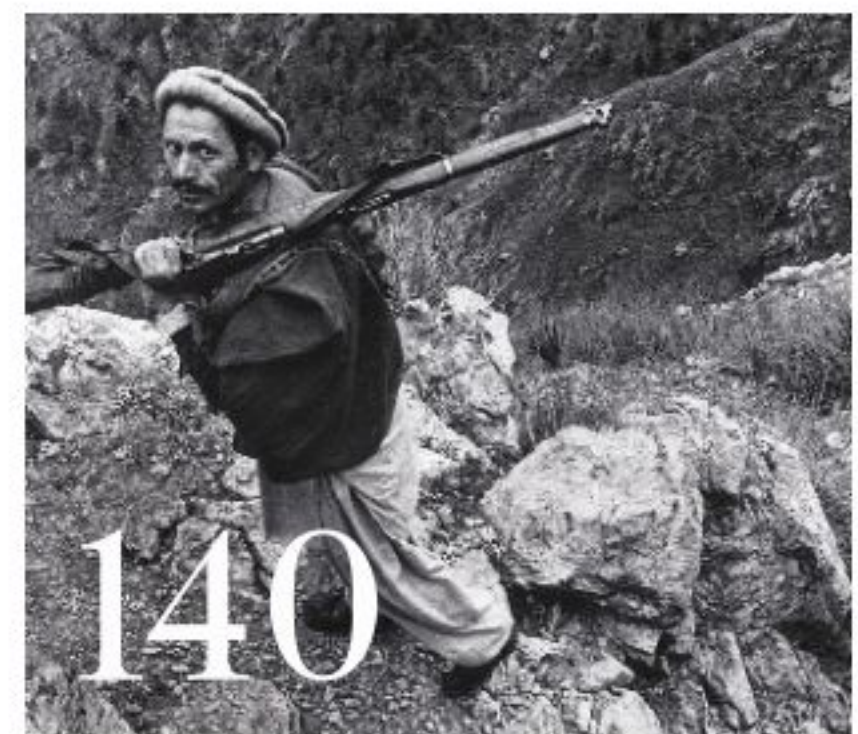
124

FREIHEITSKAMPF Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs streiten arabische Führer für einen unabhängigen Staat. Doch Europas Siegermächte haben andere Pläne.



46

KORAN Die Offenbarungen Allahs werden erst nach und nach aufgeschrieben. Doch die wahre Schönheit der Gottesworte soll sich ohnehin in der Rezitation zeigen.



140

ISLAMISMUS Der Sowjet-Einmarsch in Afghanistan ist eines der Ereignisse, die 1979 zum Epochenjahr machen: dem Jahr, in dem der Islamismus zur weltpolitischen Kraft wird.

INHALT # 73

RITUALE IN HINGABE AN DEN EINEN

Muslime auf der ganzen Welt sind verbunden durch zeitlose Bräuche – und vor allem durch den Glauben an den einen Gott ... 6

VERBREITUNG VON DER WÜSTE IN DIE WELT

Keine Religion ist so schnell expandiert wie der Islam. Denn von früh an verbindet sich der Glaube mit der Macht ... 24

MOHAMMED, 610 DER PROPHET AUS MEKKA

Nach einer göttlichen Erscheinung predigt der Kaufmann Mohammed ibn Abdallah gegen die Vielgötterei der Araber ... 28

KORAN, UM 650 DER TEXT DER TEXTE

20 Jahre nach Mohammeds Tod werden die göttlichen Offenbarungen, die er empfangen hat, verbindlich niedergeschrieben ... 46

BÜRGERKRIEG, UM 660 MUSLIM GEGEN MUSLIM

Im Reich der Gläubigen wird erbittert um die Macht gerungen. Die Fehde führt zur Entstehung des Schiitentums ... 50

EROBERUNGSZÜGE, 7. UND 8. JH. IM NAMEN ALLAHS

Mohammeds Nachfolger dehnen das islamische Herrschaftsgebiet immer weiter aus: 732 kämpfen die Muslime in Frankreich ... 62

HADITHE, UM 750 GOTT ZUM GEFALLEN

Neben dem Koran werden die Berichte über die Aussagen und Taten Mohammeds zur Grundlage des islamischen Rechts ... 74

BAGDAD, UM 800 DAS HERZ DES IMPERIUMS

In der Kapitale des Kalifenreiches blühen Kunst und Wissenschaft. Für Muslime ist die Stadt der Mittelpunkt der Welt ... 76

KREUZZÜGE, 1096–1291 KAMPF UMS HEILIGE LAND

Christliche Ritter brechen 1096 auf, um Jerusalem zu erobern: der Beginn eines 200-jährigen Ringens um den Nahen Osten ... 92

SÜDOSTASIEN, 1436 DAS SULTANAT VON MALAKKA

Muslimische Kaufleute dominieren im 15. Jahrhundert den Seehandel mit China. Sie tragen ihren Glauben bis nach Sumatra ... 100

PILGERZUG, 1672 AUF DEN SPUREN MOHAMMEDS

Der Hadsch, die Wallfahrt nach Mekka, ist eine Pflicht für fromme Muslime. Doch die Reise durch die Wüste ist gefährlich ... 106

WESTAFRIKA, UM 1800 DER KALIF VOM NIGER

Ein strenggläubiger Prediger will den Islam reinigen – und errichtet einen afrikanischen Gottesstaat ... 122

FREIHEITSKAMPF, UM 1920 IM GRIFF DES WESTENS

Als der Erste Weltkrieg die Osmanenherrschaft im Nahen Osten beendet, scheint die Chance für einen arabischen Staat da ... 124

ISLAMISMUS, 1979 GLAUBE, MACHT, GEWALT

Iran, Saudi-Arabien, Afghanistan: 1979 explodiert die Gewalt in der islamischen Welt. Und eine neue Ideologie zeigt ihre Kraft ... 140

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN ... 160

Die Welt von GEO ... 168

Impressum/Bildquellen ... 171

VORSCHAU

GEOEPOCHE BRITISH EMPIRE ... 172

GEOEPOCHE PANORAMA DER ZWEITE WELTKRIEG ... 173

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCHE-Ausgaben sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter www.geo-epoche.de, oder besuchen Sie uns auf Facebook

Bildauswahl: Weil es in der islamischen Welt – auch aus religiösen Gründen – eine weniger stark ausgeprägte gegenständliche Bildtradition gibt, musste die Redaktion zur Illustration der Texte häufig auf westliche Werke zurückgreifen. Oft stammen die Darstellungen daher nicht aus einem direkten inhaltlichen oder zeitlichen Kontext; sie sollen vor allem eine passende Anmutung vermitteln. Mitunter werden dabei auch Werke des Orientalismus gezeigt, einer europäischen Kunstrichtung des 18. und 19. Jahrhunderts, in der sich Maler in einer Mischung aus Verklärung und Verdammung – und nicht immer wirklichkeitsgetreu – dem muslimischen Kosmos widmeten.

Titelbild: Die Badshahi-Moschee, um 1673 in Lahore (im heutigen Pakistan) errichtet. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. Zur besseren Orientierung werden bei **geographischen Angaben** zumeist die heutigen, modernen Namen von Orten, Regionen und Staaten verwendet. Arabische Begriffe in lateinischer Schrift werden aus Gründen der besseren Lesbarkeit ohne die in der Wissenschaft üblichen Sonderzeichen wiedergegeben. Das arabische Wort für „Gott“, **allah**, erscheint im Heft oft unübersetzt in der lateinischen Umschrift. **Redaktionsschluss:** 29. Mai 2015

IN HINGABE AN DEN EINEN

Im Jahr 610 hat ein Kaufmann im Westen der Arabischen Halbinsel eine Erscheinung und verkündet fortan den Glauben an Allah, den einen und einzigen Gott. In den folgenden Jahrhunderten wird aus der Vision des Mohammed ibn Abdallah eine Weltreligion. Millionen um Millionen von Gläubigen sind verbunden durch die zeitlosen, ebenso innigen wie machtvollen Rituale des Islam, durch einen Kanon von Lebensregeln und religiösen Vorstellungen. Und vor allem durch Demut vor dem einen Gott und seinem Propheten

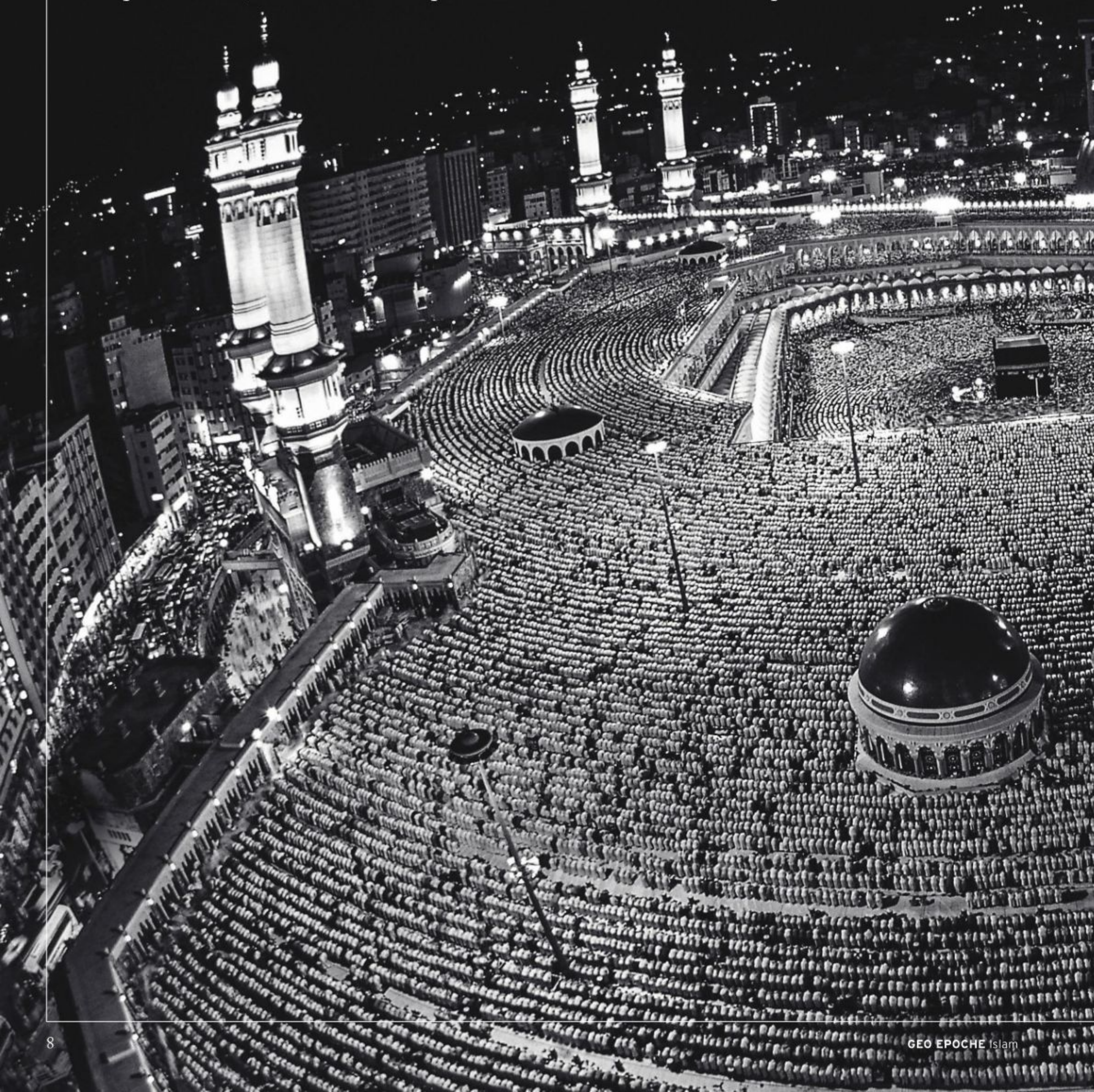


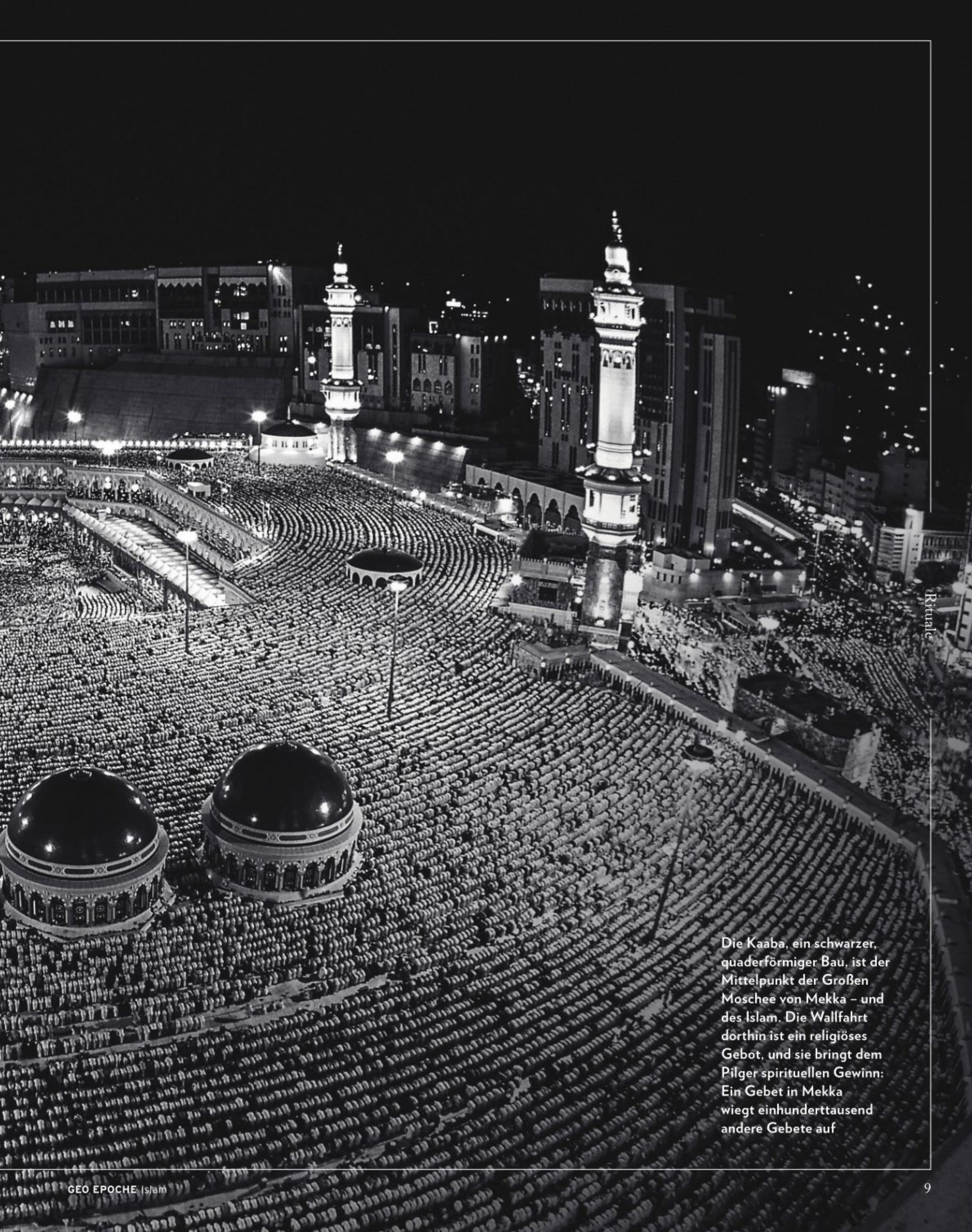


In der schroffen Einsamkeit eines Berges bei Mekka empfing Mohammed der Überlieferung nach zum ersten Mal als Prophet die Worte Gottes. Muslime müssen sich während ihrer regelmäßigen Gebete zum Allmächtigen genau in Richtung jener Stadt wenden – auch dieser Gläubige in Afghanistan

IM ZENTRUM DES GLAUBENS

Fünf Grundpflichten haben Muslime: Die Gläubigen müssen sich zu Allah als alleinigem Gott bekennen, mehrmals täglich beten, den Bedürftigen Almosen geben, im Ramadan fasten – und einmal im Leben eine Wallfahrt nach Mekka unternehmen. Dort, in der Geburtsstadt des Religionsstifters, vollziehen die Pilger seit Jahrhunderten die immer gleichen Rituale



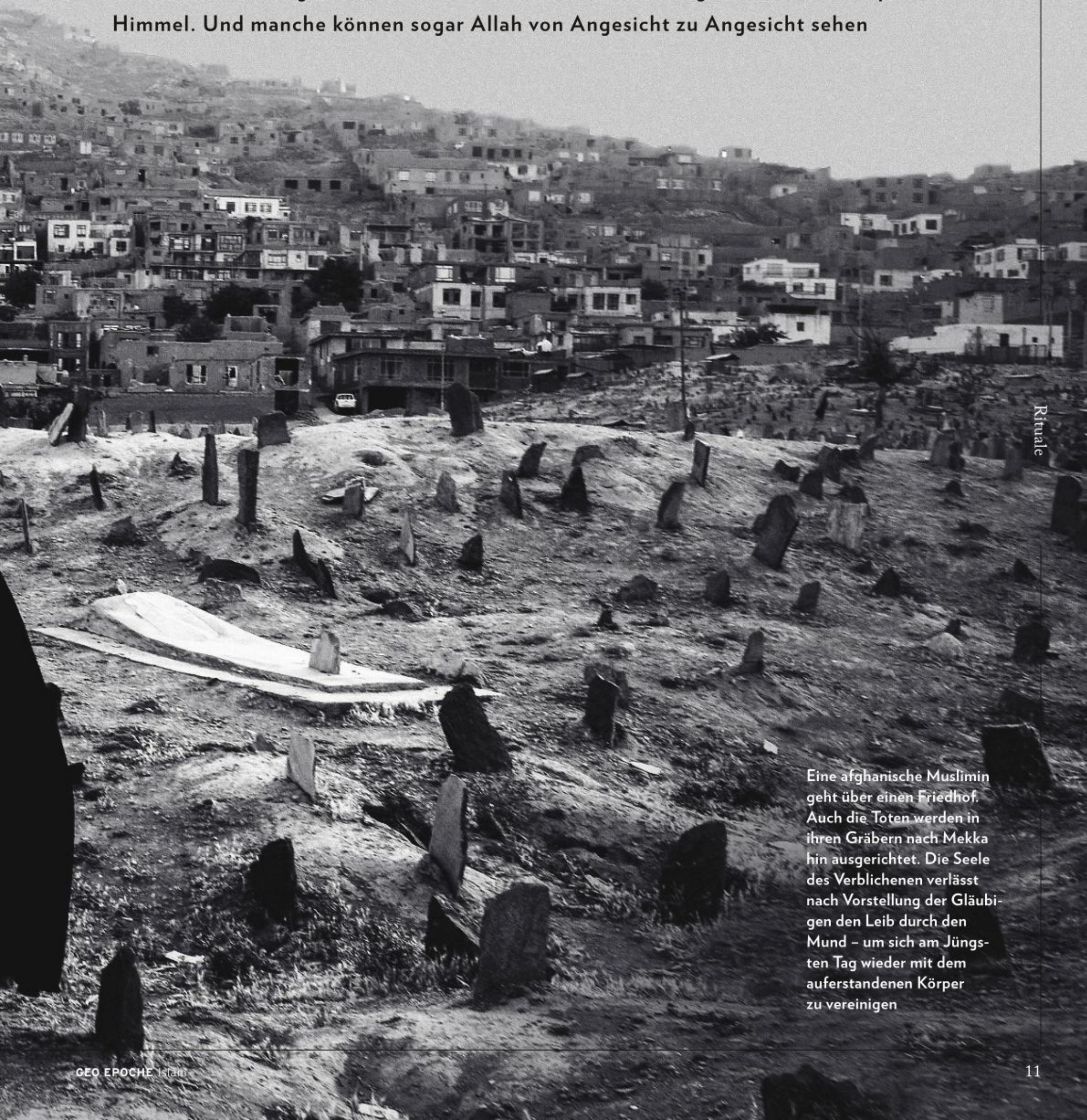


Die Kaaba, ein schwarzer, quaderförmiger Bau, ist der Mittelpunkt der Großen Moschee von Mekka – und des Islam. Die Wallfahrt dorthin ist ein religiöses Gebot, und sie bringt dem Pilger spirituellen Gewinn: Ein Gebet in Mekka wiegt einhunderttausend andere Gebete auf



ÜBER DEN TOD HINAUS

Der Islam gibt den Gläubigen Hoffnung, denn er verspricht ihnen – ähnlich wie die christliche Lehre – ein Weiterleben im Jenseits. Wer sein Dasein auf der Erde gottgefällig verbracht hat, der geht nach dem Gericht am Ende aller Tage hinauf in einen paradiesischen Himmel. Und manche können sogar Allah von Angesicht zu Angesicht sehen



Rituale

Eine afghanische Muslimin geht über einen Friedhof. Auch die Toten werden in ihren Gräbern nach Mekka hin ausgerichtet. Die Seele des Verbliebenen verlässt nach Vorstellung der Gläubigen den Leib durch den Mund – um sich am Jüngsten Tag wieder mit dem auferstandenen Körper zu vereinigen



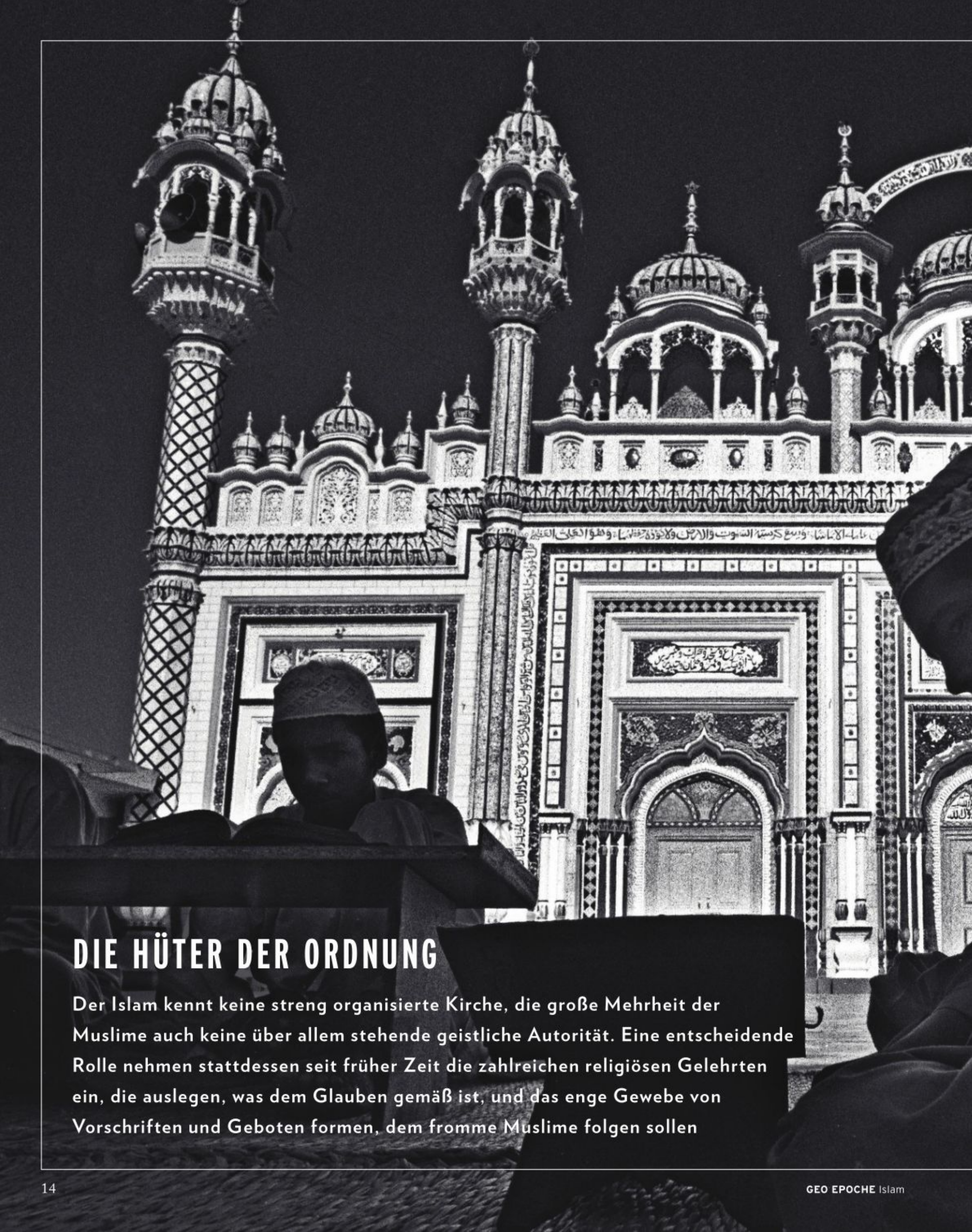
DER HEILIGE TEXT

Weit verbreitet sich der Islam über die Erde, durch die Waffen von Eroberern oder durch das friedliche Beispiel von Händlern und Reisenden. Sehr verschieden sind mitunter die entstehenden Varianten des Glaubens. Doch ein Buch verbindet alle Muslime: der Koran, jene Sammlung der unmittelbaren, unverfälschten Worte Gottes, die angeblich einst Mohammed offenbart wurden



Rituale

Auch nach China gelangt die Religion des Arabers Mohammed. In der nordwestlichen Provinz Xinjiang rezitieren Angehörige und religiöse Honoratioren bei einem Begräbnis gemeinsam Suren aus dem Koran. Die Schrift ist das ehrwürdigste Buchstabenwerk des Islam, die wichtigste Quelle des Glaubens. Und der Legende nach sogar fähig, Wunder zu erbringen



DIE HÜTER DER ORDNUNG

Der Islam kennt keine streng organisierte Kirche, die große Mehrheit der Muslime auch keine über allem stehende geistliche Autorität. Eine entscheidende Rolle nehmen stattdessen seit früher Zeit die zahlreichen religiösen Gelehrten ein, die auslegen, was dem Glauben gemäß ist, und das enge Gewebe von Vorschriften und Geboten formen, dem fromme Muslime folgen sollen



An besonderen Schulen, wie hier in Pakistan, lernen junge Muslime, deren Ausbildung bereits im Kindesalter beginnt, aus den religiösen Texten Regeln für das Leben der Gläubigen abzuleiten, also islamisches Recht zu schöpfen. Die Auffassungen der Gelehrten können durchaus kontrovers sein – und sind nicht unausweichlich bindend



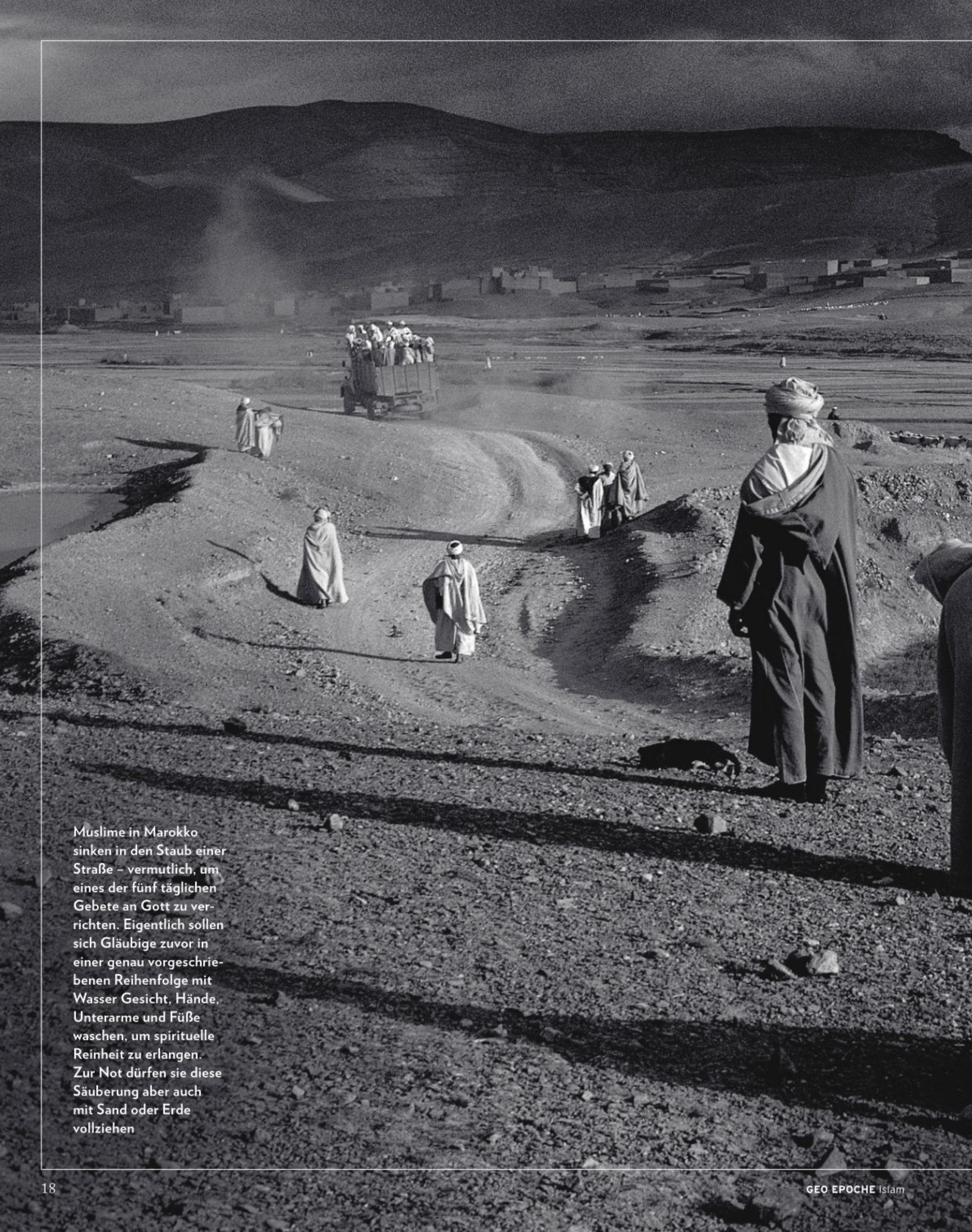


GLEICH VOR GOTT

Frauen haben im Islam dieselben Grundpflichten wie Männer und zählen eigentlich vor Allah ebenso viel. Dennoch gelten sie in einigen Passagen des Koran – und in den Augen vieler frommer Muslime – als das untergeordnete Geschlecht, das Führung braucht. So ist etwa eine Zeugin vor Gericht nur halb so viel wert wie ein männlicher Zeuge

Musliminnen in Kabul mit Kind: In den meisten islamischen Gesellschaften verhüllen Frauen ihr Haar, ihr Gesicht oder den ganzen Körper. Obwohl sich kein direktes Gebot zur Verschleierung in den Suren des Koran findet, propagieren es viele Religionsgelehrte aufgrund der traditionellen Auslegung islamischer Vorschriften

Rituale




Muslime in Marokko sinken in den Staub einer Straße – vermutlich, um eines der fünf täglichen Gebete an Gott zu verrichten. Eigentlich sollen sich Gläubige zuvor in einer genau vorgeschriebenen Reihenfolge mit Wasser Gesicht, Hände, Unterarme und Füße waschen, um spirituelle Reinheit zu erlangen. Zur Not dürfen sie diese Säuberung aber auch mit Sand oder Erde vollziehen

DIENER IHRES SCHÖPFERS

Gott hat die Pfade aller Menschen vorherbestimmt, glauben die Muslime. Dennoch sind die Sterblichen für ihre Taten verantwortlich, müssen den Verführungen böser Kräfte und des Satans widerstehen. Die Strafen Allahs können grausam sein; und so wird dem Allmächtigen vor allem eines entgegengebracht: Gehorsam

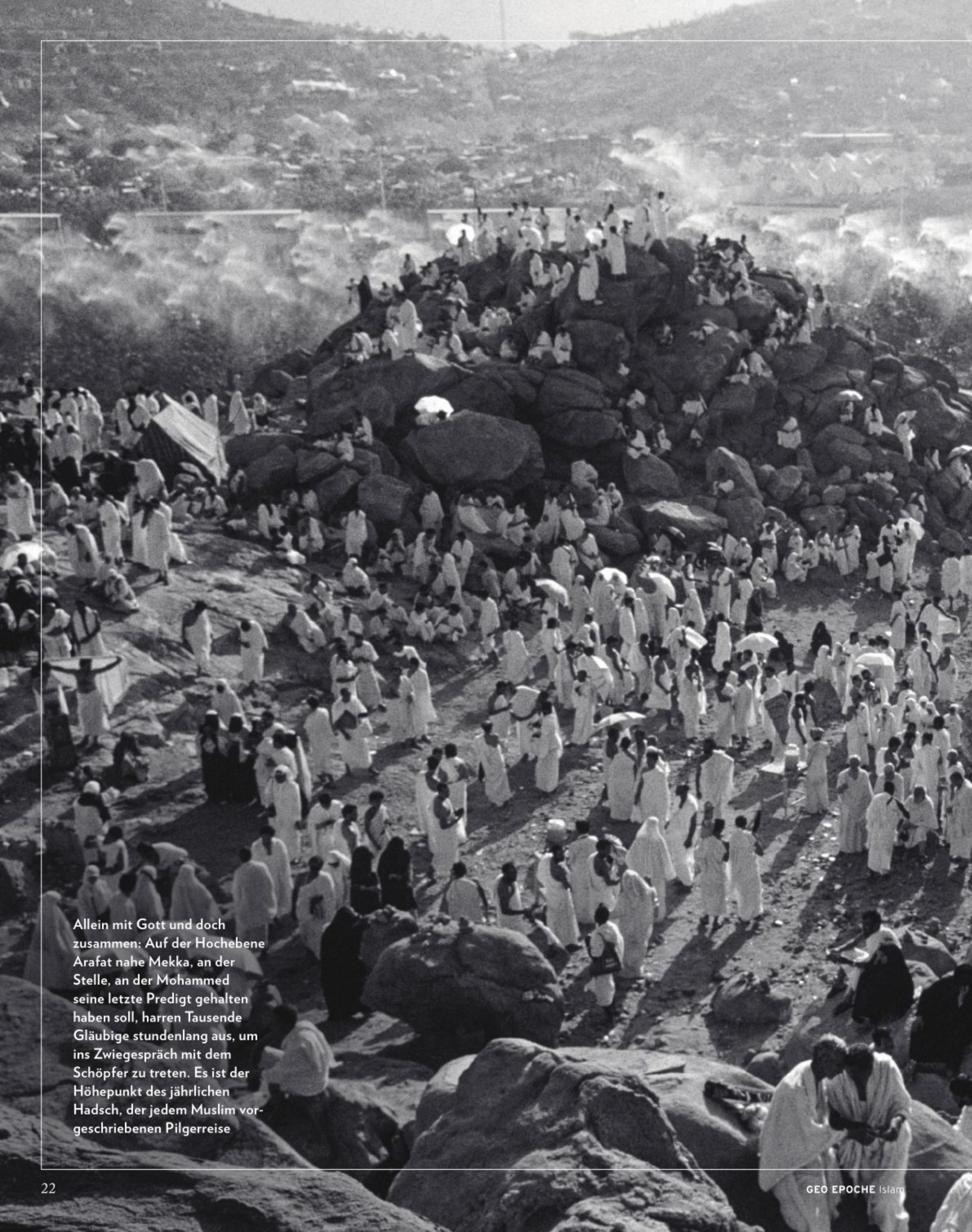
Rituale



Afghanische Schiiten
geißeln sich am Jahrestag
der Schlacht von Kerbela, in
deren Verlauf der Enkel
Mohammeds – ein Aspirant
auf dessen Nachfolge – von
feindlich gesinnten Muslimen
getötet wurde. Die eigenen
Anhänger ließen ihn damals
im Stich, und das blutige
Ritual der Selbstbestrafung
ist der Höhepunkt einer
zehn Tage dauernden Trauer-
feier um das Martyrium

BUßE FÜR EINEN URALTEN VERRAT

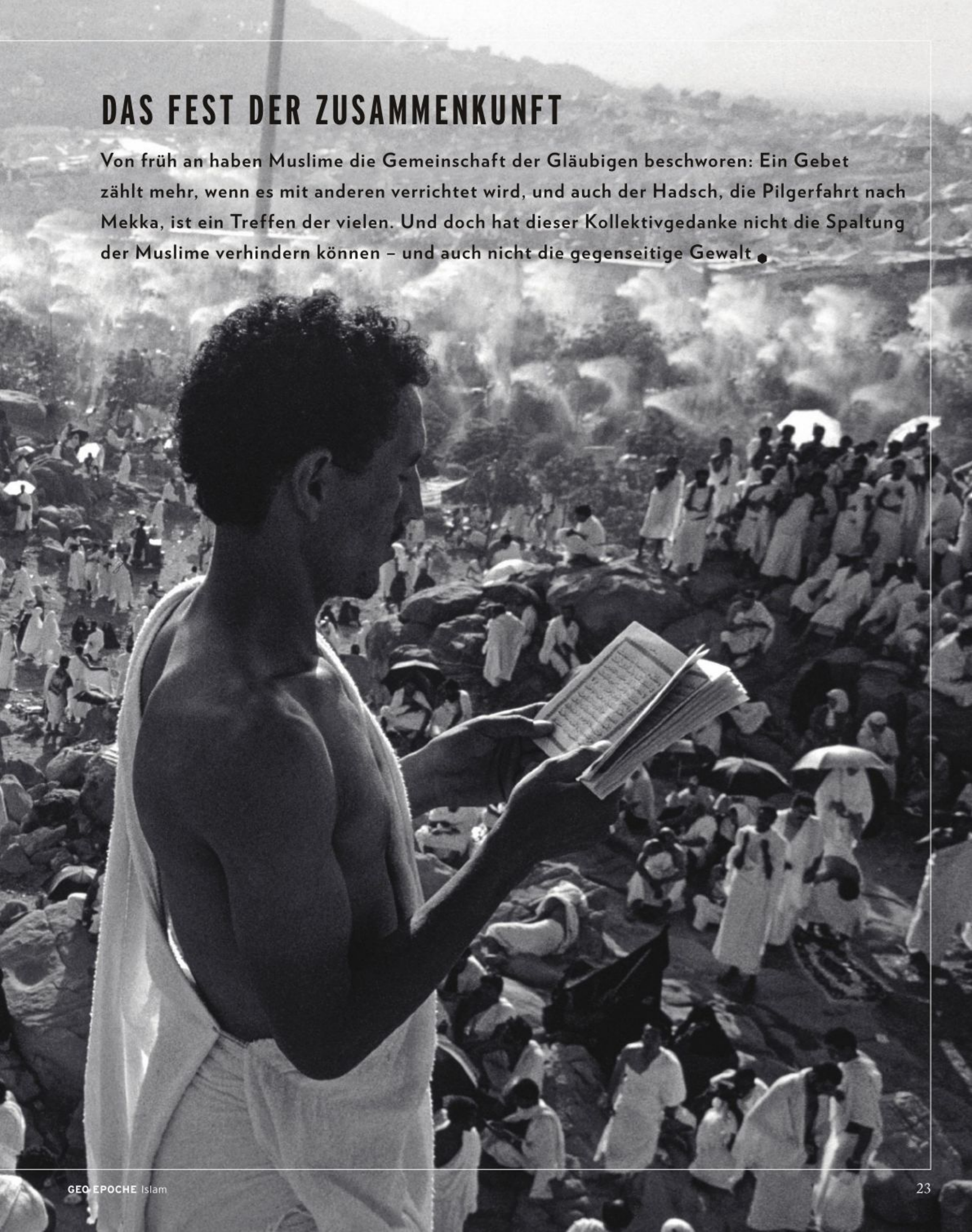
Tief gespalten ist die muslimische Welt: in die Mehrheit der Sunniten und die Schiiten, die größte Minorität. Ursprung der Zerrissenheit ist eine uralte politische Fehde um die Nachfolge Mohammeds: Weil ein Schwiegersohn des Religionsstifters um sein rechtmäßiges Erbe gebracht worden sei – und feindliche Muslime ihn und seinen Sohn später ermordeten –, klagen die Schiiten noch heute



Allein mit Gott und doch zusammen: Auf der Hochebene Arafat nahe Mekka, an der Stelle, an der Mohammed seine letzte Predigt gehalten haben soll, harren Tausende Gläubige stundenlang aus, um ins Zwiegespräch mit dem Schöpfer zu treten. Es ist der Höhepunkt des jährlichen Hadsch, der jedem Muslim vorgeschriebenen Pilgerreise

DAS FEST DER ZUSAMMENKUNFT

Von früh an haben Muslime die Gemeinschaft der Gläubigen beschworen: Ein Gebet zählt mehr, wenn es mit anderen verrichtet wird, und auch der Hadsch, die Pilgerfahrt nach Mekka, ist ein Treffen der vielen. Und doch hat dieser Kollektivgedanke nicht die Spaltung der Muslime verhindern können – und auch nicht die gegenseitige Gewalt. ●

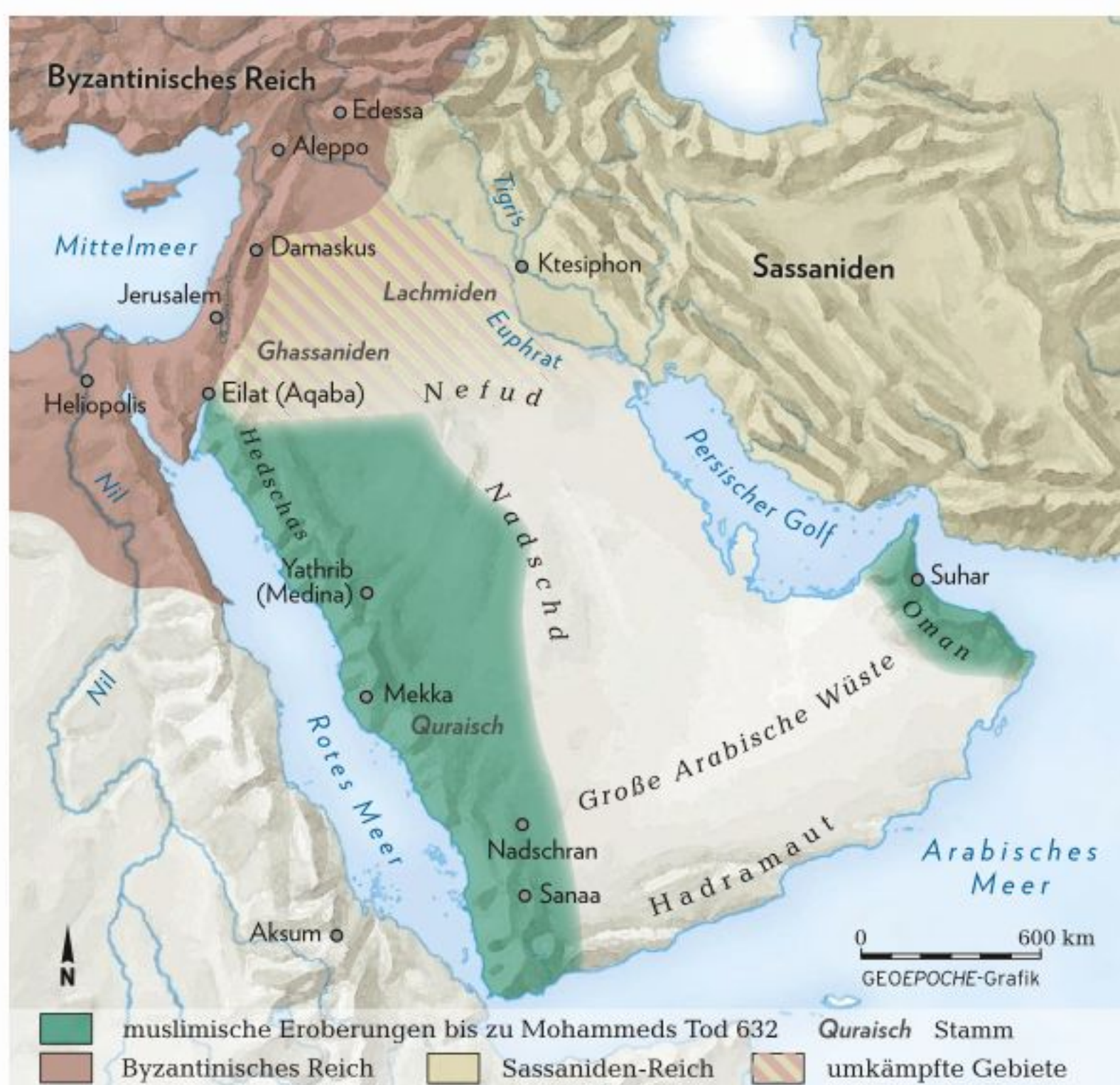


Von der Wüste in die Welt

Keine Religion hat sich in der Geschichte so schnell so weit ausgebreitet wie der Islam. Das liegt auch daran, dass der Glaube schon früh eng mit der Macht verbunden ist. Die Expansion verläuft in mehreren Phasen: Zunächst wächst im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr. fast explosiv ein gewaltiges Imperium heran, später verbreiten Händler die Lehren Mohammeds, weitet sich die islamische Welt durch Wanderungen und Feldzüge vieler, oft rivalisierender Völker und Dynastien. Die Fremdherrschaft der westlichen Kolonialherren im 19. und 20. Jahrhundert schwächt den Glauben nicht.

Doch sie erzeugt folgenreiche Demütigungen — Text: JENS-RAINER BERG; Karten: STEFANIE PETERS

632: MOHAMMEDS TOD



Als Mohammed 632 stirbt, beherrschen Muslime bereits weite Teile der Arabischen Halbinsel, jenes wüstenhaften Landes im Schatten zweier Großmächte: Byzanz und des von den Sassaniden regierten Persien. Der Glaubensstifter hat die Stämme der Region nach und nach unter seine Oberhoheit gebracht und so eine Art ersten Staat geschaffen – das Fundament für alle späteren Ausdehnungen des Islam

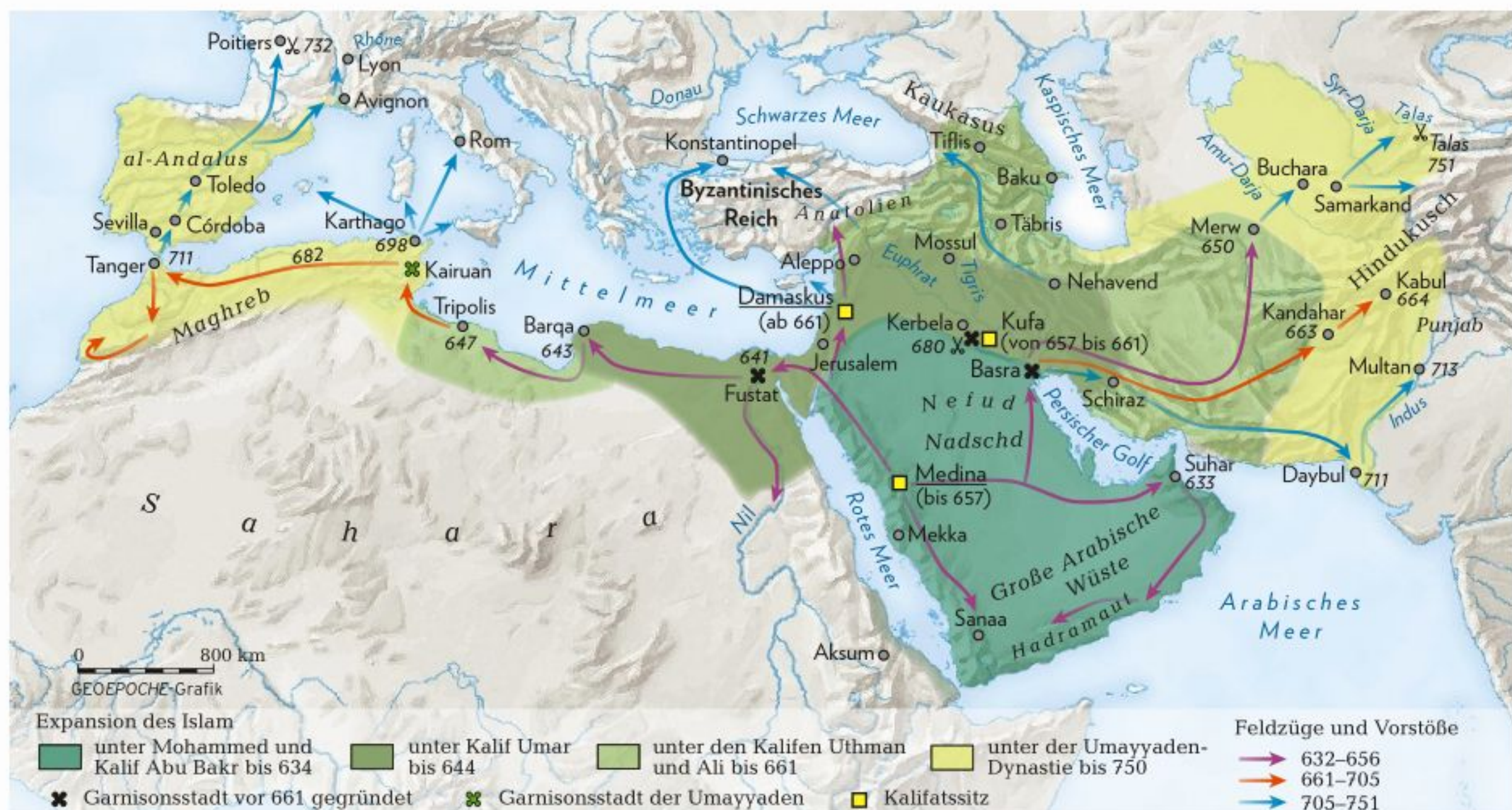
Nach seiner Entstehung in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts n. Chr. im Westen der Arabischen Halbinsel breitet sich der Islam schon bald über einen beträchtlichen Teil der Erde aus – und das in einer einzigartigen Geschwindigkeit.

Ein Grund dafür liegt in einer historischen Besonderheit: Anders als etwa das Christentum, das lange Zeit der Verfolgung durch die römischen Kaiser ausgesetzt war, anders auch als der Buddhismus, der anfangs eine weitgehend mönchische Bewegung blieb, ist der Islam fast von Beginn an eine Religion der Herrschenden, die aus der Einheit von Macht und Glauben immense Kraft schöpft.

Denn als der Religionsstifter Mohammed ibn Abdallah 622, zwölf Jahre nach seinen ersten Predigten, seine Heimatstadt Mekka verlassen muss, begründet er in Medina ein eigenes Gemeinwesen, das rasch an Bedeutung gewinnt – er wird also zu einem religiösen und weltlichen Anführer.

Aus jener engen Verbindung von Staat und Religion ergibt sich eine Dynamik, die den Aufstieg des Islam zur Weltreligion antreibt. Mohammed und

751: DIE GROSSE EXPANSION



Bald nach Mohammeds Tod beginnt eine beispiellose Ausbreitung, begünstigt durch die Schwäche von Byzanz und Persien. Im Verlauf etwa eines Jahrhunderts erobern Kämpfer unter Mohammeds Nachfolgern, den Kalifen, ein gewaltiges Imperium, das anfangs von Medina, später von Damaskus aus regiert wird. Auf Dutzenden Feldzügen dringen die Muslime bis nach Westeuropa und tief nach Zentralasien vor, wo sie 751 ein chinesisches Heer besiegen. Diese Schlacht markiert den Endpunkt der ersten großen Wachstumsphase. Größer wird das von einem einzigen Herrscher geführte muslimische Imperium nicht mehr werden.

1076: AFRIKA UND DIE VIELEN REICHE



Vom 9. Jahrhundert an zerbricht das Kalifenreich nach und nach in viele Teile und Machtzentren. Um 1100 herrschen im Osten die Seldschuken sowie die Ghasnawiden, beides islamisierte Turkvölker. In Kairo hat die Dynastie der Fatimiden, die der schiitischen Richtung des Glaubens angehört, ein mächtiges Gegenkalifat errichtet. Und muslimische Händler haben dazu beigetragen, dass dem Islam nun Menschen in weiten Teilen Afrikas folgen. Im Westen jenes Kontinents herrschen die strenggläubigen Almorawiden, die 1076 ihren Machtbereich bis in das Königreich von Gana ausweiten.

1511: IN DIE FERNE ASIENS



Zu Beginn des 16. Jahrhunderts ordnet sich die islamische Welt neu. Mit Granada ist erst kurz zuvor die letzte muslimische Bastion in Spanien gefallen. Dafür expandieren zwei neue Mächte: Die Osmanen erobern von Anatolien aus ein Imperium. Und das Gebiet der persischen Safawiden ist ebenfalls innerhalb weniger Jahre beträchtlich gewachsen. Längst hat sich der Islam weiter nach Osten bewegt: Kaufleute haben ihn schon früh nach Asien getragen, und um 1511 entsteht auf Sumatra mit Aceh ein neues Sultanat. Auch in Indien und Zentralasien verbreitet sich die Religion Mohammeds weiter

seine Nachfolger, die Kalifen, weiten das islamische Reich im Verlauf von etwa hundert Jahren durch Eroberungen und Verträge massiv aus. Schon im Jahr 711 erstreckt es sich von Spanien über Nordafrika und Arabien bis nach Zentralasien.

Die Kombination aus Macht und Religion ist überaus wirkungsvoll: Der Glaube befeuert die politische Expansion, da er für Legitimation sorgt und die Kämpfer motiviert – und zugleich trägt das wachsende Imperium den Islam in die Welt (selbst wenn die Bevölkerungen der unterworfenen Gebiete den neuen Glauben oft erst langsam annehmen).

Mehr als ein Jahrhundert lang untersteht das Verbreitungsgebiet des Islam

einem einzigen Kalifen. Dann jedoch beginnt dieses Imperium zu zerbrechen. Bald gibt es mehrere islamische Reiche mit rivalisierenden Herrschern, die nun auch Kriege gegeneinander führen.

Fortan sind es vermehrt Händler, die die Lehre Mohammeds unter anderem ins ferne Asien und in afrikanische Regionen südlich der Sahara tragen. Auch dort verbindet sich der Glaube bald mit der Macht, konvertieren einheimische Fürsten zur neuen Religion.

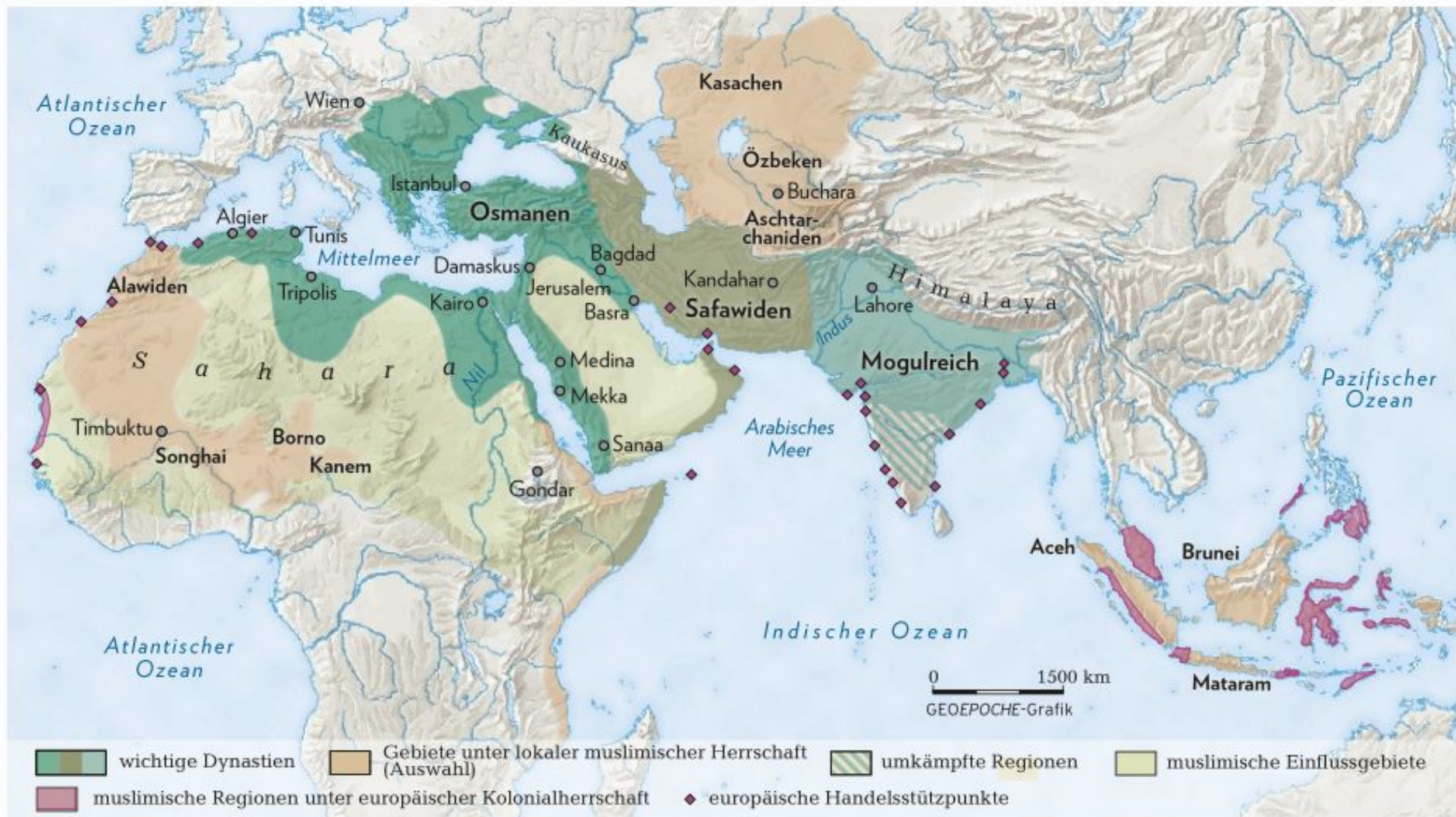
Von etwa 1500 an greifen die christlichen Staaten Europas auf die Welt aus und unterwerfen – technisch und militärisch überlegen – vor allem im 19. Jahrhundert nach und nach einen Großteil

der islamischen Länder. Der Niedergang einstiger Macht und Größe sowie die koloniale Unterdrückung treffen viele der Unterjochten tief.

Die Demütigung wirkt selbst noch nach, als nach dem Ende der Kolonialzeit um die Mitte des 20. Jahrhunderts die vormals fremdbeherrschten Staaten mit islamischer Bevölkerung ihre Unabhängigkeit erlangen (in rund 45 Ländern auf drei Kontinenten leben heute mehrheitlich Muslime).

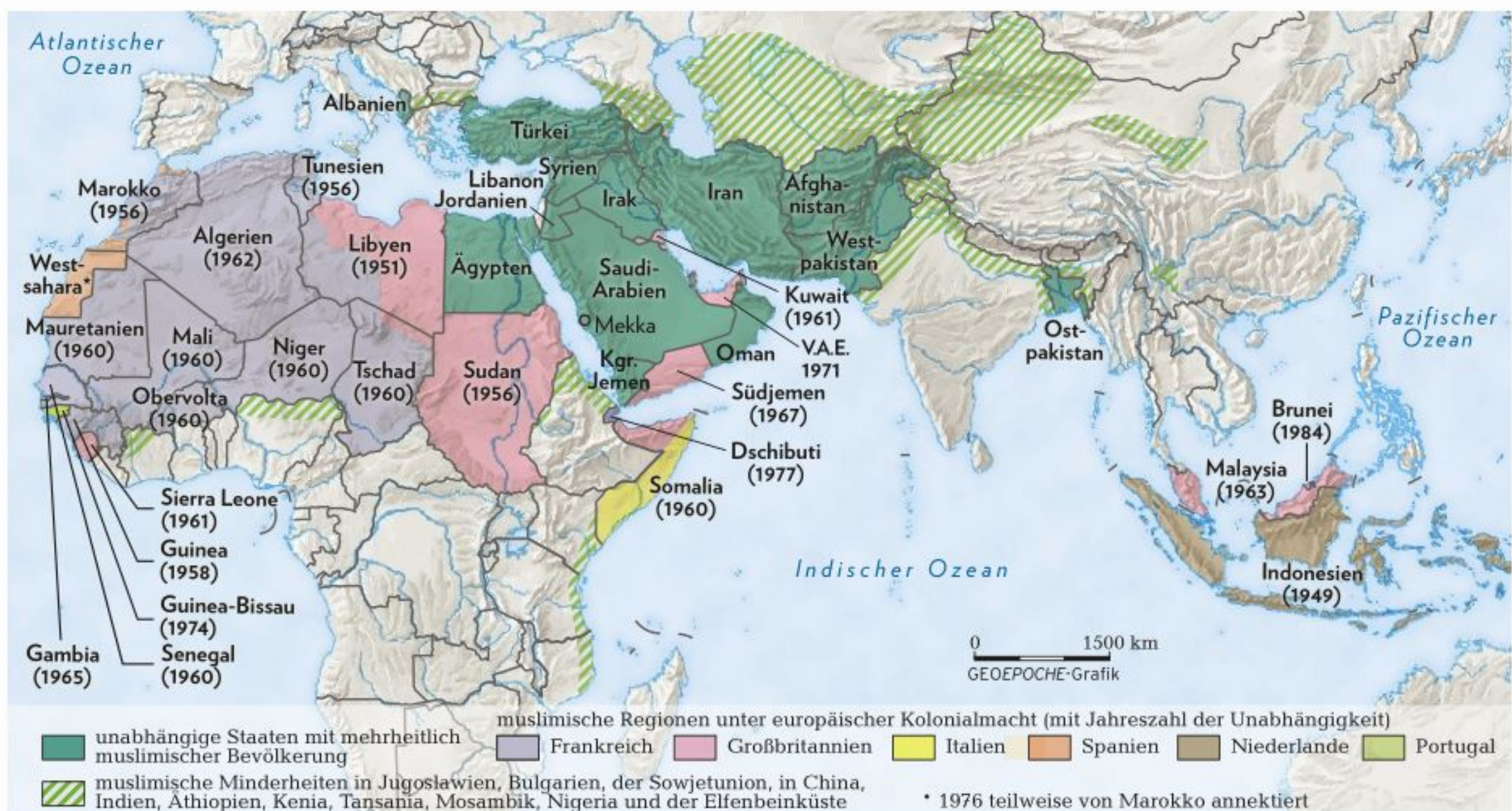
Und so sehen sich viele gewaltbereite islamistische Gruppen auch im 21. Jahrhundert noch als Kämpfer gegen die Entmachtung und Bevormundung durch den Westen. ●

1683: VORSTOSS IN EUROPA



Die islamische Welt der frühen Neuzeit wird geprägt von drei Großmächten: dem Mogulreich in Indien, dem Staat der persischen Safawiden sowie dem Osmanischen Reich, das sich mittlerweile um das gesamte östliche Mittelmeer erstreckt. Der Vormarsch der Türken ins Abendland endet jedoch 1683 – mit der erfolglosen Belagerung Wiens

1947: DIE KOLONIALE HERAUSFORDERUNG



Vom frühen 19. Jahrhundert an geraten weite Teile der islamischen Welt unter die Herrschaft westlicher Kolonialmächte, die ihren Einfluss auch in der Region des im Ersten Weltkrieg zerfallenden Osmanischen Reiches ausdehnen können. Doch nach 1945 erlangen immer mehr islamisch geprägte Länder die Unabhängigkeit. 1947 erhält der neu gegründete Staat Pakistan – geteilt in West und Ost – seine Souveränität, zwei Jahre später Indonesien, das bevölkerungsreichste muslimische Land der Erde

DER PROPHET AUS DER EINÖDE

Bis zu seinem 40. Lebensjahr führt Mohammed ibn Abdallah das Dasein eines Kaufmanns, zieht mit Karawanen durch Arabien, handelt mit Datteln und Tierhäuten – bis er 610 auf einem Berg nahe Mekka eine göttliche Erscheinung hat: Der Erzengel Gabriel verkündet ihm dort den Willen Allahs, des einen und einzigen Gottes. Bald darauf sieht sich Mohammed als Prophet, predigt die neue Botschaft. Und verbreitet seine Lehre schließlich auch mit dem Schwert — Von CAY RADEMACHER

Es ist die Geburtsstunde einer Weltreligion: Im Jahr 610 erscheint Mohammed auf dem Berg Hira der Erzengel Gabriel, der ihm das Wort Gottes offenbart. Mohammed soll fortan den Willen Allahs predigen und so die althergebrachte Vielgötterei der Araber überwinden. Wie in fast allen islamischen Darstellungen des Religionsstifters bleibt auch in dieser türkischen Buchmalerei aus dem 16. Jahrhundert sein Gesicht verborgen. Oft umgeben von einer Flamme der göttlichen Erleuchtung, hat er in der islamischen Bildtradition mal einen Schleier vor dem Antlitz, mal verschwimmen seine Züge, oder er wird durch einen Lichtkegel symbolisiert. Hintergrund ist eine bis heute umstrittene Überlieferung, nach der Mohammed jedes »menschengleiche Bild« verurteilte. Wenngleich sich dieses Verbot eigentlich auf alle Darstellungen von Personen bezieht, wird in den meisten religiösen Kunstwerken lediglich Mohammeds Gesicht unkenntlich gemacht



M

Mohammed ibn Abdallah ist Soldat, Politiker und Herrscher. Er plündert Feinde aus, schließt Bündnisse ab und schickt Karawanen durch die Wüste. Ein Patriarch, der über ein Dutzend Frauen und eine Töughterschar herrscht, über Sklaven und Freigelassene. Seinen Gegnern ein schrecklicher Feind, seinen Gefolgsleuten ein charismatischer Führer.

Doch Mohammed ibn Abdallah wird in den mehr als 60 Jahren seines Lebens Arabiens Wüste kaum je verlassen. Zu seiner Zeit nehmen fast ausschließlich Beduinen und Oasenbewohner Notiz von ihm, kaum eine Zeile eines zeitgenössischen Historikers über ihn hat sich erhalten. Auch er selbst wird, das glauben zumindest heute seine Anhänger, nie ein Wort zu Papier bringen, denn er gilt ihnen als des Lesens und Schreibens unkundig.

Mohammed ibn Abdallah, geboren um das Jahr 570 in Mekka, ist ganz und gar ein Mann von dieser Welt, und diese Welt ist eng. Es ist eine Welt der Fehden zwischen Beduinenstämmen, der Kamelkarawanen, deren Fracht bloß Leder und Datteln sind, der Städte aus Lehmhütten und Staubplätzen.

Aber aus dieser armseligen Welt öffnet ausgerechnet er den Blick auf eine andere Welt: Als er schon zwei Drittel seines Lebensweges abgesprochen hat, berichtet Mohammed ibn Abdallah auf einmal von göttlichen Offenbarungen.

Der Händler wird mit seinen Predigten, seinen Lehren, seinen Taten zum Begründer einer Religion, des Islam.

Seinen Anhängern ist Mohammed das „Siegel der Propheten“: der Vollender einer uralten Tradition von Gott auserwählter Verkünder. Zugleich symbolisiert er den Neubeginn, den Aufbruch einer neuen, der muslimischen Gemeinschaft.

Bedenkt man, wie sehr Mohammed den Islam geprägt hat und wie dramatisch schnell sich dieser neue Glaube über drei Kontinente spannen wird, so hat wohl kaum ein Mensch je den Lauf der Geschichte so verändert. Und doch hätte nicht viel gefehlt, und er wäre eines unrühmlichen Todes gestorben.

Mekka, Haus des Qusayy ibn Kilab, Freitag, 16. Juli 622. Die Scheichs der Karawanenstadt versammeln sich zum Rat. Mekka, das sind vielleicht ein paar Hundert Lehmhütten, zusammengeba-

So hat sich längst herumgesprochen, dass der Händler Mohammed ibn Abdallah seit Jahren predigt, dass es nur einen Gott gebe: Allah. Dass die vielen Göttinnen und Götter, denen in Mekka Schreine geweiht sind, nichts seien als schändliche Götzen. Dass Allah, der eine Gott, am Ende aller Tage jeden Menschen richten werde.

Welche Anmaßung! Ist dieser Mohammed nicht bloß ein Händler unter vielen, eine Waise zudem, die ihren



Nach der ersten Begegnung mit dem Erzengel Gabriel kehrt Mohammed noch viele Male zum Berg Hira zurück. Dort und an anderen Orten empfängt er weitere Lehren über das gottgefällige Leben

cken von der Wüstensonne in einem schroffen Felstal im Westen Arabiens.

Manchmal laden Händler hier Waren auf Kamelrücken und schicken die Tiere nach Süden, zu den reichen Städten Jemens, oder nach Norden, wo sich die Einöde bis nach Syrien erstreckt. Viel ist es nicht, und die meiste Zeit des Jahres geschieht hier nichts.

Dies ist kein Ort, an dem man lange ein Geheimnis bewahren könnte.

Wohlstand vor allem der Hochzeit mit einer reichen Kaufmannswitwe zu verdanken hat?

Welcher Frevel! Werden die von Mohammed verfluchten Götzen nicht schon seit Urzeiten verehrt?

Kommen nicht Pilger aus allen Ecken Arabiens nach Mekka, um ihnen Reverenz zu erweisen?



Kein Geheimnis auch, dass Mohammed nicht mehr allein ist. Er hat Anhänger gewonnen, die seiner Lehre folgen: in der Familie, unter seinen Freigelassenen, seinen Freunden, seinem Clan. Dutzende. Womöglich sind es schon Hunderte. Doch plötzlich sind diese Anhänger verschwunden.

Über Tage sind sie nach und nach aus der Stadt gesickert wie Sand, der durch die Finger rieselt. Allein oder in kleinen Gruppen sind sie fortgegangen.

Wohin? Nach Yathrib, so sagt man, einer Stadt 400 Wegkilometer im Norden, einem bedeutenderen Ort. Warum haben sie sich davongestohlen? Warum sind sie dorthin gezogen?

Und werden sie zurückkehren?

Im Haus, in dem sich an diesem Tag die Scheichs versammelt haben, tritt Abu Dschahl vor, seit Langem der

Zunächst verbreitet Mohammed die neue Botschaft nur in seiner Heimatstadt Mekka. Diejenigen, die den neuen Glauben annehmen, heißen später Muslime – die »sich Gott Unterwerfenden«

erbitterteste Feind der neuen Religion. Er fordert Blut. Noch nämlich hält sich Mohammed, der Anführer der Verschwundenen, in Mekka auf, umgeben bloß noch von wenigen Getreuen.

Lasst uns diesen Prediger töten, bevor auch er sich davonmacht, fordert Abu Dschahl. Und bevor er aus der Fremde mit seinen Anhängern gegen Mekka rüstet, um als Eroberer mit seinem neuen Glauben zurückzukehren!

Lasst aus jedem Clan einen jungen Krieger mit einem scharfen Schwert kommen! Lasst uns gemeinsam in der nächsten Nacht Mohammed töten, bevor er noch mehr Unheil anrichten kann!

Und: Stammen die Mörder aus jedem Clan Mekkas, dann wird die Familie des Opfers nicht wagen, Rache zu nehmen. Es ist das Todesurteil über Mohammed, ausgesprochen von den mächtigsten Männern seiner Heimatstadt.

Doch auch dieses Geheimnis wird durch die Gassen von Mekka gewispert. Der Erzengel Gabriel, so wird Mohammed später erklären, sei ihm erschienen und habe ihm verkündet: »Schlafe diese Nacht nicht in dem Bett, in dem du sonst immer schläfst!«

Wie dem auch sei: Mohammed jedenfalls gebietet Ali, einem seiner wenigen verbliebenen Anhänger, sich statt seiner in einen grünen Mantel zu hüllen und sich auf die Schlafstatt zu legen. Er selbst begibt sich zum Haus von Abu Bakr, einem weiteren Gläubigen.

Nacht. Die Mörder stürmen Mohammeds Haus. Verrat! Sie zerren Ali unter den Decken hervor (und sind immerhin gnädig genug, ihn nicht mit ihren Schwertern in Stücke zu hauen). Tumult.

Nichts ist geheim in Mekka, jedermann weiß, dass auch Abu Bakr dem verhassten Prediger folgt, und so machen sich die Attentäter auf zu dessen Haus. Doch bevor sie dort eindringen können, entkommen Mohammed und Abu Bakr aus einem Fenster – und verschwinden in der Dunkelheit.

Später wird ein muslimischer Herrscher diese Flucht aus Mekka nach Yathrib (das zu Ehren Mohammeds später in Madina al-Nabi umbenannt wird, die »Stadt des Propheten«, deutsch Medina) zum Anfang eines neuen Kalenders erklären: Die islamische Zeitrechnung wird das Jahr eins auf das Jahr der *hidschra* legen, der Flucht nach Medina.

Völlig zu Recht, denn mit jenem nächtlichen Bravourstück beginnt ein neues Zeitalter: Eine neue Zivilisation stürmt die Bühne der Weltgeschichte.

Vor Mohammed: Da ist Arabien, dieses rund drei Millionen Quadratkilometer große Dreieck aus Felsen und Sand zwischen dem Roten Meer und dem Persischen Golf, ein Niemandsland in der Nachbarschaft zweier Imperien – Byzanz und des iranischen Reichs der Sassaniden.



Zwar sagt die islamische Lehre eindeutig, dass Mohammed ein Mensch ohne göttliche Eigenschaften ist. Dennoch erzählen sich die Muslime Wundergeschichten von ihrem Propheten – so soll ihn ein Reittier mit menschlichem Antlitz eines Nachts vorübergehend in den Himmel getragen haben

Das christliche Byzanz, hervorgegangen aus dem antiken römischen Weltreich, umschlingt wie eine Klammer das östliche Mittelmeer: Von Griechenland und dem Balkan über Kleinasien, den Nahen Osten bis nach Ägypten und zur libyschen Wüste unterstehen die Menschen dem Kaiser in Konstantinopel.

Und von der persischen Königsstadt Ktesiphon aus gebietet der Schah über den Iran und weite Regionen des Orients.

Seit Jahrhunderten zehren sich Byzanz und Persien in schier endlosen Kriegen aus. Der Norden der arabischen Wüste ist dabei zu einer Art Pufferregion geworden, die niemand je richtig kontrolliert. Für den Kaiser wie für den Schah ist diese Einöde – und erst recht das karge Zentrum der Halbinsel – zu entlegen, zu arm, zu undurchdringlich, als dass man sie je unterworfen hätte.

Manchmal schickt man Soldaten hinein, gelegentlich werden Festungen am Wüstensaum besetzt, doch Arabiens Herzland wird niemals von einem der beiden Reiche dauerhaft durchdrungen.

Stattdessen toben im Norden der Halbinsel Stellvertreterkriege: Jeder Herrscher hat mit Gold und anderen Schätzen ein, zwei mächtigere Beduinestämme als eine Art Söldnertruppe geworben. Es sind Freibeuter des Sandmeeres, die auf ihren Streifzügen das Gebiet des jeweils anderen Imperiums plündern und gelegentlich bei großen Schlachten als Hilfskohorten fechten.

Der Westen Arabiens aber ist für die Herrscher der Großreiche nicht einmal als Ort für Stellvertreterkriege interessant. Seinen Bewohnern bleibt nicht viel mehr als der regionale Handel mit den Datteln der Oasenhaine und mit Tierhäuten.

Und die Stadt Mekka ist bloß ein unbedeutender Knoten in dem dünnen Netz traditioneller Handelswege. Zwar entsenden die Händler von Mekka aus Karawanen zur Hafenstadt Aden im Süden und bis nach Gaza hinauf. Doch orientalische Schätze schleppen die Kamele nicht. Selbst dem Koran nach wird Mekka als „Tal ohne Saat“ beschrieben.

Ein einziges steinernes Gebäude ragt zwischen den Lehmhütten auf, kei-

ne Karawanserei, keine Festung, keine Residenz – sondern ein heiliger Schrein.

Die Kaaba.

Ein Würfel, innen hohl, gemauert aus Geröll, in dessen Nordostecke der „schwarze Stein“ eingefügt worden ist, vielleicht ein Meteor.

Der jetzige Bau des Kultzentrums soll, so verbreitet es später die islamische Tradition, von Abraham auf seiner Wanderung errichtet worden sein, als er seinen Sohn Ismael und dessen Mutter in diesem Tal zurückließ. (Abraham gilt auch den Muslimen als Stammvater.)

Tatsächlich lassen Indizien vermuten, dass die Kaaba irgendwann in der Zeit zwischen 100 v. Chr. und 100 n. Chr. errichtet worden sein könnte. Im Inneren, so berichten es jedenfalls muslimische Autoren späterer Jahrhunderte, schmücken Bilder von Abraham und anderen Propheten die Wände.

Die Menschen in Mekka beten zu vielen Göttern. Sie beten in heiligen Tälern den Mondgott und die Sonnengöttin an, und sie fürchten die *dschinn*, die Dämonen, die im Finstern und in der Wüste hausen.

Und manches scheint darauf hinzudeuten, dass irgendwann in dieser Zeit nach und nach ein Gott immer stärkere Verehrung genießt: al-Ilah, „der Gott“.

Dieser al-Ilah ist nur eine Art gebietender Gott in einem Kosmos vieler höherer Wesen. Aber der Weg zum Monotheismus ist da schon nicht mehr sehr weit – zumal in Arabien ja längst auch der Glaube an den alleinigen Gott Wurzeln geschlagen hat: der Glaube der Christen und Juden.

So kommen aus Aksum, dem christlichen Königreich in Äthiopien, nur wenige Reisetage entfernt am gegenüberliegenden Ufer des Roten Meeres, hin und wieder Soldaten und Händler in den Süden Arabiens. Und nördlich der Halbinsel haben Mönche bereits Klöster eingerichtet, haben sich schon mehrere Stammesführer zu Christus bekannt.

Weitaus zahlreicher noch sind die Juden in Arabien. In der Stadt Yathrib zum Beispiel sind drei der wohlhabendsten Stämme jüdisch. Vermutlich sind es Araber, die irgendwann zum Judentum konvertiert sind.

So ist, als Mohammed geboren wird, der Glaube der Menschen auf der Halbinsel kein fest gefügter Bau, sondern ein Nebeneinander von altarabischen Überlieferungen und jüdisch-christlichen Gedanken.

Viele Einzelheiten dieser frühen Zeit sind später, nachdem der Islam triumphiert hatte, für immer vergessen worden. Heutzutage ist es daher für Historiker fast unmöglich, zu rekonstruieren, was genau zu jener Zeit in Mekka geglaubt wird. Sehr wahrscheinlich ist aber, dass die Kaaba ein Pilgerziel auch für Menschen ist, die weit jenseits der Stadtgrenzen leben. In drei bestimmten, „heiligen“ Monaten kommen die Gläubigen und umschreiten sie in einer Zeremonie.

Was da exakt vor sich geht, ja welche Götter hier eigentlich verehrt werden, kann heute niemand mehr sagen. Aber die religiöse Wirkung Mekkas zu jener Zeit ist beträchtlich, reicht jedenfalls weit über seine kommerzielle Bedeutung hinaus.

Mekka mag zwar bloß eine kleine Wüstensiedlung sein, die Kaaba jedoch ist wohl schon eines der bedeutendsten Kultzentren Arabiens.

D

Das genaue Geburtsdatum Mohammeds ist im Dunkel der Geschichte verschwunden, als Geburtsjahr wird in islamischen Texten späterer Jahrhunderte immerhin das Jahr 570 überliefert. Es sind die besten Quellen, die Historiker über die Frühzeit des Islam haben.

Kaum helfen kann den Wissenschaftlern in dieser Frage dagegen der Koran – die um 650 erstmals in eine verbindliche Fassung gebrachte Sammlung der Verkündigungen Mohammeds (siehe Seite 46). Denn anders als die Bibel, die man auch als Geschichtswerk lesen kann, gilt der Koran allein als Gottes Offenbarung. Im ganzen Text werden nur neun für Mohammeds Lebenszeit relevante Orte genannt, darunter Mekka.

Und Mohammed selbst ist einer von bloß drei Menschen seiner Zeit, die namentlich auftauchen – und auch das nur an fünf Stellen. Hätte man allein den

Koran, so wüsste man fast nichts über den Begründer des Islam.

Doch selbstverständlich haben sich die Menschen, die Mohammed folgten, Geschichten über ihn erzählt, haben seine Taten weitergetragen, seine Aussprüche memoriert. Seine Frauen, seine Töchter, seine engsten Vertrauten leben nach seinem Tod noch jahrzehntelang, meist hochgeehrt, in der muslimischen Gemeinschaft. Und schon wenige Generationen später beginnen Gelehrte, diese

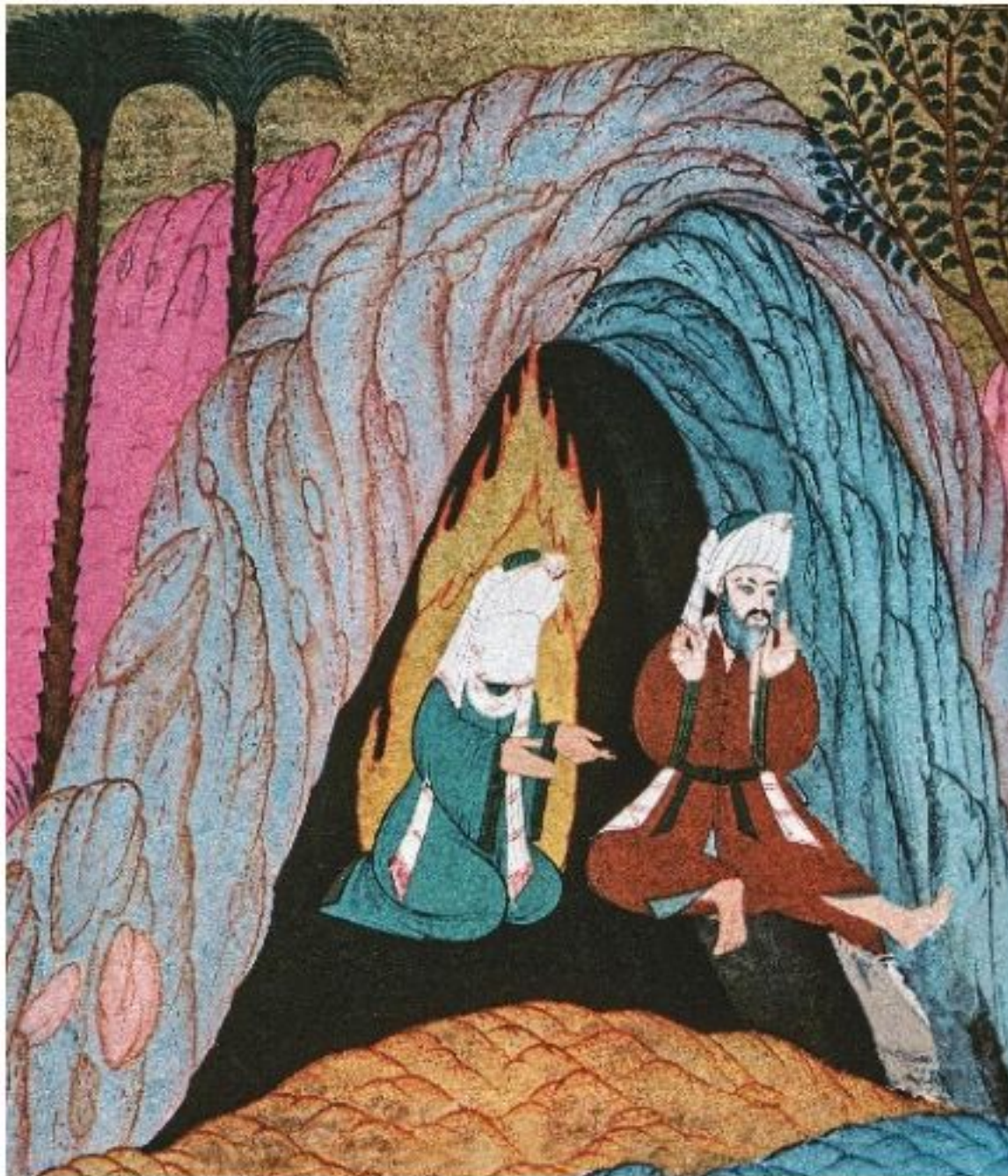
reichen, doch angesehenen Familie aus Mekka: Sein Großvater ist jener Mann, der in der Stadt die höchst ehrenvolle Aufgabe hat, die Nahrungsversorgung der zur Kaaba ziehenden Pilger zu organisieren. Allerdings ist Mohammeds Kindheit düster: Der Vater stirbt noch vor der Geburt des Jungen, die Mutter sechs Jahre darauf.

Der Heranwachsende zieht eine Zeit lang mit dem Beduinenstamm einer Amme herum und hütet Schafe. Ibn Ishaq berichtet, der jugendliche Mohammed habe unter anderem mit seinem Onkel eine Karawane bis nach Syrien

(wobei es diese reiche Frau selbst ist, die Mohammed die Ehe anträgt). Und manches deutet darauf hin, dass kein Mensch Mohammeds Lebensweg je so beeinflusst hat wie diese Frau.

Chadidscha macht ihn jedenfalls über Nacht zu einem bedeutenden Bürger. Mit den Waren der Kaufmannswitwe bestückt Mohammed Karawanen und fährt damit große Gewinne ein.

Chadidscha wird die Mutter seiner vier Töchter. (Zwei Söhne, die sie auch zur Welt bringt, sterben früh.) Sie wird der erste Mensch werden, dem Mohammed seinen neuen Glauben anvertraut, und sie wird auch seine erste Gefolgsfrau sein. Und schließlich wird Mohammed bis zu Chadidschas Tod keine andere Frau heiraten, obwohl in Arabien zumindest wohlhabende Männer oft mehrere Gattinnen haben.



Viele Bewohner Mekkas sehen in Mohammeds Worten eine Anmaßung. Sie wollen an ihren alten Göttern festhalten und planen, den Prediger zu töten. Der flüchtet mit einem Gefolgsmann in eine Höhle in der Wüste

mündlichen Überlieferungen zusammenzutragen (siehe Seite 74).

Der bedeutende, im Jahr 767 gestorbene Gelehrte Mohammed ibn Ishaq verfasst auf dieser Grundlage die Biografie „Das Leben des Propheten“, die bis heute als wichtigste Quelle gilt.*

Mohammed, „der Gepriesene“, ist demnach der Spross einer zwar nicht

begleitet. Als junger Mann habe er an den „sündigen Kriegen“ teilgenommen, an Stammesfehden, die deshalb „sündig“ sind, weil sie während der Pilgermonate ausgefochten werden, obwohl dort die Religion Frieden gebietet.

Das wohl entscheidende Ereignis in Mohammeds erstem Lebensabschnitt ist 595 seine Hochzeit. Der 25-Jährige heiratet die vermutlich 15 Jahre ältere, bereits zweimal verwitwete Chadidscha

Etwa zehn Jahre nach der Eheschließung muss die Kaaba erneuert werden. Die Clanführer Mekkas wollen das Heiligtum auf dem bisherigen Fundament solider neu erbauen und erstmals auch mit einem Dach versehen.

Zwar hat niemand in der Wüstenstadt Holz, doch kurz zuvor ist an der nahen Küste ein Schiff gestrandet – und gerade reist ein koptischer Zimmermann durch die Gegend. Mit den Spanten und Planken des Wracks deckt dieser christliche Handwerker die Kaaba neu ein.

Auch Mohammed, so heißt es, beteiligt sich an dem Wiederaufbau. Er selbst habe den schwarzen Stein in ein Tuch gehüllt und ins Mauerwerk eingesetzt. Die Vertreter der wichtigsten

* Auch die Angaben zu Mohammeds Vita in diesem Beitrag basieren zu erheblichen Teilen auf Ibn Ishaqs Text. Vor allem dort, wo Ibn Ishaq nichts überliefert, hat der Autor auch andere Quellen herangezogen. Trotzdem können die Maßstäbe einer modernen, kritischen Biografie bei Mohammed niemals erfüllt werden. So wird beispielsweise das Alter von Mohammeds erster Gattin Chadidscha in den Texten mit „40 Jahren“ angegeben – doch ebendiese Angabe ist eher symbolisch gemeint und soll eigentlich nur darauf hindeuten, dass die Ehefrau älter war als Mohammed. Ähnlich differenziert muss man auch andere Details zu Mohammeds Biografie lesen. Dennoch hat sich die Redaktion entschlossen, Ibn Ishaqs Darstellung im Großen und Ganzen zu folgen.

Stämme Mekkas habe er in diese symbolische Handlung eingebunden, indem er die vier bedeutendsten Clanführer die Ecken des Tuches halten ließ.

Die Mithilfe bei der Renovierung der Kaaba muss kein Zeichen für eine besondere Religiosität Mohammeds sein: Als Kaufmann hat er durchaus auch ein weltliches Interesse daran, dass das polytheistische Heiligtum weiterhin Massen von Pilgern in seine ansonsten unbedeutende Heimatstadt bringt.

Doch nicht alle seine Handlungen sind von merkantilen Zielen motiviert.

Vielmehr hat es den Anschein, dass Mohammed ibn Abdallah schon seit Jahren auf der Suche nach Gott ist.

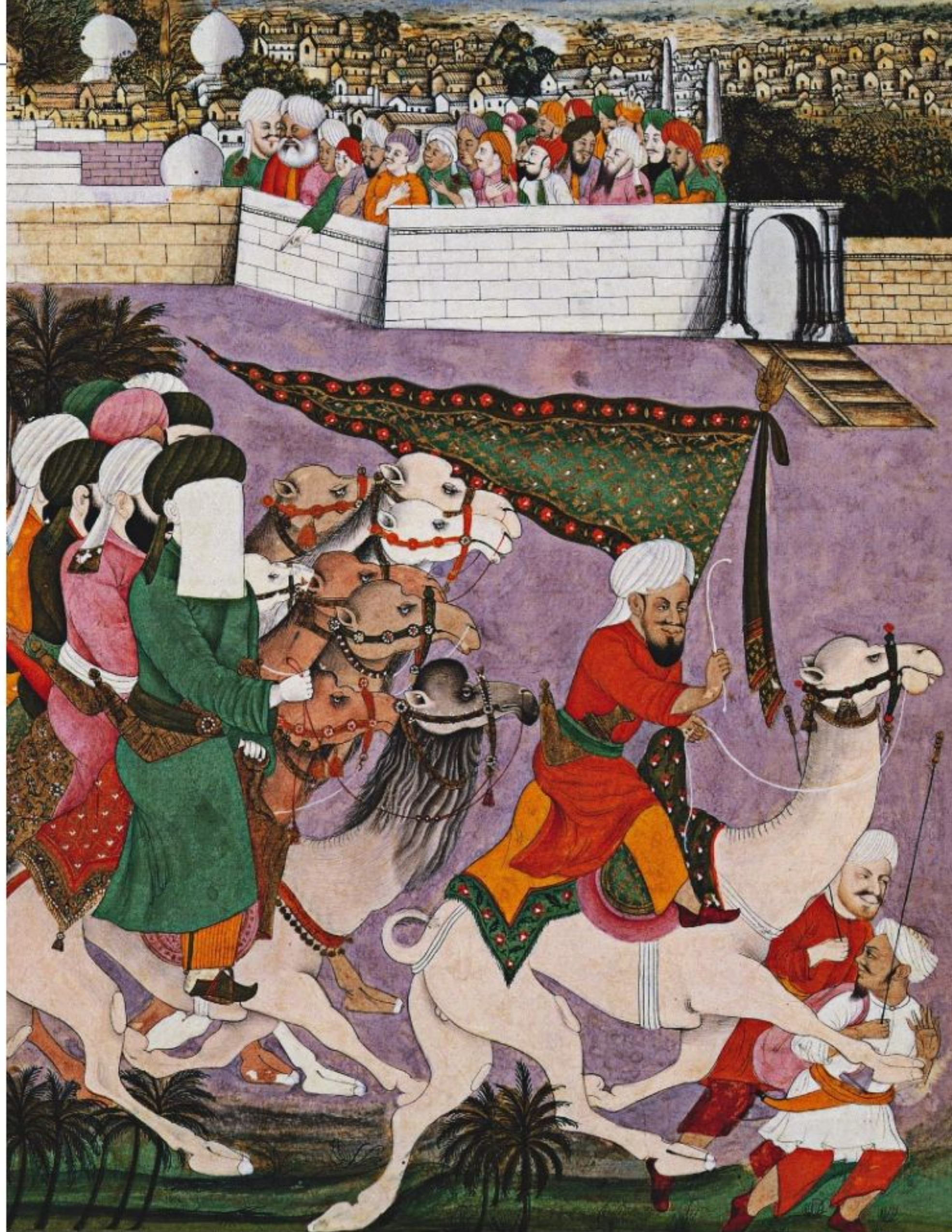
I

In die abweisende Einöde um Mekka ziehen sich seit jeher immer wieder Gläubige zurück, um dort einige Tage lang zu fasten und zu beten. Auch Mohammed übt sich wohl schon länger in diesem asketischen Brauch. Während des Ramadan (eines der traditionellen heiligen Monate der Polytheisten) des Jahres 610 flieht er wieder einmal aus der Stadt hinaus in die Wüste.

Sein Refugium ist eine Höhle auf dem Berg Hira, gut drei Kilometer nordöstlich von Mekka.

„Fast keine Vegetation, nackte Felsen, jähe Abhänge, klaffende Abgründe und grauenvolle Schluchten“, beschreibt später ein Forscher den Ort. „Die Täler sind mit grobem Geröll und Felsstücken gefüllt, welche das scharfe Sonnenlicht reflektieren und deren Anblick einem fast die Augen im Kopf versengt und die so heiß werden, dass sie Blasen an den Fußsohlen ziehen.“

Mohammed ist allein, er hungert, nachts liegt er in der Höhle. Doch dann hat er eine Vision. Was nach islamischer Überlieferung genau geschieht, das beschreibt Ibn Ishaq später in Mohammeds



Nach seiner Flucht aus Mekka kommt Mohammed im Jahr 622 mit einigen Anhängern nach Yathrib, jener Stadt, die später in Madina al-Nabi (»Stadt des Propheten«, deutsch Medina) umbenannt wird

Biografie und zitiert dabei die Erinnerung seines Protagonisten an dessen Begegnung mit dem Erzengel Gabriel, der schon in der jüdisch-christlichen Tradition als Bote Gottes gedeutet worden ist:

„Als ich schlief, kam Gabriel zu mir mit einem Tuch aus Brokat, auf dem etwas geschrieben stand, und sprach: ‚Trag vor!‘ Ich sagte: ‚Was soll ich vortragen?‘

Da presste Gabriel das Tuch auf mich, bis ich dachte, es wäre mein Tod.

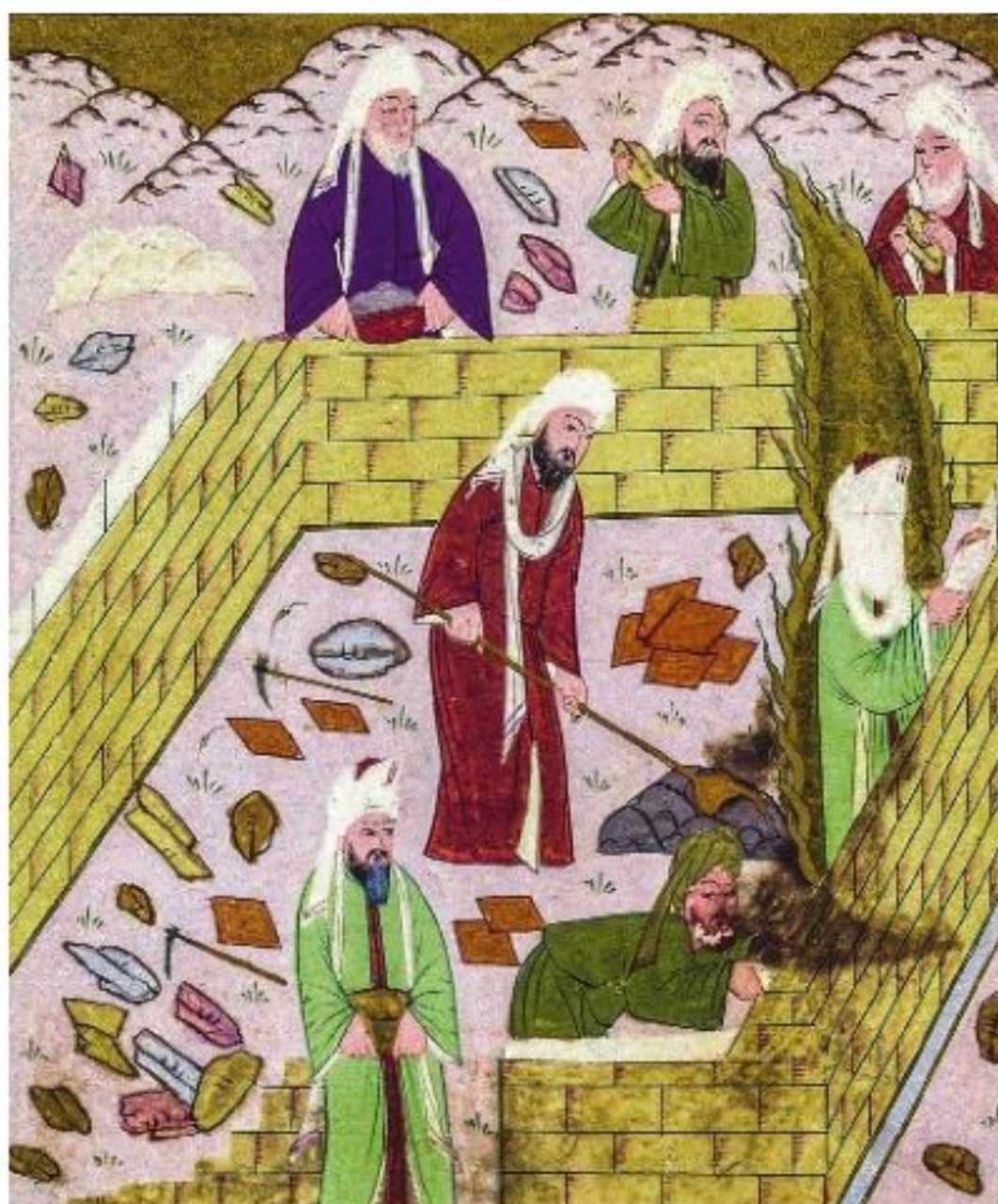
Dann ließ er ab von mir und sprach: ‚Trag vor!‘

Ich sagte: ‚Was soll ich vortragen?‘

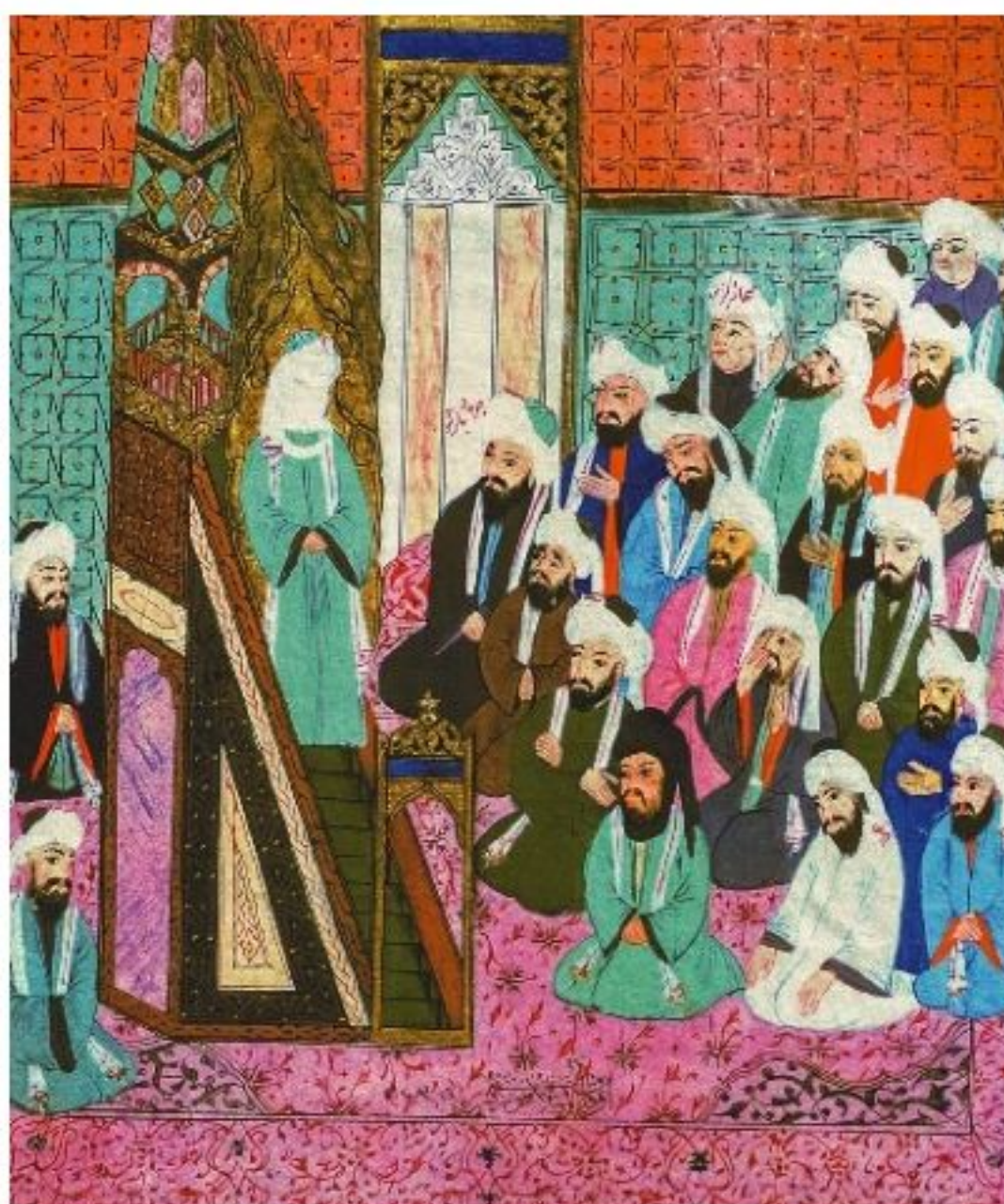
Ich sagte das nur aus Angst, er könne wieder tun, was er zuvor mit mir gemacht hatte.

Er sprach: ‚Trag vor im Namen deines Herrn, der erschaffen hat, den Menschen erschaffen hat aus einem Embryo. Trag vor. Dein höchst edelmütiger Herr ist es ja, der durch das Schreibrohr gelehrt hat, den Menschen gelehrt hat, was er nicht wusste.‘

Ich erwachte aus meinem Schlaf, und es war, als ob die Worte in mein Herz geschrieben waren. Ich ging hinaus, und als



In Medina wächst die muslimische Gemeinde. Sie ist nun weitaus größer als noch in Mekka und errichtet bald ein eigenes Gotteshaus (oben)



Der neue Glaube bekommt in Medina erstmals eine politische Dimension – die dortigen Stammesführer akzeptieren den charismatischen Redner Mohammed als Oberhaupt

ich auf halber Höhe des Berges war, hörte ich eine Stimme vom Himmel, die sagte: „O Mohammed, du bist der Gesandte Gottes, und ich bin Gabriel!“

Dies ist der Ursprung und das Geheimnis des Islam. Es gibt keinen Zeugen für jene Offenbarung, man kann sie bloß glauben oder nicht.

Doch selbst der größte Skeptiker, der niemals jene gottgegebene *Ursache* anerkennen würde, muss die gewaltige *Wirkung* akzeptieren.

Denn in dieser Nacht wird aus einem Kaufmann ein Prophet.

Mohammed steigt vom Berg Hira als ein anderer Mensch wieder hinab. Fortan wird dieser Mann aus Mekka, der wohl angesehen und im Rahmen des Üblichen auch fromm gewesen ist, aber bis dahin ein historisch völlig unbedeutendes Leben geführt hat, von Allah künden, dem einen und einzigen Gott – und damit die Weltgeschichte ändern.

Laila al-qadr, die „Nacht der Bestimmung“, hebt Mohammed aus dem Kreis seiner Mitmenschen heraus. Während der verbleibenden 22 Jahre seines Lebens wird er nun immer wieder göttliche Botschaften erhalten und die Verkündungen Gottes nach und nach an seine Mitmenschen übermitteln.

In diesen gut zwei Jahrzehnten errichtet er das geistige Bauwerk seiner neuen Religion, entwickelt er die Lehre des Islam, formt manche Rituale aus.

Mit dem Kern des Glaubens aber kehrt er wohl schon am ersten Morgen heim: Es gibt nicht viele Götter, sondern nur einen. Und der wird am Ende der Zeiten im Jüngsten Gericht über jeden Menschen bestimmen.

Schnell sammelt Mohammed einige Gefolgsleute um sich. Schwer zu sagen, was der größte Reiz dieses neuen Glaubens für seine Zeitgenossen ist.

Vielleicht ist es Mohammeds Gewissheit vom Jüngsten Gericht und vom Paradies – denn den polytheistischen Arabern ist der Tod bislang das endgültige Ende. Nun jedoch kündigt ihr Mitbürger nicht bloß vom Paradies, er versichert auch, dass es dem Gläubigen als gerechter Lohn für ein gottesfürchtiges Leben offensteht.

Welchen Trost bieten Mohammeds Worte und welche Hoffnung!

Vielleicht ist es aber auch die mitunter vehemente Kritik an den Reichen, die er bald formuliert, an ihrer Habgier und ihrem verschwenderischen Lebensstil. Das macht ihn attraktiv für die vielen ärmeren Zeitgenossen, für die Mittellosen, die Tag für Tag nur vom Nötigsten leben. Als Verkünder eines neuen Glaubens also kehrt er nach Mekka zurück: als Prophet des *islam*, der „Unterwerfung“ unter den Willen des einen Gottes.

Ein politischer Umstürzler aber ist er nicht. Noch nicht.

K

Keine flammende Predigt vor dem Volk folgt seiner nächtlichen Vision, kein Erweckungsauf Ruf. Mohammed ist anfangs, so überliefert es jedenfalls sein Biograf Ibn Ishaq, trotz allem noch ein Zauderer, ja fast noch ein Zweifler.

Er vertraut sich an diesem Morgen einzig seiner Ehefrau Chadidscha an, niemandem sonst. Ob es wahrhaft Gott ist, der ihn berufen hat?

Oder ob ihm nicht vielmehr in der Einöde nachts ein Dschinn einen schrecklichen Streich gespielt hat?

Es ist seine ältere, lebenserfahrenere Gefährtin, die ihn bestärkt: Du bist der Prophet! Chadidscha wird zur ersten Gläubigen des Islam, zur ersten Anhängerin des Religionsstifters.

Und selbst dann noch bleibt Mohammed vorsichtig. Nur engen Freunden und Verwandten erzählt er in den nächsten Tagen, Wochen, Monaten von seiner Begegnung mit dem Erzengel Gabriel – Menschen, die ihn bereits kennen. Menschen, denen er vertraut.

Er bekehrt zum Beispiel den reichen Händler Abu Bakr zum Islam. Und Ali, seinen Cousin, der als Zehnjähriger in die Obhut Mohammeds kommt.



Die wachsende Macht des Islam zeigt sich auch daran, dass die Muslime ihre erste Moschee in Medina (o.) über die Jahrhunderte immer mehr ausbauen, sie etwa um Minarette erweitern für den Gebetsrufer, den Muezzin

Rätsel umwehen diese frühe Phase der neuen Religion. Mit welchen Mitteln überzeugt Mohammed seine ersten Anhänger? Zwar kennt auch der Islam Wundergeschichten – so soll ein geflügeltes Reittier Mohammed im Laufe einer Nacht bis nach Jerusalem getragen und dort in den Himmel gehoben haben.

Doch solche fantastischen Erzählungen sind die Ausnahme in der islamischen Überlieferung. Keine mysteriösen Krankenheilungen zeichnen Mohammed vor seinen Mitbürgern aus, keine unerklärlichen Taten, keine überirdische Macht.

Ihm bleibt nur das Wort. In be-
zwingenden Worten predigt er seinen immer noch an viele Götter glaubenden Mitbürgern von dem einen und einzigen Gott. Mit Worten wie diesen: „Wehe jedem Stichler und Nörgler, der viel Geld



Acht Jahre nach seiner Flucht aus Mekka – und nach einer zwischenzeitlichen Niederlage (oben) – ist Mohammed stark genug, um sich für die erlittenen Demütigungen zu rächen. 630 besiegt er mit Gefolgsleuten nahezu kampflos die Gegner in seiner Heimatstadt

und Gut zusammenbringt und es immer wieder zählt und meint, sein Besitz würde ihn unsterblich machen! Nein! Er wird dereinst bestimmt in den Zermalmer geworfen werden. Doch wie kannst du wissen, was der Zermalmer ist? Er ist das Feuer Gottes, das in der Hölle angefacht ist und den Verdammten bis ins Herz dringt.“

Immer wieder zitiert er in seinen Reden detailliert aus den heiligen Schriften der Juden und Christen – benutzt beispielsweise ein Gleichnis Jesu über die Reichen, das Mohammed aber auf die am neuen Glauben Zweifelnden umformt: „Denen, die unsere Zeichen für Lüge erklären und sie hochmütig ablehnen, werden dereinst die Tore des Himmels nicht geöffnet, und sie werden so lange nicht ins Paradies eingehen, bis ein Kamel in ein Nadelöhr eingeht.“

Er kennt also die Texte der Juden und Christen, und ganz offensichtlich lässt er sich von ihnen inspirieren.

Wo predigt er? Vielleicht in Häusern, vielleicht in der Einöde, wie auf dem Berg Hira oder in entlegenen Tälern. Drei Jahre lang wirkt Mohammed in der Nacht, in der Wüste. Im Verborgenen, möchte man meinen.

Wenn denn in Mekka etwas verborgen bleiben könnte.

S

Selbstverständlich aber wird jemand über Mohammeds Predigten flüstern, wird man Gläubige in Schluchten beten sehen, wird beobachten, dass ein Nachbar auf einmal nicht mehr zu den alten Götterbildern pilgert. Aber werden sich die Unsterblichen nicht fürchterlich rächen, wenn sie derart missachtet werden?

Und ist der alte Glaube nicht die entscheidende Lebensader Mekkas?

Was würde aus der Stadt, wenn keine Pilger mehr kämen? Ohne Pilger keine Märkte, keine Geschäfte mehr.

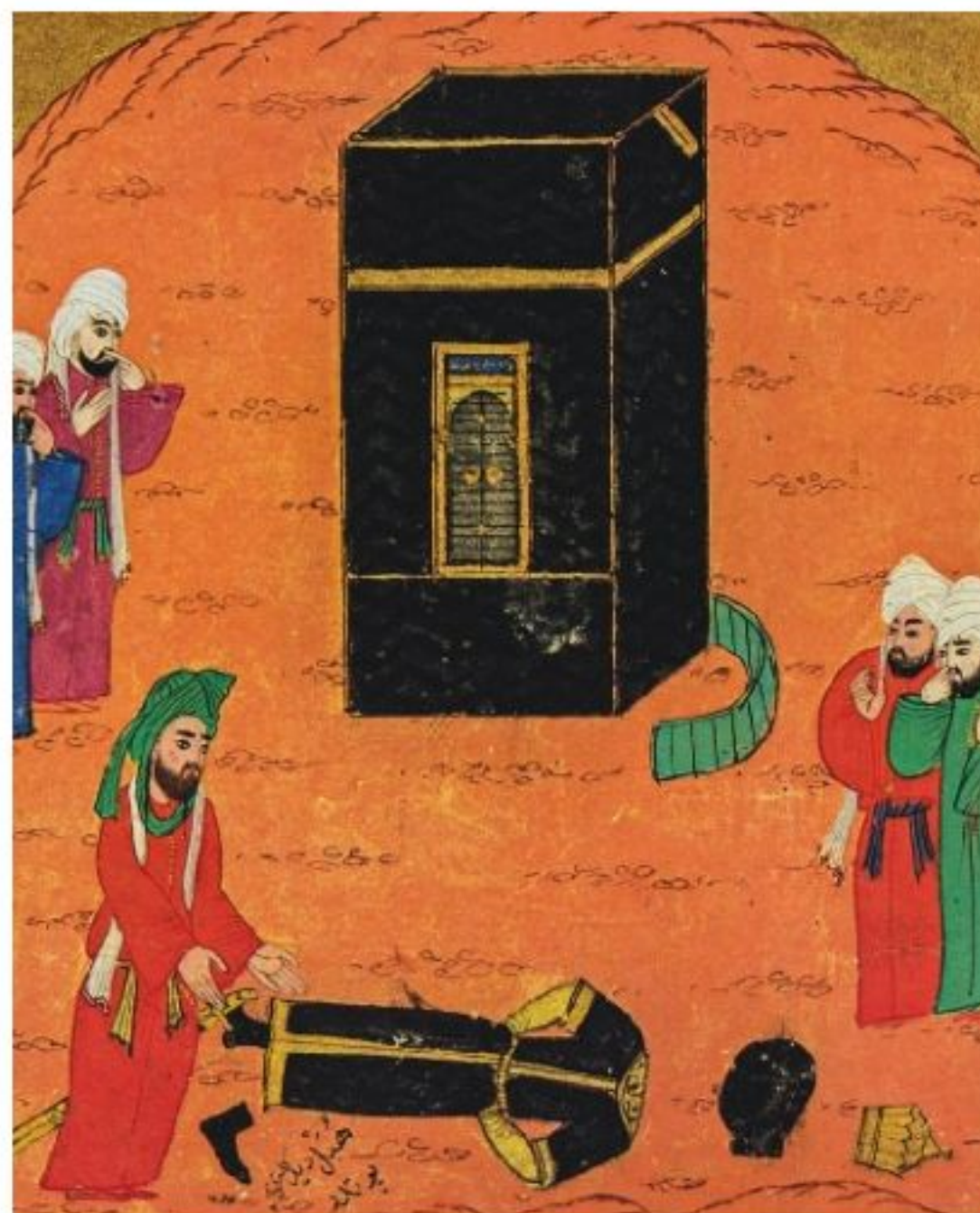
Einige Stammesführer beginnen, während der Markttage die Araber aus der Fremde vor dem „Zauberer“ in ihrer Mitte zu warnen. Andere verspotten seine Anhänger.

Und es bleibt nicht bei Worten.

Eines Tages werden Gefolgsleute Mohammeds (die sich später *muslimun* nennen werden, die „sich Gott Unterwerfenden“) gepackt und in der Mittagsglut an den Boden gefesselt. Mohammed selbst wird, als er sich der Kaaba nähert, mit Steinen beworfen. Einige Bekehrte fallen vom neuen Glauben wieder ab, mürbe geworden vom Druck der Mit-

Mohammed zu folgen. Es bleiben ihm, so Ibn Ishaq, bloß noch „wenige Leute aus den unteren Schichten“. In Mekka herrscht, wie ein anderer arabischer Chronist später berichten wird, „extreme Bedrängnis für den Islam“.

Im Jahr 619 erschüttern zwei Schläge den Religionsstifter. Ein Onkel stirbt, ein mächtiger Mann, sein wichtigster Beschützer. Und Chadidscha sinkt ins Grab, die Gattin, die Vertraute, die Stütze des Zaudernden.



Nach seinem Sieg lässt Mohammed in Mekka alle Götzenstatuen zerstören: Zur Kaaba, dem Schrein, der den polytheistischen Arabern seit Jahrhunderten als Wallfahrtsort dient, sollen fortan nur noch Muslime pilgern dürfen

bürger. Andere fliehen nach Äthiopien, wo der christliche König von Aksum die neue Religion nicht verfolgt.

Je länger Mohammed predigt, desto systematischer wird die Verfolgung. Schließlich organisieren Stammesführer in Mekka einen Boykott aller Händler, die im Verdacht stehen, Muslime zu sein.

Und auch deren Familien werden nicht verschont: keine Ehen mit den Neuerern! Es wird zum ruinösen Stigma,

Seine Anhänger verprügelt, verspottet, geflohen, stigmatisiert, sein Beschützer tot, seine Frau tot: Mohammed, so scheint es, ist so verlassen wie verloren. Die Rettung kommt aus Medina.

In jener Stadt, aus der oft Pilger und Händler nach Mekka reisen, kontrollie-

ren drei jüdische Stämme die Karawanen. Die politische Macht aber liegt bei den polytheistischen Stämmen – sofern man von „Macht“ sprechen kann in Medina.

Denn die wohlhabende Stadt wird von Stammesfehden zerrissen. Deren Ursachen, ihr Verlauf, ihre Fronten sind heute nicht mehr zu rekonstruieren. Klar ist nur, dass eine Art mörderisches Patt herrschen muss, ein endloser Konflikt erschüttert den Ort, den dort niemand mehr auflösen kann. Es scheint nun so, als hörten die Männer aus Medina in ihrer ausweglosen Lage irgendwann von Mohammed – und wohl nicht nur das Schmähgerede seiner Feinde.

Der Prediger kann zumindest einige jener Besucher aus Medina, die ihn in Mekka aufsuchen, sehr früh *religiös* für sich gewinnen. Mehr noch aber überzeugt Mohammed sie offenbar *politisch*. Der Mann aus Mekka ist vermutlich der beste Redner, der den Stammesführern aus Medina je begegnet ist. Wäre dieser Fremde nicht der ideale Friedensstifter? Könnte ihm vielleicht gelingen, was niemandem in Medina mehr gelingt?

Im Jahr 622 erhält Mohammed, inzwischen um die 50, ein Angebot, das er in seiner Bedrängnis kaum ablehnen kann: Er soll mit seinen Anhängern nach Medina kommen und dort als Vermittler leben. Er nimmt den Vorschlag an – und gebietet seinen Getreuen, sich ebenfalls, zum eigenen Schutz, nach und nach und heimlich auf die Reise zu begeben.

Er selbst will lange in Mekka ausharren und erst als Letzter verschwinden.

Es ist diese gut organisierte Gruppenflucht, die ihm fast den Tod bringt.



Abu Bakr und Mohammed verstecken sich nach ihrem hastigen Aufbruch aus Mekka drei Tage lang in einer Höhle auf dem Berg Thaur in der Nähe der Stadt. Die Feinde bieten 100 Kamele als Kopf-

geld für denjenigen, der ihnen den Prediger zurückbringt. Doch in Mekka leben nur noch zwei Männer, die wissen, wo sich Mohammed versteckt – und die sind treu.

Der eine ist ein Sohn von Abu Bakr, der sich tagsüber auf den Plätzen und Gassen umhört und sich nachts zu den Versteckten schleicht, um sie über die Pläne der Gegner zu informieren.

Der andere ist ein Freigelassener Abu Bakrs, ein Hirte, der seine Herden in der Nähe grasen lässt. Er versorgt die Flüchtlinge mit Milch und Fleisch.

Dann aber ist die Höhle verlassen. Wüste. Julisonne. Temperaturen weit jenseits der 40 Grad Celsius. 400 Kilometer Fußweg. Für zwei lange Monate verschwinden Mohammed und sein Gefährte aus der Welt.

Die Gegner in Mekka suchen ihn und hören doch nichts von ihm. Seine Anhänger in Medina halten jeden Morgen Wacht und sehen ihn doch nicht.

Erst am zwölften Tag des Monats Erster Rabi tauchen die Flüchtlinge aus der Wüste wieder auf: Es ist der 24. September 622, als sie Medina erreichen – und niemals wieder wird Mohammed vor irgendjemandem fliehen.

Schnell erweitert sich nun die Gemeinde der Muslime. Sie besteht aus den mekkanischen Übersiedlern und aus Konvertiten in Medina. Als *ansar*, als „Helfer“, lobt der Koran diese Neubekehrten.

Am neuen Ort baut der Religionsstifter ein Haus und wird zum Patriarchen. Medina, das ist eine weitläufige Oase, Gehöfte zwischen Palmhainen, kleine umwallte Festungen, die den Stämmen auch als Rückzugsorte während ihrer Fehden dienen.

Mindestens neun Frauen wird er in den folgenden Jahren heiraten. Die berühmteste wird Aischa werden, eine Tochter Abu Bakrs, die als Sechsjährige mit ihm vermählt wird.

Sie wird noch Jahrzehnte später Gläubigen und Gelehrten Einzelheiten aus Mohammeds Leben erzählen.

Zudem hat er eine koptische Frau als Konkubine, diese Christin schenkt Mohammed noch einen Sohn.

In Medina erbaut Mohammed als Teil seines Wohnhauses einen Ort für die Versammlung der Gläubigen: die erste Moschee. Er lässt Dattelpalmen fällen und alte Gräber planieren, um aus Lehm und Palmstrünken ein Haus mit offenem Innenhof zu errichten.

Prächtig muss das Gotteshaus nicht sein, nicht einmal solide. Seinen Anhängern, die sich beklagen, dass es bei Regenfällen durch das Palmdach leckt, erklärt er, dass sowieso kein Menschenwerk von Dauer ist.

Sorgfältiger als beim Bau des Hauses ist Mohammed beim Ausbau seiner Macht. Ihm gelingt tatsächlich das, wozu er hergerufen wurde: die Einigung Medinas. Wie er das schafft, ist unklar. Sicher ist bloß, dass es rasch geschieht. Und dass er sich mit seinem Einigungswerk nicht nur als Vermittler bewährt, sondern dabei zum Anführer aufsteigt.

Ein von ihm verfasstes Dokument ist überliefert, eine Gemeindeordnung. In Medina regelt diese Schrift detailliert das Zusammenleben der Muslime mit den alteingesessenen jüdischen Araberstämmen.

Sie bestimmt unter anderem, dass diese Gruppen untereinander militärisch und politisch verbündet sein sollen und dass niemand ein Bündnis mit auswärtigen Gruppen eingehen darf, die mit einem der signierenden Stämme verfeindet sind. Es ist eine straffe Stammeskonföderation.

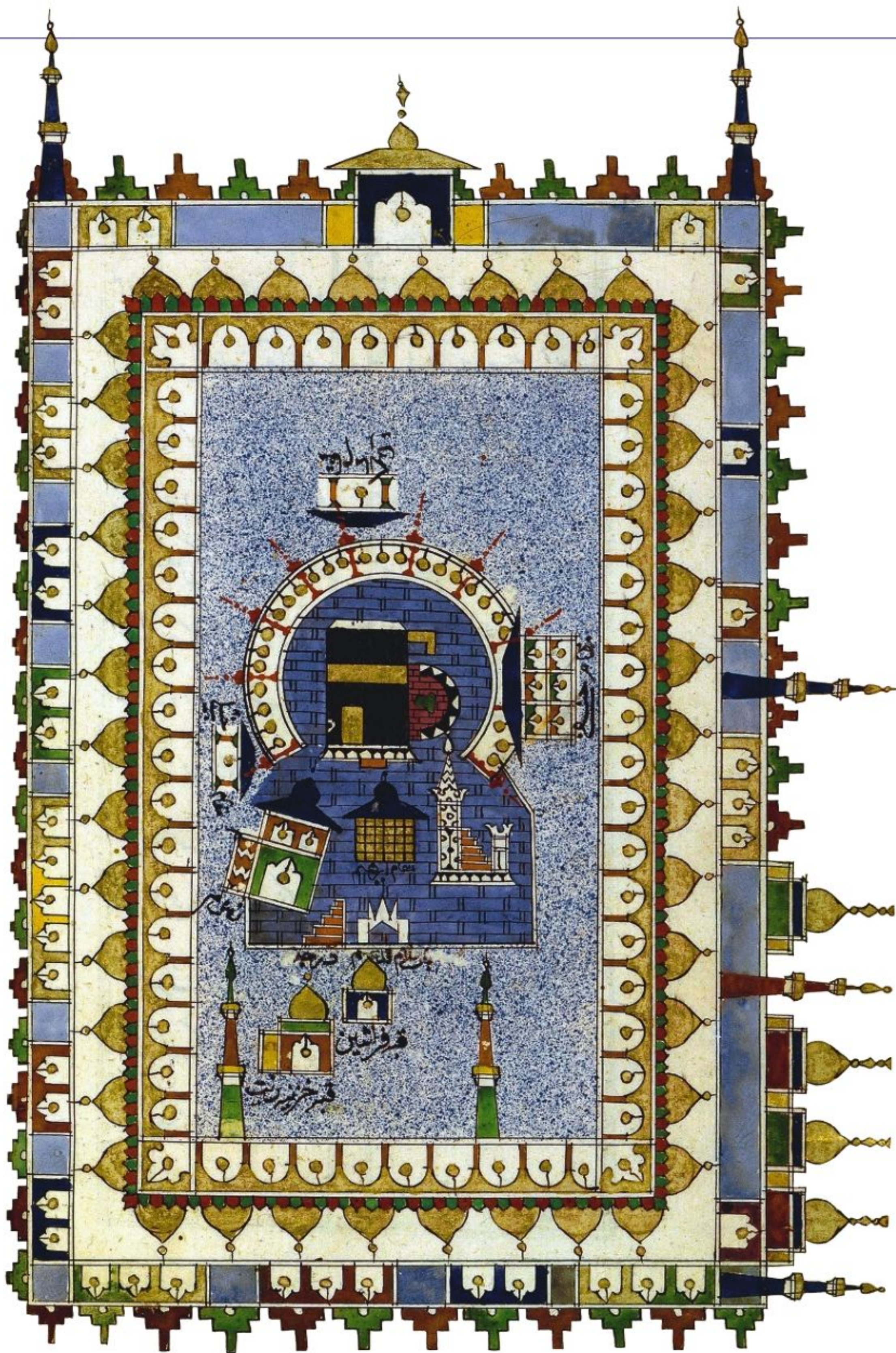
Die in dieser Ordnung definierte Gemeinschaft der Bewohner Medinas, die *umma*, ist anfangs wohl eher politisch zu verstehen: als Allianz bestimmter Stämme, zu der auch die Juden der Stadt gehören.

Doch nach und nach werden die Muslime die Umma religiös deuten: als Gemeinde all jener, die an Allah glauben.

Die Gemeindeordnung Medinas gehört zu jenen konkreten Ausformungen der neuen Glaubensgemeinschaft, um die sich Mohammed fortan bemüht.

Vereinfacht gesprochen: In Mekka hat er gepredigt, in Medina macht er den Islam alltagstauglich. In seiner Heimatstadt hat er in flammenden Worten von dem einen Gott, vom Paradies und der Hölle und vom Jüngsten Gericht geredet. In Medina ändert sich der *Kern* des Glaubens nicht – Allah ist einzig und allmächtig, er wird jeden Menschen richten nach dessen Taten.

Dafür wird hier die *Form* gefunden, in der Muslime Gott seither huldigen.



Nach und nach errichteten die Muslime
um die Kaaba herum eine riesige Moschee
– heute ist sie die größte und wichtigste
der Welt. Jedes Jahr umrunden unzählige
Pilger das schwarz umhüllte Heiligtum
in ihrem Zentrum sieben Mal

Gebet und Pilgerfahrt, Ehe und Erbschaft, Steuer und Spende – die unterschiedlichsten Themen werden in oft recht nüchtern formulierten Texten abgehandelt, die als Suren den Koran bilden.

So heißt es etwa über die Tiere, die zu Ehren Gottes geschlachtet werden sollen: „Und wenn sie tot umgesunken sind, dann esst selber davon und gebt auch dem, der darum bittet, und dem, der, ohne ausdrücklich darum zu bitten, beschenkt sein will, davon zu essen.“

In Medina predigt Mohammed seinen Anhängern wohl erstmals auch Gewalt. Nicht länger sollen Muslime Verfolgung und Schmähung dulden, wie noch in Mekka.

„Kämpft um Gottes willen gegen diejenigen, die gegen euch kämpfen“, fordert der Religionsstifter.

„Tötet sie, wo immer ihr sie zu fassen bekommt, und vertreibt sie, von wo sie euch vertrieben haben. Kämpft gegen sie, bis niemand mehr versucht, Gläubige zum Abfall vom Islam zu verführen, und bis nur noch Gott verehrt wird.“

Und dieser Kampfesaufruf ist durchaus wörtlich zu verstehen.

Denn trotz der von Mohammed selbst gestifteten Umma brechen in Medina schon bald mörderische Konflikte mit den jüdischen Stämmen aus. Vielleicht lehnen die Juden aus religiöser Überzeugung Mohammeds Prophetentum allzu schroff ab, als dass das Bündnis halten könnte. Vielleicht ist es auch materielle Rivalität, denn Mohammed lässt einen Marktplatz als Konkurrenz zum etablierten Suq der Juden eröffnen.

Jedenfalls zerschlägt Mohammed in den folgenden Jahren nacheinander die drei mächtigsten jüdischen Stämme Medinas und wird dabei immer unbarmherziger – so zumindest berichtet es sein Biograf Ibn Ishaq (dem es aber wohl vor allem darum geht, den Siegeszug des Islam so kompromisslos wie möglich aussehen zu lassen).

Anfangs vertreibt er Juden aus Medina. Später lässt er Frauen und Kinder als Sklaven verkaufen.

Die Männer aber erwartet ein noch weitaus schlimmeres Schicksal.

„Dann ging der Prophet zum Marktplatz von Medina, der bis heute der Marktplatz ist, und zog in ihm Gräben“, schreibt Ibn Ishaq.

„Dann ließ er die Gefangenen kommen und schlug ihnen in diesen Gräben die Köpfe ab, als sie in Gruppen zu ihm getrieben wurden. Es waren insgesamt 600 oder 700, obwohl manche ihre Zahl mit 800 bis 900 angeben. Als sie in Gruppen zum Apostel getrieben wurden, fragten sie Kab (einen ihrer Anführer; *Red.*), was er denke, was mit ihnen geschehen werde. Er antwortete: ‚Werdet ihr nie verstehen? Seht ihr nicht, dass der

Einmal wagen sie sich bis in die byzantinische Provinz Syrien vor. Die Wüstenkrieger werden allerdings von einem christlichen Heer gestellt und niedergehauen. Mohammed, der in Medina zurückgeblieben ist, verliert dabei einen seiner engsten Vertrauten.

Noch mächtiger als seine Feindschaft gegen die Juden in Medina aber ist Mohammeds Hass auf seine Gegner in



Immer mehr Stämme hören Mohammeds Predigten, schließen sich ihm an. Der Islam triumphiert im Verlauf weniger Jahre in großen Teilen Arabiens

Bote niemals aufhört und dass die, die abgeholt werden, nie zurückkommen? Bei Gott, es ist der Tod!“

Medina hört auf, eine in Teilen jüdische Stadt zu sein. Das Eigentum der Ermordeten fällt an Mohammed, er bedenkt damit seine nun ständig anschwellende Anhängerschar.

Auch überfallen Mohammeds Reiter von Medina aus Oasen und plündern deren nichtmuslimische Bewohner aus.

Mekka, ist sein Durst nach Rache für all jene Demütigungen, die er in seiner Vaterstadt hat erleiden müssen.

Im März des Jahres 624 überfallen seine Gefolgsleute bei dem Wüstenort Badr eine Karawane aus Mekka. Heftiger Kampf. Die Männer aus Mekka haben irgendwie von Mohammeds geplantem Raubzug erfahren und ihr Heer zum

MOHAMMEDS TRIUMPH



Nach seiner Flucht aus Mekka im Jahr 622 setzt sich Mohammed im 350 Kilometer entfernten Yathrib durch, dem späteren Medina. Hier kann er genügend Anhänger gewinnen, um die Feinde der Muslime in mehreren Schlachten zu besiegen. 630 nimmt er seine Geburtsstadt Mekka ein – und etabliert den Islam so endgültig im Westen der Arabischen Halbinsel

Schutz der Karawane entsandt. Schon weichen die Muslime vor den Soldaten zurück.

Doch Mohammed steht persönlich im Getümmel und kämpft mit. „Allah wird jeden Mann, der erschlagen wird, ins Paradies führen“, verspricht er seinen Kriegern. Sieg!

Dieser Überfall wird zum vielleicht wichtigsten militärischen Wendepunkt in der Frühgeschichte des Islam.

Es ist ein hoch symbolischer Triumph über die Spötter und Erzfeinde, erfochten von Gläubigen, denen wohl die Hoffnung auf das Paradies einen unbedingten Siegeswillen eingibt.

Die Schlacht – eigentlich ja kaum mehr als ein Raubzug unter Wüstenstämmen, wie es ihn in Arabiens Geschichte tausendfach gegeben hat – wird in der Überlieferung zum glänzenden Beweis dafür, auf welcher Seite Allah steht. Als eines der ganz wenigen historischen Ereignisse wird es ausdrücklich im Koran angesprochen: „Gott hat euch doch seinerzeit in Badr zum Sieg

verholfen, während ihr eurerseits ein bescheidener, unscheinbarer Haufen wart. Darum fürchtet Gott! Vielleicht werdet ihr dankbar sein.“

Zwar rächen sich die Männer aus Mekka, schlagen ein Jahr später gar ein muslimisches Heer, und im Koran wird die „Feigheit“ der Gläubigen beklagt.

Dennoch scheint Mohammed seine Gegner bei Badr entscheidend geschwächt zu haben. Eine letzte Attacke aus Mekka scheitert kläglich: Die Angreifer müssen sich kampfflos vor den gut verschanzten Muslimen zurückziehen.

Im März 628 akzeptieren Mekkas Herrscher einen Waffenstillstand. Elf Monate später darf Mohammed erstmals zurückkehren: Es ist die traditionelle Pilgerzeit – und der gefürchtete, verlachte Außenseiter von einst erbittet sich als Wallfahrer nun den Zugang zur Kaaba.

Der Wunsch wird ihm gewährt, und so pilgert Mohammed zu dem Bau und umrundet ihn. Auf diese Weise nimmt er ihn symbolisch für seinen Glauben in Besitz, und niemand hindert ihn daran. Indem er das uralte *polytheistische* Heiligtum ehrt, macht er es für

seine Anhänger zum *islamischen* Heiligtum. Es ist ein religiöser Triumph, ohne dass dabei ein Tropfen Blut vergossen wurde – und der moralische Bankrott der Herrscher Mekkas.

Die Kaaba bleibt ein mythischer Ort, sie bleibt ein Pilgerziel, und damit bleibt auch Mekka eine unerhört wichtige Stadt, nun aber unter dem Vorzeichen eines neuen Glaubens. Und da Mekkas Herrscher Mohammed mit Waffengewalt nicht bezwingen können, schließen sie Frieden mit ihm.

Zwar kehrt der Religionsstifter schon bald zurück nach Medina, wie er es den Mekkanern zuvor versprochen hat. Doch der alte Glaube an die vielen Götter in Mekka ist erledigt, weil keiner es mehr wagt, Mohammed offen entgegenzutreten – jenem Verkünder der Worte Allahs, der, glaubt man späteren Erzählungen, von seinen Anhängern inzwischen so fanatisch verehrt wird wie kein zweiter Sterblicher.

Noch das Wasser, mit dem Mohammed sich wäscht, so soll es ein Gesandter aus Mekka seinen Leuten berichtet haben, fangen sie auf. Und noch die Haupt- und Barthaare, die ihm ausfallen, werden wie Reliquien aufbewahrt.

I

Im Januar 630 zerbricht der Waffenstillstand zwischen Mohammed und den Stammesführern von Mekka – welche Seite ihn zuerst aufkündigt, ist heute nicht mehr genau zu klären. Unzweifelhaft überliefert ist dagegen, dass Mohammed ein Heer von angeblich fast 10 000 Kriegern in einem überraschenden Zug durch die Wüste führt.

Irgendwo in der Einöde ergreifen sie zufällig einen mächtigen Scheich aus Mekka. Der Clanführer tritt zum Islam über und rettet so sein Leben. Mekka fällt den Angreifern dann zu wie eine reife Frucht. Niemand stellt sich den

Muslimen mehr in den Weg, niemand verteidigt die Stadt.

Die einzigen Opfer an jenem Tag im Jahr 630 sind die Männer, die auf einer Todesliste Mohammeds stehen. Systematisch durchkämmen Häscher die Häuser und erschlagen seine persönlichen Feinde, „selbst wenn sie sich unter den Tüchern der Kaaba verstecken sollten“, wie Mohammed befiehlt.

Ihre Namen überliefern Chronisten nicht, wahrscheinlich sind es nur wenige – aber zu den Opfern gehören vermutlich die einflussreichsten Stammesführer: diejenigen Männer, die sich besonders unbeugsam gegen ihn gestellt hatten.

„Nach seiner Ankunft in Mekka“, so Ibn Ishaq, „nachdem sich das Volk beruhigt hatte, begab sich der Prophet zum Schrein und umrundete ihn siebenmal auf seinem Kamel, wobei er den schwarzen Stein mit einem Stock berührte, den er in der Hand führte. Nachdem er das getan hatte, rief er Uthman ibn Talha und nahm ihm die Schlüssel zur Kaaba ab, und als die Tür für ihn geöffnet wurde, trat er ein. Dort fand er eine aus Holz gefertigte Taube. Er zerbrach sie in der Hand und warf sie fort.“

Keine Götzen mehr in Mekka. Mohammed verkündet seinen Anhängern: „Die Wahrheit ist gekommen, und Lug und Trug sind verschwunden.“ Alle Götterbilder Mekkas – 360 sollen es sein – werden zusammengetragen und zerstört.

B

Bald darauf kehrt der Anführer der Muslime zurück nach Medina, doch noch einmal wird er die Kaaba aufsuchen. Diese Reise wird zum Vorbild der muslimischen Pilgerfahrt, bis heute. Seine Residenz aber bleibt Medina.

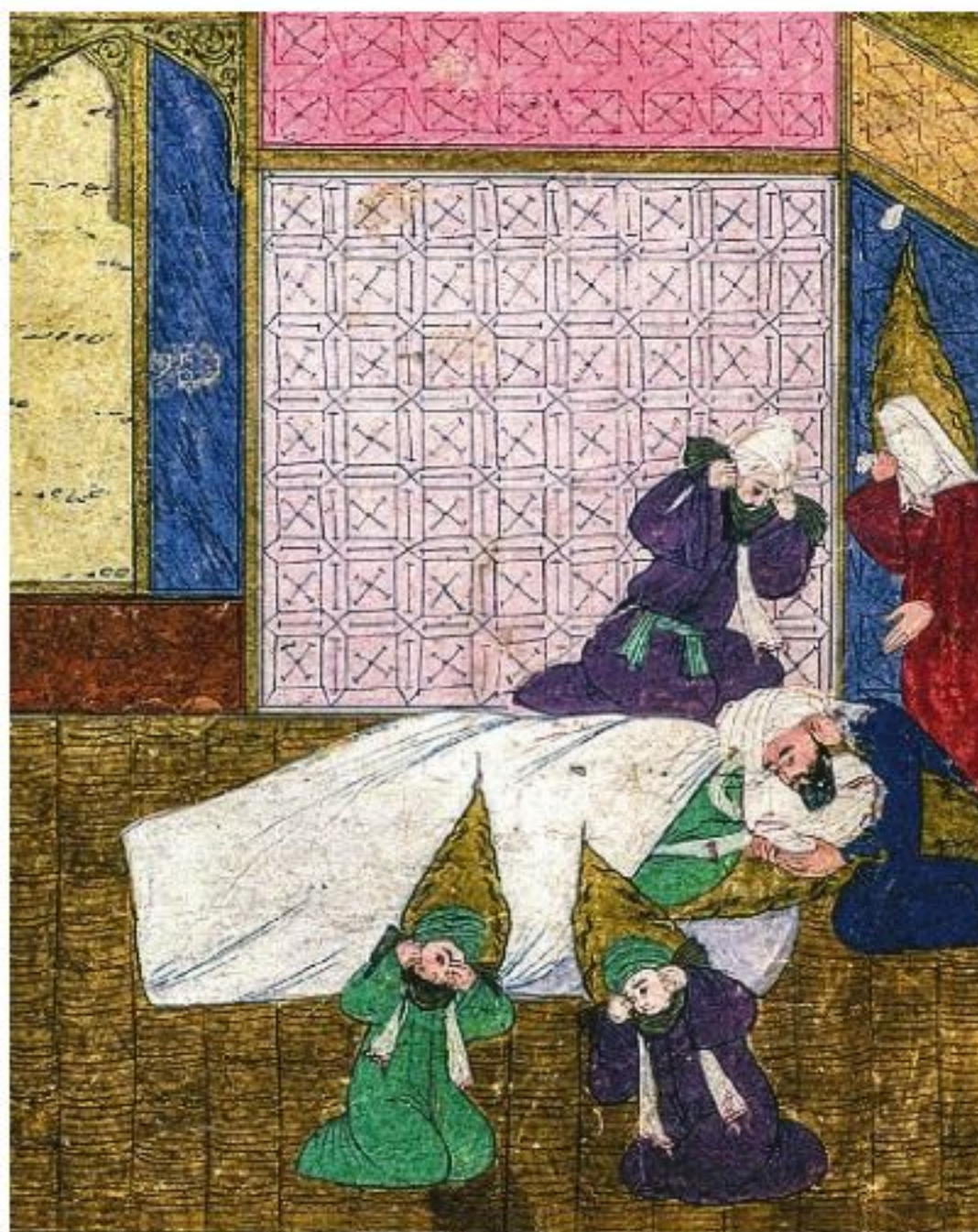
Nach der Einnahme Mekkas reisen immer mehr Scheichs zu Mohammed und unterwerfen sich. Sie bekennen sich zum Islam und zahlen fortan eine Steuer.

Damit gehören sie zur Umma. Formal ist das nun ein Übertritt zum Bekenntnis Allahs, denn mit Mohammeds Triumph grenzt sich seine Gemeinschaft gegen Andersgläubige ab. Die 622 in Medina erlassene Definition der Umma gilt noch für Muslime und Juden. Im Koran hingegen, der drei Jahrzehnte darauf niedergelegt wird, ist die Umma ausschließlich die Gemeinschaft der Muslime.

Für die meisten Wüstenkrieger aber ist es vermutlich trotzdem vor allem ein politischer Akt. Man unterwirft sich einem charismatischen und kriegerischen Anführer, der dabei ist, einen erheblichen

ner des Propheten. Es ist ein Vorzeichen jenes Sturmes, der sich in Arabien zusammenbraut und bald Weltreiche erschüttern wird.

Wäre Mohammed selbst schon zum Begründer eines islamischen Imperiums geworden? Vermutlich ja: An Glauben, Willen und Kämpfen fehlt es ihm nicht mehr. Schon jetzt kontrolliert er einen Gutteil Arabiens. Aber es ist ihm nicht



632 erliegt Mohammed einer mysteriösen Krankheit. Er stirbt als religiöser und politischer Führer des Islam – aber ohne einen Nachfolger bestimmt zu haben

Teil der Halbinsel unter seine Kontrolle zu bringen. Aus zersprengten, von keiner Macht je dominierten Stämmen formt Mohammed so zum ersten Mal in Arabiens Geschichte eine schlagkräftige Konföderation.

Noch im Jahr 630 wirft er seine schnellen Reiter erneut gegen Byzanz. Kurz darauf weht über einer von einem Bischof regierten Hafenstadt – dem späteren Aqaba am Roten Meer – das Ban-

bestimmt, ein Reich zu erobern und eine Dynastie zu pflanzen.

Nur zwei Jahre nach Mohammeds größtem militärischen Triumph stirbt sein letzter Sohn, ein Kleinkind bloß. Das bedeutet: In dieser so sehr von Männern dominierten Welt hinterlässt ausgerechnet der Prophet des neuen Glaubens keinen männlichen Nachfahren.



Und den Tod seines Sohnes überlebt er selbst nur um wenige Monate.

In einer Sommernacht des Jahres 632 betet Mohammed auf einem Friedhof für die Toten. Als er morgens zur Familie heimkommt, ist er von einer rätselhaften Krankheit gezeichnet.

Kurz darauf kehrt er vom Besuch einer Moschee in Aischas Gemächer zurück, die zur Augenzeugin seines Sterbens wird.

„Der Prophet legte sich auf meinen Schoß. Ein Mann aus der Familie von Abu Bakr kam herein mit einem Zahnstocher in der Hand. Der Prophet sah diesen so an, dass ich wusste, er wollte ihn haben. Deshalb

Gemäß dem Koran besteht das Paradies aus mehreren Rangstufen. Jeder fromme Muslim soll dort nach seinem Tod Eingang finden – auch Mohammed

nahm ich ihn und kaute ihn, um ihn für ihn weicher zu machen, und gab ihn ihm. Er rieb mit ihm seine Zähne kräftiger, als ich es je zuvor bei ihm gesehen hatte. Dann legte er sich nieder. Ich fand ihn schwer auf meiner Brust, und als ich ihm ins Gesicht sah, da war sein Blick starr, und er sagte: ‚Nein, der erhabenste Begleiter ist der des Paradieses.‘ Ich sagte: ‚Dir wurde die Wahl gegeben, und du hast gewählt, durch DEN, der dich mit der Wahrheit gesandt

hat!‘ Und so wurde der Prophet von uns genommen.“

Es ist Montag, der 8. Juni 632.

Nur wenige Religionen überdauern die Jahrtausende, und keine triumphiert so schnell wie der Islam. Denn Mohammed hat, anders als Buddha oder Jesus, seinen Anhängern neben der Religion auch eine politische Vision geschenkt.

Andere Glaubensgemeinschaften sind erst über viele Generationen mühselig erstarkt. Die Umma hingegen, die Gemeinde der Muslime, ist schon bald nach Mohammeds Tod ein ernsthafter Konkurrent für die Großreiche jenseits ihrer Grenzen: Byzanz wird binnen weniger Jahrzehnte einen Großteil seines Territoriums an die Araber verlieren, das Perserreich wird im Kampf gegen die Muslime gänzlich untergehen.

Vielleicht symbolisiert diesen Triumph nichts so sehr wie ein prächtiges Bauwerk in Medina: Nur Stunden nach seinem Hinscheiden wird Mohammed begraben, schmucklos und ohne Pomp. Heute aber überwölbt die Prophetenmoschee sein Grab: ein gigantisches Haus zum Lobe Allahs.

Und steingewordenes Monument einer nicht nur geistigen, sondern auch höchst weltlichen Macht. ●

Für Cay Rademacher, Jg. 1965, ist es – nach Judentum, Christentum und Buddhismus – die vierte Reise zurück zu den Anfängen einer großen Weltreligion.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Marco Schöller, „Mohammed“, Suhrkamp: sehr knappe, doch angenehm klare Einführung zu Leben, Wirken und Nachwirken Mohammeds. F. E. Peters, „Muhammed and the Origins of Islam“, State University of New York: materialreiche Darstellung nicht allein über das Leben des Propheten, sondern auch über die arabische Welt, in die er hineingeboren wurde und die er grundstürzend veränderte. Tilman Nagel, „Mohammed. Leben und Legende“, Oldenbourg: gediegenes Standardwerk. Keine einfache Lektüre, keine Einführung ins Thema, sondern ein Buch für diejenigen, die sich tiefer mit dem Mann und seiner Zeit auseinandersetzen möchten.

DER TEXT DER TEXTE

Der Koran ist das bedeutendste Buch des Islam. Es enthält die Summe der Offenbarungen, die Mohammed der Überlieferung nach von Gott empfangen hat, um sie den Menschen zu verkünden. Doch die verbindliche Fassung entsteht erst 20 Jahre nach dem Tod des Religionsstifters — Von EDUARD MOSER

Wer den Koran erfassen will, der darf ihn nicht nur lesen. Wer in ihm Geschichte sucht, wird keinen Anfang sehen. Wer nach Ordnung der Worte fahndet, wird ihre Schönheit finden. Wer Eindeutigkeit erwartet, wird auf Widersprüche stoßen. Der Koran reiht 114 Kapitel, Suren, aneinander, aber er ist mehr als ein Buch. Er reimt sich in mehr als 6000 Versen, aber er ist kein Gedicht. Er ist die erste Quelle des islamischen Rechts – aber er ist nicht das alleinige Gesetz.

Al-Quran, das heißt vor allem: „die Rezitation“. Der Koran ist an erster Stelle kein schriftliches, sondern ein sinnliches, akustisches Erlebnis – ihn zu lesen heißt, ihn zu hören. „Wir haben einen erstaunlichen Koran gehört, der auf den rechten Weg führt, und wir glauben nun an ihn“, so heißt es in der 72. Sure.

„Schreibe dies zum Gedächtnis in ein Buch“, lautet der biblische Befehl an Moses. Die Aufforderung an Mohammed aber war: „Trag vor!“

Das, was da vorgetragen werden soll, ist nicht weniger als das direkte, unverstellte Wort Gottes. Der Koran besteht aus jenen göttlichen Sätzen, die Mohammed der Überlieferung nach empfangen und als Prophet vor seinen Anhängern verkündet hat; er ist damit der bedeutendste Text des Islam, das Zentrum des Glaubens.

Und doch ist der Koran beim Tode Mohammeds im Jahr 632 keine einheitliche, geordnete Sammlung, kein abgeschlossener Kodex.

Zwar kennen die *sahaba*, die Weggefährten des Religionsstifters, zu jener Zeit Teile der Offenbarungen auswendig. Gläubige haben wohl einzelne Verse als Merkhilfe auf Papyruszettel, Pergamente,

Tonscherben, Lederfetzen, Knochen und Palmstängel notiert. Auch soll Hafsa, eine der Witwen Mohammeds, lose Blätter, auf denen Teile der Offenbarungen stehen, in ihrem Haus verwahren.

Doch Mohammed hat keinen schriftlichen Text hinterlassen, um die Offenbarungen unbeschadet von Generation zu Generation zu tragen. Die Menschen seiner Zeit sind des Lesens ohnehin meist nicht mächtig, die Schrift als Medium nutzen nur wenige Eingeweihte. Und sie ist auch nur ein grobes Hilfsmittel: Selbst wer sie beherrscht, muss sich zusätzlich der genauen Bedeutung des Geschriebenen sicher sein.

Denn die arabische Schrift stellt nicht alle Vokale dar, und für 28 Konsonanten stehen damals nur 18 Zeichen

Wie im Christentum ist auch im Islam der Erzengel Gabriel Botschafter Gottes. Er überbringt Mohammed die Worte des Koran (Illustration, um 1400)



zur Verfügung. Unmöglich also, die genaue Aussprache eines Wortes – und damit dessen exakte Bedeutung – allein anhand der Schrift nachzuvollziehen.

Man muss den Sinn der Worte daher bereits kennen, um die Verschriftlichung als Gedächtnisstütze benutzen zu können. (Auch heute gibt es trotz einer einheitlichen Textform sieben gängige, unterschiedliche Lesarten, die vor allem in der Aussprache mancher Wörter voneinander abweichen.)

Trotz dieser Hindernisse versuchen die Kalifen, die Nachfolger Mohammeds als religiöse und politische Führer, in die verstreuten Aufzeichnungen und mündlichen Überlieferungen eine Ordnung zu bringen. Wohl aus zwei Gründen.

Zum einen Angst vor Verlust: Da es immer weniger lebende Weggefährten Mohammeds gibt, die den Koran auswendig kennen, kann man die Offenbarungen bald nicht mehr direkt bezeugen.

Zum anderen Angst vor Spaltung: Mit der schnellen Ausbreitung des Islam existieren bald verschiedene Rezitationsweisen und Versionen des Koran, da die Suren vor allem mündlich weitergegeben werden. Dies birgt die Gefahr von Streit und Zerwürfnis und damit einer Schwächung der muslimischen Gemeinschaft.

Bereits die ersten beiden Kalifen bemühen sich daher vermutlich um eine feste Sammlung, doch erst Kalif Uthman, der dritte Nachfolger Mohammeds, schafft schließlich eine verbindliche Fassung. Er ernennt eine Handvoll Kopisten, die die Offenbarungen zusammenzutragen haben: Fortan soll es nur eine Version der göttlichen Offenbarung geben. Boten werden überall im Land ausgesandt, um die Zeugen der Prophe-



Bald nach Mohammeds Tod im Jahr 632 beginnen Muslime, die bis dahin meist mündlich überlieferten Offenbarungstexte für die Nachwelt zusammenzutragen (Prachtausgabe des Koran, um 1300)

tenworte zu suchen und möglichst alle Aufzeichnungen einzusammeln.

Um einige Verse wird innerhalb der Kommission gestritten, denn nicht immer lassen sich Ohrenzeugen oder schriftliche Aufzeichnungen finden – Mohammed ist ja schon fast 20 Jahre tot.

So soll der Koran-Vers, der die Steinigung bei Ehebruch erlaubt, der islamischen Überlieferung nach von einer Ziege gefressen worden sein, und offenbar kann sich niemand mehr an den genauen Wortlaut erinnern. Der Abschnitt landet daher nicht in der endgültigen Sammlung. Manchmal muss der Kalif selbst ein Machtwort sprechen, wenn sich die Männer nicht einigen können.

Aber trotz aller Schwierigkeiten: Um das Jahr 650 ist der Kodex abgeschlossen. Innerhalb weniger Jahre ist der verbindliche Grundtext einer Weltreligion entstanden. Eine Schrift, etwas kürzer als das Neue Testament, die nahezu unverändert für die nächsten 1400 Jahre ihre Autorität behält.

Noch heute gibt es uralte Koran-Fragmente der uthmanischen Version aus dem 7. Jahrhundert. Die Pergamente verdanken ihre Existenz vor allem dem Umstand, dass ein ausgedienter Koran nicht weggeworfen werden darf, sondern

nach speziellen Riten bestattet werden muss oder aufbewahrt wird. So lagen sie bisweilen über Jahrhunderte unentdeckt in Bibliotheken oder Moscheen, wie etwa der großen Moschee von Sanaa, der Hauptstadt des Jemen, wo sie in einem Zwischenboden gelagert wurden.

Alle heutigen Koran-Ausgaben basieren auf der frühen uthmanischen Fassung. Kein anderer heiliger Text mit vergleichbarer Bedeutung ist in so kurzer Zeit geschaffen worden. Der Veda des Hinduismus brauchte rund zwei Jahrtausende, die Bibel entstand innerhalb eines Zeitraums von mehr als 1000 Jahren.

Der Koran dagegen wurde im Verlauf von 22 Jahren verkündet – von den frühen Predigten Mohammeds in Mekka bis zu den letzten Offenbarungen in Medina kurz vor seinem Tod – und im Verlauf von etwa 20 weiteren Jahren schriftlich zusammengestellt.

Die Anordnung der 114 Kapitel des Koran, der Suren, scheint keiner erkennbaren inneren Logik zu folgen. Weder sind sie chronologisch geordnet, also von der Erschaffung der Welt bis zur Apokalypse, noch gehorchen sie der Reihenfolge der Offenbarungen an Mohammed.

Es gibt auch keine formale Gliederung in Bücher, Evangelien, Psalmen oder Briefe wie in der Bibel. Stattdessen existiert eine grobe Einteilung nach abnehmender Länge der einzelnen Suren – aber keine Erklärung dafür.

Das kürzeste dieser Kapitel umfasst nur drei Verse:

إِنْ أَعْطَيْنَاكَ الْكَوْثَرَ
فَصَلِّ لِرَبِّكَ وَانْحَرْ
إِنْ شِئْنَاكَ هُوَ الْأَبْتَرُ

„Inna a'tainaka al-kauthar
Fa-salli li-rabbika wa-nhar
Inna shani'aka huwa'l-abtar“

Diese 108. Sure ist eine Aufforderung zum Gebet und zur Opferung und eine Drohung an die Feinde Mohammeds, die mit Kinderlosigkeit gestraft werden sollen: „Wir haben dir die Fülle gegeben. Bete darum zu deinem Herrn und opfere! Dein Hasser ist es, der ohne Nachkommen ist.“

Während viele der kurzen Suren an die christlichen Psalmen erinnern, behandeln die langen Suren unterschiedliche Themen des Glaubens und des Alltags. Die längste Sure umfasst 286 Verse. Es ist die zweite Sure, und sie

erzählt episodenhaft Geschichten über Propheten und Könige. Sie verbietet Schweinefleisch und gebietet das Fasten, erläutert Erbrecht und Zinsverbot.

Es heißt in ihr: „In der Religion gibt es keinen Zwang.“ Aber sie warnt auch die Ungläubigen: „Macht euch darauf gefasst, dass ihr in das Höllenfeuer kommt, dessen Brennstoff Menschen und Steine sind!“

Koran-Gelehrte unterscheiden zwischen mekkanischen und medinensischen Suren – also zwischen jenen Kapiteln, die Mohammed während seiner Jahre in Mekka verkündet hat, und denjenigen, die er später nach dem Auszug nach Medina vorgetragen hat.

Mekkanische Suren sind kürzer, poetischer. Die medinensischen Suren dagegen sind detaillierter, aber auch pragmatischer. Dort geht es um Familienrecht oder Fragen des Zusammenlebens mit anderen Religionen: um konkrete Probleme des Regierens also, denen sich Mohammed, nunmehr auch politischer Führer eines Gemeinwesens, zu stellen hatte und die er mithilfe der entsprechenden Suren löste.

Doch die Ordnung des Koran wird auch durch die Unterteilung in mekkanische und medinensische Kapitel nicht übersichtlicher. Nur so viel lässt sich sagen: Die Suren sind meist grobe Sinn-einheiten, zusammengetragen von der Redaktion des Kalifen Uthman und dessen Vorgängern. Sie erzählen in mehr als 6000 Versen von der Einzigartigkeit Gottes, vom Wunder der Schöpfung und der göttlichen Allmacht.

Die bekannteste Sure ist die aller-erste, die Eröffnung, *al-fatihah*, die bei jedem Gebet gesprochen wird: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes. Lob sei Gott, dem Herrn der Menschen in aller Welt, dem Barmherzigen und Gnädigen, der am Tag des Gerichts regiert! Dir dienen wir, und dich bitten wir um Hilfe. Führe uns den geraden Weg, den Weg derer, denen du Gnade erwiesen hast, nicht den Weg derer, die deinem Zorn verfallen sind und irregehen.“

Es gleicht einer Abmachung zwischen Gott und Gläubigen. Wer die

Worte spricht, erkennt den einen Gott an, preist ihn im Gebet und folgt seinen Geboten. Dafür erhofft sich der Gläubige Gnade und den Eingang ins Paradies. Wer sich nicht darauf einlässt, muss mit Gottes Zorn rechnen und kann sogar im Höllenfeuer landen.

In den Predigten, Erzählungen, Gleichnissen des Korans kommen immer wieder Figuren vor, die ursprünglich aus der jüdischen und christlichen Mythologie stammen: Die Suren erzählen von der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies, von Abraham, der bereit war, seinen Sohn zu opfern, von der Sintflut und Noah. Sie schildern Davids Sieg über Goliath, Moses am Berg Sinai und die jungfräuliche Geburt Jesu. Und berichten vom Erzengel Gabriel, der Mohammed den göttlichen Auftrag erteilte.

Denn wie die christliche Bibel dem jüdischen Tanach – dem Alten Testament – einst das Neue Testament hinzugefügt hat, baut auch der Koran auf Bestehendem auf.

Zu Mohammeds Zeiten lebten zahlreiche Christen und Juden auf der Arabischen Halbinsel. Von ihnen und von herumreisenden syrischen Händlern hörten die Bewohner Mekkas und Medinas die biblischen Geschichten. Es ist

anzunehmen, dass auch Mohammed sie kannte – und sie in seine Predigten einbaute. (Gläubige Muslime meinen dagegen, der Koran sei unmittelbar göttlichen Ursprungs und Mohammed daher nicht dessen Verfasser.)

Häufig deutet der Koran die biblischen Schilderungen jedoch um, entstehen ganz eigene Versionen, werden einzelne, entscheidende Punkte verändert: So erbaut Abraham (arabisch: Ibrahim) die Kaaba in Mekka, ist Moses (Musa) ein Vorläufer der ersten Muslime.

Auch Jesus (Isa) kommt im Koran vor. Er ist einer der *anbiya*, einer jener Propheten, die von Allah auserwählt wurden, um den Menschen dessen Wort zu übermitteln. Er ist der vorletzte in einer Reihe von Gesandten Gottes, die mit Adam beginnt und mit Mohammed endet. Doch gemäß dem Koran ist Jesus weder gekreuzigt worden, noch ist er auferstanden. Er ist auch nicht der Sohn Gottes, denn dessen Einzigartigkeit erlaubt im Glauben der Muslime niemanden sonst von göttlicher Natur.

Diese Veränderungen machten den Koran für die ersten christlichen Leser zu einem „lächerlichen“ Buch.

Der Koran hingegen erkennt umgekehrt die jüdische Überlieferung und das christliche Evangelium weitgehend an. Er sieht sie ebenfalls als göttliche Offenbarungen, die von Gott an Moses und Jesus gesandt wurden – allerdings hätten Juden und Christen diese Verkündigungen in ihren Büchern an manchen Stellen verfälscht wiedergegeben. Erst der Koran gilt als das wahre Wort Gottes.

Seine 114 Suren geben aber auch ganz praktische Vorschriften wieder – etwa zu Schuldenregulierung, zur Heirat, zum Umgang mit Wein und Glücksspiel. Nichts Ausdrückliches steht im Koran zum Kopftuchzwang für Frauen, kein Wort über die Steinigung von Menschen bei vermeintlich schlimmen Verbrechen und die Beschneidung der männlichen Kinder.

Denn viele Gebote – und damit ein großer Teil der islamischen Rechtsgrundlagen – finden sich erst in jenen Texten, die von Taten und Empfehlungen Mohammeds berichten und die von 750 an nach und nach systematisch niedergeschrieben werden (siehe Seite 74).

Koran-Handschrift, um 660. Einige Fragmente aus der Entstehungszeit des Textes im 7. Jahrhundert sind noch heute erhalten





Koran-Lehrer unterrichten ihre Schüler auch in der Kunst der Rezitation. Denn die Schönheit der Gottesworte ist ebenso wichtig wie deren Inhalt

Kein Wort im Koran auch über das Kalifat als politische Nachfolge Mohammeds.

Widersprüchliches dagegen zur Gewalt. So steht in der fünften Sure der schöne Satz: „Wenn jemand einem Menschen das Leben bewahrt, so ist's, als würde er das Leben aller Menschen bewahren.“ In Sure 9 aber: „Kämpft gegen die, die nicht an Gott glauben.“

Widersprüche wie dieser stören die wenigsten Muslime, sie sind so akzeptiert wie für Christen die Widersprüche in der Bibel. Für viele Gläubige ist der Koran nicht nur eine Quelle der Spiritualität, sondern auch eine stete Mahnung. Er ist eine Sammlung von warnenden Predigten ebenso wie eine tröstende Einladung, mal lehrhaft, mal poetisch.

Auch wenn der Koran als Drucksache stets wie etwas Heiliges behandelt wird, ihn viele Gläubige beispielsweise in einem Bücherstapel immer ganz nach oben legen, so ist seine bevorzugte Form auch heute noch das gesprochene Wort.

Der Koran wird in Schulen memoriert, beim Gebet gesprochen, bei der öffentlichen und privaten Rezitation gesungen, laut, getragen, beinahe beschwörend, mit lang gezogenen Silben.

„Gott ist unvergleichlich groß“, ruft der Muezzin vom Minarett der Moschee, „auf zum Gebet, auf zum Segen.“ Es ist

seine Aufgabe, als Angestellter einer Moschee, die Gläubigen zusammenzurufen. In der Moschee betet dagegen der Imam den Koran vor, vor allem beim wöchentlichen Freitagsgebet.

All dies sind Funktionen und Aufgaben, die so nicht im Koran erwähnt werden und sich detailliert erst nach Mohammeds Tod herausgebildet haben – doch wann und unter welchen Umständen, ist heute umstritten.

Auch die Vorschrift, fünfmal am Tag zu genauen Zeiten zu beten, steht so nicht im Koran – dort werden drei Gebete erwähnt. Mohammed verrichtete das Ritual mit seinen Anhängern daher womöglich nur dreimal am Tag. Vermutlich wandte er sich auch zu Beginn der Offenbarungen noch in Richtung Jerusalem, erst in Medina entstand als Gebetsrichtung Mekka, was allerdings nicht explizit im Koran steht. Dort heißt es lediglich: „Wende dich mit dem Gesicht in Richtung der heiligen Kultstätte!“

Doch ob nun beim Gebet oder in einer Predigt verlaublich: Text, Klang und Reim des Koran bergen für die Gläubigen Schönheit und Verzauberung durch Sprache. So kommen sie den Erfahrungen Mohammeds beim Empfang der Offenbarungen nahe.

Rhythmisch, musikalisch – und arabisch: Dies sind für Muslime die direkten, unfehlbar wahren, unnachahmlichen und ewigen Worte Gottes, herabgesandt,

„um alles klarzulegen“, wie es in der 16. Sure heißt. Dass der Koran durch Uthman und seine Kommission zusammengetragen wurde, widerspricht dem nach islamischer Überzeugung nicht. Die Anordnung der Suren durch die uthmanische Redaktion gebe die von Mohammed beabsichtigte Form wieder.

Heute ist der Koran für viele der etwa 1,6 Milliarden Muslime tägliche Erfahrung. Ein religiöses wie poetisches Kunstwerk, mit großem Einfluss auf die arabische Hochsprache und Literatur. Kein islamisches Radioprogramm, das nicht Koranrezitationen sendet, kein arabischsprachiger Muslim, der nicht wenigstens eines der zahlreichen Sprichwörter kennt, die in den Alltag eingeflossen sind.

In vielen Wohnungen hängen Verse als Mahnung und Erinnerung, Gläubige rollen Papiere mit Koran-Versen zusammen und tragen sie als Schutzamulett um den Hals, Kranke soll er heilen können, Wahnsinnige gesunden lassen.

Derart mächtig sei der Text, so heißt es in Legenden noch heute, dass einige Menschen dem nicht gewachsen seien: Sie würden beim Rezitieren besonders schöner Verse ohnmächtig umfallen. Oder sogar sterben. ●

Eduard Moser, Jg. 1972, hat vor neun Jahren seinen ersten Koran gekauft. Dessen rätselhaften Verse beschäftigen ihn bis heute.

MUSLIM GEGEN MUSLIM





Wenige Jahrzehnte nach Mohammeds Tod kommt es in der muslimischen Elite zu erbitterten Machtkämpfen. Um 660 wird der Kalif Ali, ein enger Verwandter des Religionsstifters und dessen vierter Nachfolger, von einem syrischen Provinzherrscher aus dem Amt gedrängt. Ihre Fehde spaltet die junge Glaubensgemeinschaft – und lässt eine Oppositionsbewegung heranwachsen, aus der schließlich die **Schiiten hervorgehen werden**

—— Von RALF BERHORST

Obwohl es der Koran verbietet, töten sich im Bürgerkrieg der Muslime erstmals Glaubensbrüder gegenseitig. Es geht um die Führung des rasch expandierenden Reiches der Anhänger Allahs. Die Fotos in diesem Beitrag zeigen Festungen, die sich muslimische Herrscher in jener Epoche in den Wüsten des Nahen Ostens errichten (Burg in Jordanien)

W

Wochenlang haben sich in diesem Sommer des Jahres 657 die beiden Heere in der Glut der syrischen Sonne belauert. Haben sich Scharmützel geliefert und schließlich in einer großen Schlacht bekämpft, mehrere Tage lang: Stammesbrüder gegen Stammesbrüder, Väter gegen ihre Söhne, Cousins gegen Cousins. Muslime gegen Muslime. Tausende Männer haben in der Ebene am Euphrat ihr Leben gelassen. Aber eine Entscheidung ist noch immer nicht gefallen.

Da tauchen plötzlich, inmitten der weiter tobenden Schlacht, Reiter auf. Sie gehören zu einem der beiden Lager und haben Blätter des Koran auf ihre Lanzen gespießt, die sie nun in die Höhe recken – die berittenen Krieger kommen als Friedensboten und nicht zum Kampf.

Gott möge entscheiden, rufen sie ihren Gegnern zu. Ein Schiedsgericht,

so der Vorschlag, soll das Blutvergießen beenden; beide Seiten mögen sich der Autorität Gottes beugen. Das Studium der heiligen Schrift soll helfen, die gesplante Gemeinschaft der Muslime wieder zu vereinen.

Denn die beiden Heerführer der verfeindeten Streitkräfte führen einen Kampf um die Macht im Islam.

Auf der einen Seite steht Ali, der Cousin Mohammeds. Er ist vor einigen Monaten in Medina zum Kalifen, zum Oberhaupt der Muslime, ausgerufen worden. Doch die Ernennung trägt einen Makel: Ali ist durch einen Mord in sein Amt gelangt. Sein Vorgänger wurde von Verschwörern getötet – wenn auch nicht in Alis Auftrag.

Sein Gegner Muawiya ist zwar Abkömmling einer Familie, die Mohammed anfangs bekämpfte. Inzwischen aber ist er zum islamischen Glauben übergetreten und zu einem mächtigen Provinzherrscher im Reich der Muslime aufge-

stiegen. Er verweigert dem neuen Kalifen Ali den Gefolgschaftseid. Denn: Der ermordete Herrscher war sein Cousin.

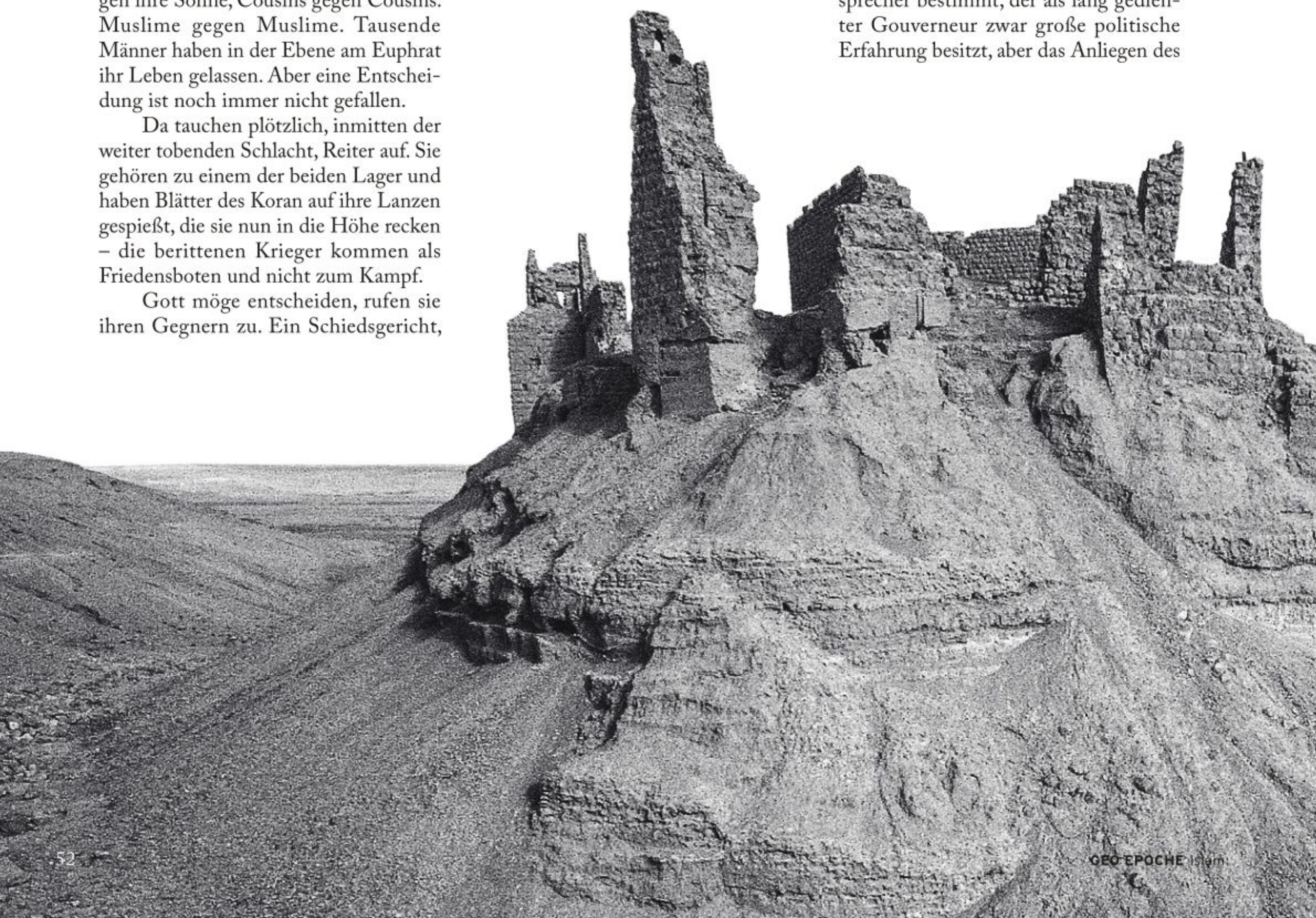
Es ist Muawiya, der nun das Verhandlungsangebot unterbreitet. Ali weist es zunächst zurück, möglicherweise weil er sich militärisch im Vorteil glaubt; schließlich aber stimmt er der Schlichtung doch zu, gedrängt durch besonders fromme Krieger in seiner Armee.

Das ist ein schwerer Fehler, wie sich schon bald zeigen wird.

Wohl noch auf dem Schlachtfeld bereiten die Kontrahenten das Schiedsgericht vor. Beide ernennen jeweils einen Verhandlungsführer. Diese zwei Gewährsleute sollen sich einigen – und zwar mithilfe des Koran als höchster Instanz.

Dann, so berichtet ein Chronist, geben Ali und Muawiya ihre Gefangenen frei und lassen ihre Armeen abziehen. Die Unterhändler sollen später an einem neutralen Ort tagen.

Ali hat einen Mann zu seinem Fürsprecher bestimmt, der als lang gedienter Gouverneur zwar große politische Erfahrung besitzt, aber das Anliegen des



Kalifen eher distanziert sieht. Er lehnt zudem den bewaffneten Kampf zwischen Muslimen grundsätzlich ab. Mit dessen Wahl beugt sich Ali vermutlich erneut der frommen Gruppe in seiner Armee, die glaubt, nur ein weitgehend neutraler Mittler könne ein Urteil nach Gottes Willen aushandeln. Doch indem er diesen Mann zum Verhandlungsführer ernannt, gerät Ali schon von vornherein in Nachteil gegenüber Muawiya.

Denn der Gouverneur Syriens und Palästinas hat eine taktisch klügere Wahl getroffen. Er hat den ehemaligen muslimischen Statthalter in Ägypten zu seinem Unterhändler ernannt: einen kühlen, machtbewussten Strategen, von dem wohl auch ursprünglich der Vorschlag zu dem Schiedsgericht stammte.

Unklar ist jedoch zunächst, wie die beiden Abgesandten überhaupt vorgehen sollen. Ali und Muawiya haben ja keinen religiösen Streit miteinander, sondern einen politischen. Und es gibt keine Tradition zur Klärung politischer Fragen mithilfe der heiligen Schrift.

Bis heute ist nicht genau bekannt, wann und wo die Abgesandten Alis und Muawiyas aufeinandertreffen oder wie genau die Debatte verläuft. Die allesamt

Nach Mohammeds Tod 632 dehnen die Muslime ihre Herrschaft schnell auf Syrien und das Zweistromland aus – geführt von Getreuen des Religionsgründers, die als Kalifen dessen Nachfolge angetreten haben (Wüstenschloss im Tal des Euphrat)



Die ersten beiden Kalifen (ganz oben) regieren unangefochten. Der dritte Nachfolger Mohammeds (u. r.) wird jedoch ermordet, wohl wegen seiner Vetternwirtschaft. Auf ihn folgt 656 Ali (u. l.), der von Beginn an um seine Autorität ringen muss

erst später niedergeschriebenen Quellen zu den Geschehnissen sind widersprüchlich, zudem oft parteiisch und daher nicht völlig verlässlich.

Es scheint jedoch, als sei es im Verlauf der Verhandlungen immer stärker zu Diskussionen darüber gekommen, wer überhaupt Anspruch auf das Kalifat habe – und das schwächt vor allem die Position des Amtsinhabers.

Manchen Berichten zufolge bringt Muawiyas Abgesandter nach einigen Gesprächen erstmals seinen eigenen Anführer für das höchste Amt der Muslime ins Spiel, während Alis Mann einen dritten Kandidaten vorschlägt.

Die Unterhändler einigen sich wohl schließlich auf einen Kompromiss: Ali und Muawiya sollen beide von ihren Ansprüchen zurücktreten. Die Muslime müssten einen neuen Anführer bestimmen und so die Spaltung der Gläubigen beenden.

Doch der Kompromiss ist offenbar eine Finte. Und es spricht einiges dafür, dass die Schlichtung von Muawiyas Seite von Beginn an eine Intrige war, die Ali und dessen Leute übertölpeln sollte.

Am Verhandlungsort, so überliefert es ein Chronist später, verkündet Alis Abgesandter um 659 vor einer versammelten Menge – vermutlich dem Gefolge der Verhandlungsführer sowie Einwohnern der Siedlung – die Übereinkunft. Doch als nach ihm Muawiyas Vertreter das Wort erhebt, hält der sich nicht an die Abmachung. Er bestätigt in seiner Rede zwar den Amtsverzicht Alis, zugleich aber Muawiyas Anspruch auf Blutrache für seinen ermordeten Cousin – und vor allem auf das Kalifat.

Ein Affront. Genau in dem Moment, als endlich eine diplomatische Einigung absehbar ist, hintergeht das eine Lager die Gegenseite mit einem Doppelspiel. Im Tumult, unter Beschimpfungen und Handgreiflichkeiten, gehen beide Delegationen auseinander.

Der genaue Ablauf der Verhandlungen ist allen Beteiligten vermutlich schon bald gleichgültig. Dass sich aber Ali als Kalif überhaupt auf das Verfahren eingelassen hat, erweist sich als schicksalhaft.

Es ist, wie später deutlich wird, der entscheidende Schritt in Alis dramatischem, schließlich tödlichem Abstieg.

Und es ist, nach Mord und Gefecht, ein weiterer Tiefpunkt in einem Machtkampf, den es eigentlich nicht geben dürfte. Gut 25 Jahre nach dem Tod Mohammeds sind die Anführer der muslimischen Bewegung entzweit, stehen sich ihre Gefolgsleute in einem offenen Bürgerkrieg gegenüber.

Es geht dabei um weitaus mehr als um die persönliche Fehde zweier Rivalen. Die Ursachen der Uneinigkeit unter den Muslimen liegen tiefer, und ihre Auswirkungen werden die beiden Kontrahenten überdauern.

Über die Jahre und Jahrzehnte wird sich die Kluft sogar vergrößern. Noch Jahrhunderte später werden sich Muslime zur Sache Alis bekennen und sich „Schiiten“ nennen – abgeleitet vom arabischen *schia Ali*, die „Partei Alis“.

Sie werden sich von ihren Glaubensbrüdern übergangen fühlen, bis auf den heutigen Tag. Mythen und Legenden werden sich an die Ereignisse knüpfen. Und nie wieder wird die muslimische Bewegung die Geschlossenheit aus den Tagen Mohammeds erlangen.

Ali und Muawiya, die erbitterten Widersacher, kommen aus der gleichen Stadt: Mekka. Beide werden um das Jahr 600 geboren. Sie gehören beide zum Stamm der Quraisch, der zu jener Zeit Mekka dominiert. Und doch könnten beide Männer und ihre Lebenswege kaum unterschiedlicher sein.

In einer Welt, in der die Details von Herkunft und Verwandtschaftsbeziehung fast alles bedeuten, zählen sie zu zwei verschiedenen Zweigen der Quraisch.

Ali entstammt der weniger einflussreichen und weniger wohlhabenden Linie. Sein Vater war ein Onkel Mohammeds: Im Haus der Familie in Mekka ist der verwaiste Mohammed einst aufgewachsen. Der jugendliche Ali zählte zu Mohammeds frühesten Anhängern, half ihm auch bei seiner Flucht nach Yathrib, dem späteren Medina.

Wenig später folgt er Mohammed ins Exil. In der wachsenden muslimischen Urgemeinde Medinas ist Ali einer der engsten Vertrauten Mohammeds. Er heiratet eine der Töchter des Religionsgründers, wird der Vater von dessen einzigen beiden männlichen Enkeln.

An Mohammeds Seite kämpft er auch gegen jene Streitmächte, die Mekkas Oberschicht gegen diesen aussendet (siehe Seite 28). Auf der anderen Seite: der junge Muawiya.

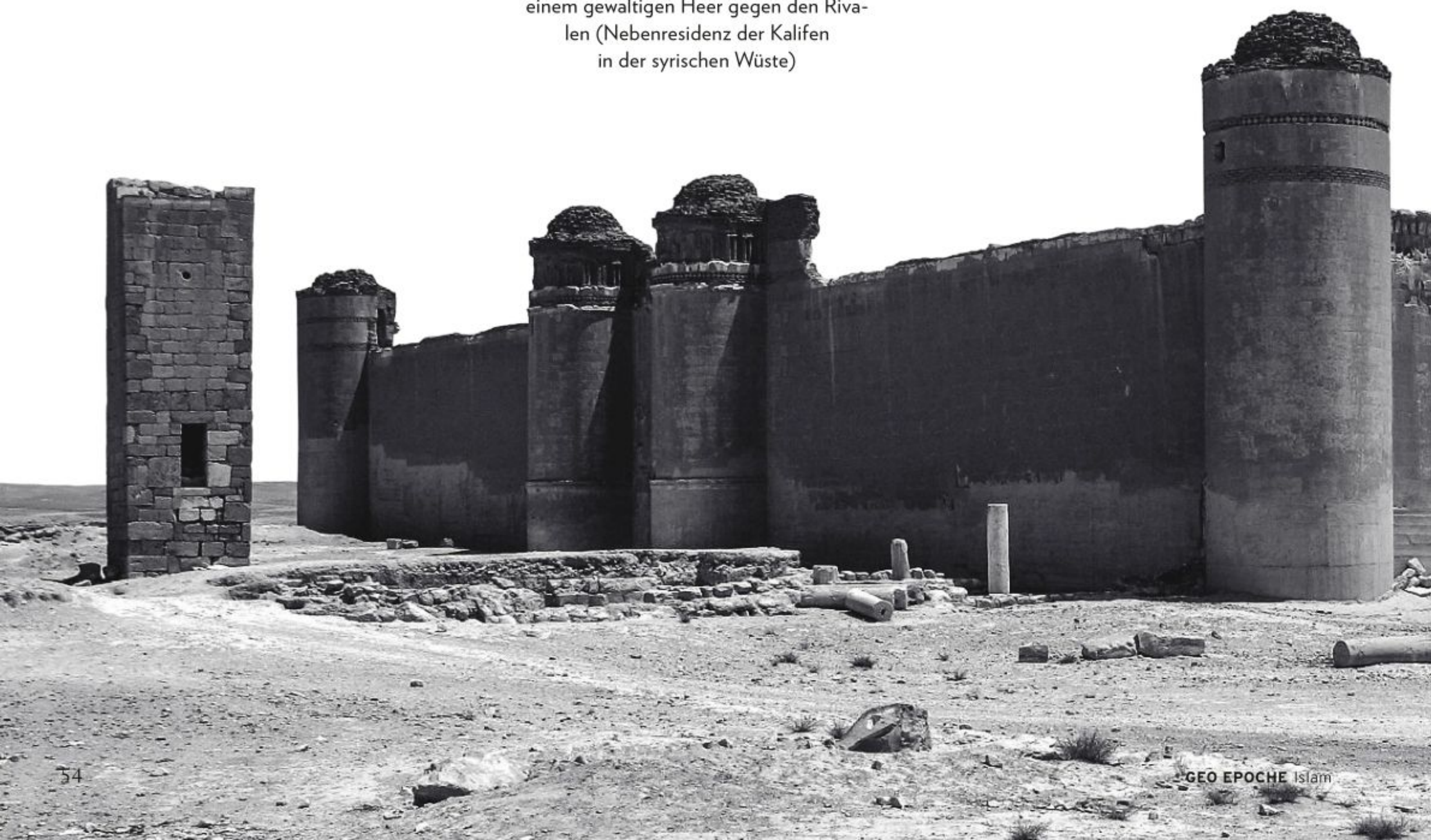
657 widersetzt sich Muawiya, der Gouverneur Syriens und Palästinas, dem Kalifen Ali und fordert Rache für die Ermordung von dessen Vorgänger. Der Herrscher zieht daraufhin mit einem gewaltigen Heer gegen den Rivalen (Nebenresidenz der Kalifen in der syrischen Wüste)

Denn dessen Stammeszweig zählt zu den erklärten Feinden Mohammeds. Muawiyas Vater ist einer der mächtigsten Männer in Mekka. Ihren Reichtum erlangte die Familie durch den Karawanenhandel und die Einkünfte aus den Pilgerströmen, die Jahr um Jahr die Kaaba besuchen, das altarabischen Gottheiten geweihte Heiligtum.

Für Muawiyas Clan ist Mohammed, der gegen das traditionelle Heiligtum und den Wohlstand der Reichen predigt, ein geschäftsschädigendes Ärgernis. Muawiyas Vater lässt ihn und seine Anhänger verfolgen, zieht später nach Medina in den Kampf gegen die Muslime.

Doch Mohammed siegt nach mehreren Schlachten – und die Oberschicht Mekkas muss sich ihm beugen.

Erst als Mohammed Mekka schon besetzt hält, wechselt auch Muawiya zum islamischen Glauben. Ist das eine Konversion aus innerster Überzeugung? Die überlieferten Quellen (die Muawiya freilich zumeist nicht wohlgesonnen sind) zeichnen das Bild eines Mannes, der früh erzogen wird, politisch zu denken, der seine Absichten und Überzeugungen

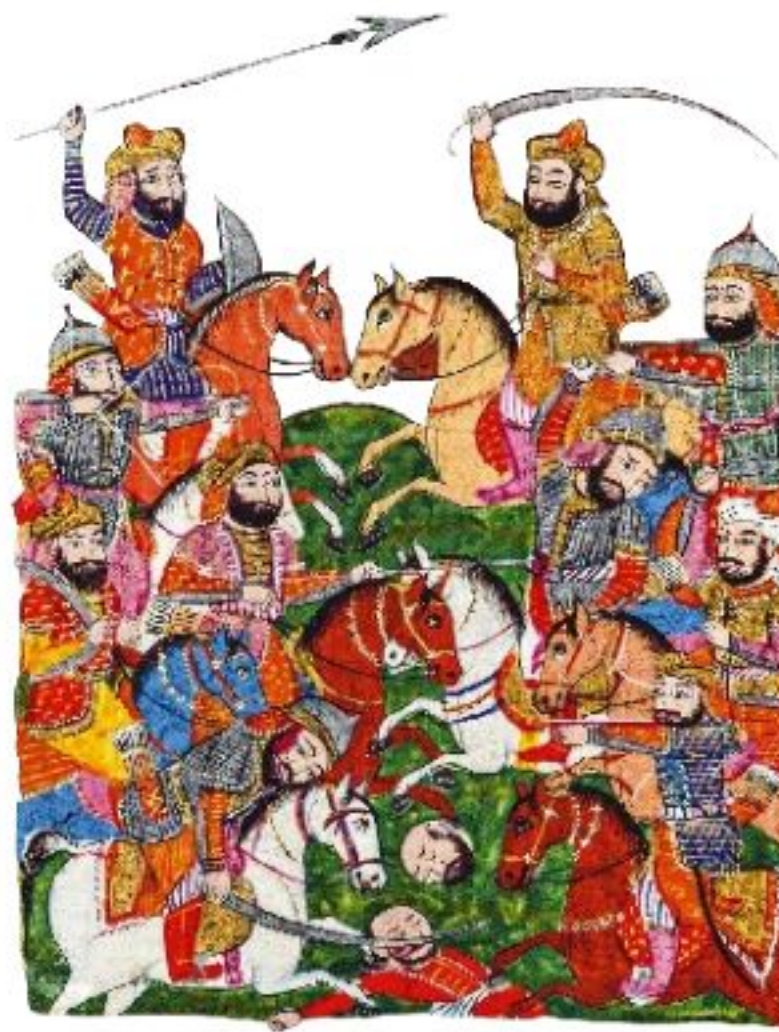


geschickt zu verbergen weiß. Eines Mannes, der zwar äußerlich seinen Pflichten als Muslim nachkommt, aber vom neuen Glauben wenig berührt scheint. Der womöglich der Welt des vorislamischen Arabien und seiner vielen Götter nachtrauert.

Es dürfte Muawiya klar sein, dass es ohne Konversion keine Zukunft mehr für ihn in Mekka gibt. Und Mohammed lässt Milde walten. Er ernennt ihn sogar zu einem seiner Schreiber, heiratet eine seiner Schwestern.

Im Juni 632 stirbt Mohammed nach kurzer Krankheit. Sein Tod trifft die Gläubigen völlig unvorbereitet. Der Islam ist noch eine Religion im Werden.

Zwar kennen die Muslime ihre Pflichten und Rituale, die Mohammed ihnen vorgelebt hat: Sie beten mehrmals am Tag zu Gott und wenden dabei das Haupt nach Mekka. Vorher unterziehen sie Gesicht, Hände, Unterarme und Füße einer symbolischen Reinigung. Sie spenden Almosen, um Bedürftige aus der Gemeinde zu unterstützen, fasten einen Monat im Jahr, pilgern zur Kaaba nach



Am Euphrat treffen die Truppen der Rivalen im Sommer 657 aufeinander (o.). Nachdem wohl Tausende Muslime gefallen sind, einigen sich Ali und Muawiya auf ein Schiedsgericht, das den Streit beilegen soll

Mekka, dem alten Heiligtum, von dem Mohammed die Statuen und Bildnisse vorislamischer Gottheiten entfernt hat.

Doch noch sind die von Mohammed empfangenen Offenbarungen nicht zu einem Buch zusammengefasst. Mohammeds Gefährten geben die Verse des Koran meist mündlich weiter. Noch existiert keine verbindliche heilige Schrift.

Mohammed hat die Bewegung vor allem durch sein Charisma geeint und geführt. Und es gibt keine Regelung, wie ein Nachfolger auszuwählen wäre, der künftig die Gläubigen leitet.

Der Religionsgründer hat etliche Töchter gezeugt, hinterlässt aber keinen überlebenden Sohn. Ohnehin wäre in der Stammesgesellschaft der Arabischen Halbinsel ein Anführer, der sich allein auf Geburtsrecht, nicht aber auf eigenes Verdienst und Autorität stützen kann, wohl nicht allgemein akzeptiert.

Oder hat Mohammed doch rechtzeitig einen Nachfolger ernannt? Schiiten werden später behaupten, er habe im März 632, auf der Rückreise von seiner letzten Wallfahrt nach Mekka, an einem Teich Rast gemacht, seine Anhänger um sich versammelt und einen Erben bestimmt: seinen Schwiegersohn Ali.

Doch beim Tod Mohammeds ist Ali etwa Anfang 30 und nach allgemeiner Einschätzung wohl noch zu jung, um die Muslime führen zu können.

Verunsichert nach dem Verlust ihres geistlichen und politischen Oberhaupts, versammelt sich die muslimische Urgemeinde in Medina um Abu Bakr, den



Schwiegervater Mohammeds. Abu Bakr ist ebenfalls einer der ersten Weggefährten – aber älter als Ali.

Die Gemeinde wählt ihn zum Kalifen (ein Titel, der mal für *chalifa rasul allah* steht, „Nachfolger des Gottesgesandten“, mal für *chalifa allah*, „Stellvertreter Gottes“) und zugleich zum *amir al-muminin*, zum „Befehlshaber der Gläubigen“. Auf Abu Bakr geht damit die gesamte weltliche und ein Teil der religiösen Autorität des Glaubensstifters über. Die Mitglieder der Urgemeinde schwören ihm Gefolgschaft. Seine Wahl scheint allgemein akzeptiert.

Ali soll, als die Entscheidung fällt, damit beschäftigt gewesen sein, den Leichnam Mohammeds für das Begräbnis vorzubereiten. Er wird übergangen.

Doch schon 634, nach nur zwei Jahren, stirbt Abu Bakr. Bei der Wahl des nächsten Kalifen geht Ali erneut leer aus. Denn das Amt übernimmt Umar, ein weiterer früherer Getreuer Mohammeds – Abu Bakr hat Umar vor seinem Tod zum Nachfolger bestimmt. Auch diese Entscheidung stößt wohl auf keinen Widerspruch innerhalb der Gemeinde. Umar gilt als unbestechlich und ist bekannt für seine persönliche Bescheidenheit.

Die junge Religion und das in Medina und Mekka geschaffene Gemeinwesen scheinen die heikelste Phase überstanden zu haben – das Ableben ihres Gründers. Doch bald werden die Muslime vor weit größeren Herausforderungen stehen. Auch wenn zunächst ein bemerkenswerter Siegeszug beginnt.

Noch zu seinen Lebzeiten ist es Mohammed gelungen, durch Eroberung oder Verträge, in denen sich Clanchefs kampfflos seiner Autorität unterordneten, den Einfluss seiner Bewegung auf den gesamten Westen und Teile des Südens und Ostens der Arabischen Halbinsel auszudehnen. Die meisten Stämme schlossen sich der muslimischen Gemeinschaft an und verpflichteten sich, eine Abgabe an Mohammed zu zahlen.

Nach dem Tod Mohammeds aber weigerten sich viele Stammesführer, die geschlossenen Verträge einzuhalten und die fällige Steuer weiter zu entrichten. Abu Bakr, der erste Kalif, musste Trup-



Ali wird von Muawiya – der der neue Kalif wird – ausmanövriert und von einem Gegner 661 ermordet. Seine Anhänger verehren ihn bald als Märtyrer: Diese Illustration zeigt ihn im Kampf gegen einen Feind

pen rekrutieren, um die Abtrünnigen wieder unter Kontrolle zu bringen. Seine Krieger, die sich von Medina aus auf den Weg machten, konnten die abgefallenen Stämme rasch besiegen und binnen eines Jahres die gesamte Arabische Halbinsel unter ihre Herrschaft zwingen.

Nun, unter Umar, stoßen sie sogar noch weiter vor: Getragen von Beutelust und dem gemeinsamen Glauben, begünstigt durch ihre hohe Disziplin und die Schwäche ihrer Gegner, erobern sie weite Gebiete, die zuvor zum Großreich von Byzanz gehörten, und bringen das strauchelnde Reich der persischen Sassaniden zu Fall: Bis 642 besetzen sie Damaskus und andere syrische Städte, erobern Palästina sowie Gebiete im heutigen Iran, im Zweistromland und Teile Ägyptens (siehe Seite 62).

Kalif Umar setzt Statthalter in den eroberten Provinzen ein. Er lässt drei Garnisonen errichten, im ägyptischen Fustat (im Süden des heutigen Kairo) sowie in Basra und Kufa im heutigen Irak. In den Militärstützpunkten siedelt er Veteranen der Feldzüge an.

Und der Kalif schafft in Medina, dem Zentrum des Reiches, den *diwan*, ein Amt, das die in den Provinzen eingetriebenen Abgaben und die Kriegsbeute erfassen und verteilen soll.

Die Verteilung folgt einem einfachen Prinzip: Je früher sich ein Stam-

meskrieger den erobernden Armeen angeschlossen hat, desto höher fällt sein Sold aus. So bekommt etwa ein Veteran, der von Beginn an an den Kämpfen im Irak teilgenommen hat, 3000 Dirham im Jahr, die letzten Nachzügler dagegen nur 200 der Silbermünzen.

In diesen Jahren ist auch ein Mann an den Erfolgen beteiligt, der rund zwei Jahrzehnte später zu einem Protagonisten des Bürgerkriegs wird: Muawiya.

Beim Vormarsch der Kämpfer nach Damaskus führt er eine Vorhut von einigen Tausend Mann. Er ist bei der Eroberung Jerusalems dabei, leitet die Belagerung der Hafenstadt Caesarea. Ein Zufall begünstigt seine weitere Karriere: 639 stirbt der muslimische Oberkommandeur in Syrien an einer Seuche, die in den Reihen der Eroberer wütet.

Zu dessen Nachfolger ernennt Umar kurz darauf Muawiyas älteren Bruder. Aber auch der stirbt nur wenig später, und das Amt geht auf Muawiya über. Er erhält damit einen der wichtigsten Posten im wachsenden muslimischen Imperium, herrscht bald über eine Provinz mit reichen Städten, residiert in Damaskus.

Gewöhnlich werden Gouverneure nach kurzer Amtszeit wieder versetzt, damit sie nicht zu viel Macht ansammeln. Doch Muawiya hat abermals Glück: Fünf Jahre nach seiner Ernennung wird ein enger Verwandter von ihm neuer Kalif in Medina.

Denn 644 stirbt Umar. Der Kalif hat vieles erreicht: Er hat mit dem *Diwan* eine Art Finanzbehörde geschaffen – und damit die erste Institution eines muslimischen Staatswesens. Er hat Richter eingesetzt (neben den Verhaltensvorschriften des Koran gibt es jedoch noch kein ausgearbeitetes islamisches Recht). Er hat einen muslimischen Kalender geschaffen; fortan gilt für alle Gläubigen das Jahr 622, in dem Mohammed aus Mekka geflohen ist, als Jahr eins der neuen Zeitrechnung. Und er hat ein Ver-

fahren zur Regelung seiner Nachfolge getroffen: Umar hat rechtzeitig ein Gremium aus sechs besonders angesehenen Männern einberufen, das nach seinem Tod den neuen Kalifen wählen soll.

Zu dieser Gruppe gehört auch Ali, der Schwiegersohn Mohammeds. Er ist nun Mitte 40 und ein respektiertes Mitglied der muslimischen Gemeinde.

Doch erneut wird er übergangen. Das Gremium wählt aus seinen Reihen nicht ihn, sondern Uthman zum dritten Kalifen, einen der ersten Kampfgefährten Mohammeds. Uthman hat jedoch einen Makel: Er entstammt jener Familie aus dem Stamm der Quraisch, die den Religionsgründer bis zuletzt bekämpft hatte.

Uthmans Wahl ist daher umstritten. Aber er erwirbt sich bald ein großes Verdienst: Mit Hilfe von Mohammeds früherem Sekretär lässt er die verstreuten Überlieferungen der Offenbarungen des Religionsstifters sammeln, ordnen und den Koran in einer für alle Gläubigen verbindlichen Fassung herausgeben. Jeweils eine Kopie der heiligen Schrift

verschickt er nach Mekka, Damaskus, Basra und Kufa (siehe Seite 46).

Doch Uthman bestätigt offenbar auch die Vorbehalte, die es gegen ihn gibt: Er nimmt Geschenke an, soll bestechlich sein. Wichtige und lukrative Posten besetzt er mit Mitgliedern seiner Familie, der Umayyaden. Seinen Cousin Muawiya etwa bestätigt er im Amt des Gouverneurs von Syrien und Palästina.

Uthman macht sich viele Feinde. Zu seinen Kritikern zählt auch Ali, der auf Distanz geht zu dem neuen Kalifen.

Nicht nur in Medina, auch an der Peripherie des Reiches nehmen unter Uthmans Herrschaft um das Jahr 650 die Spannungen zu; vor allem im Irak und in Ägypten wächst die Zahl der Enttäuschten. Schon zuvor ist es dort zu

Muawiya macht das Kalifat zum Erbbesitz. Doch das von seiner Dynastie geführte Reich – hier eine Wüstenburg in Jordanien – bleibt gespalten: Viele Muslime erkennen allein Ali als legitimen Nachfolger Mohammeds an

Misstimmung zwischen den Veteranen und neu hinzuziehenden muslimischen Siedlern von der Arabischen Halbinsel gekommen – weil die alten Kämpfer bei den offiziellen Zuwendungen deutlich bevorzugt wurden.

Nun aber sind die Altgedienten verärgert. Denn anstatt wie seine Vorgänger hohe Posten in den Provinzen vor allem mit verdienten Veteranen zu besetzen, ernennen Uthman und seine Gouverneure Honoratioren aus dem Kreis der Neuankömmlinge.

Im Frühjahr 656 machen sich in Ägyptens Nildelta mehrere Hundert Unzufriedene aus der Garnisonsstadt Fustat auf den Weg nach Südosten, um sich über die Beschneidung ihrer Privilegien zu beschweren. Sie überqueren die Halbinsel Sinai und erreichen nach langem Marsch schließlich Medina. Dort lassen sie sich dem Kalifen melden.

Tatsächlich werden sie von Uthman persönlich empfangen und können ihre



Klagen vortragen. Der Kalif besänftigt sie, gibt aber kurz darauf heimlich den Befehl, die Unruhestifter nach ihrer Rückkehr nach Ägypten hart zu bestrafen.

Doch die Rebellen, die sich bereits auf dem Rückweg befinden, fangen den Boten des Kalifen ab. Sie kehren um nach Medina und belagern Uthmans Haus. Der Kalif hat keine stehenden Truppen und nur wenige Unterstützer – viele Angehörige der muslimischen Elite sehen sich durch seine Vetternwirtschaft von der Macht ausgeschlossen und haben sich von ihm abgewandt.

So können die Aufrührer in das Gebäude eindringen und den Kalifen erstechen. Uthmans Frau, die hinzueilt und ihre Hand schützend vor ihren Mann hält, schlagen die Attentäter mit Schwert- hieben mehrere Fingerglieder ab.

D

Der Mord ist wie ein Fanal: Denn jetzt bricht der seit Längerem gärende Konflikt offen aus, zerbricht die Einigkeit unter den Muslimen.

Eigentlich versteht sich die Gemeinde als Kollektiv von Gleichen: als *umma* – als Gemeinschaft jenseits der alten Stammeshierarchien, die vom Bekenntnis zu Gott und seinem Propheten Mohammed eng zusammengehalten wird. Und ausdrücklich verbietet es der Koran, dass Muslime einander töten.

Dieses Tabu ist nun gebrochen.

Für Ali aber, der in Medina lebt und zu den Kritikern Uthmans zählte, ist endlich die Chance gekommen. Er genießt inzwischen die Unterstützung

vieler einflussreicher Männer in Medina. Im Juni 656, unmittelbar nach Uthmans Ermordung, rufen ihn seine Anhänger zum Kalifen aus, dem vierten.

Doch unumstritten ist auch Ali in der sich spaltenden muslimischen Gemeinschaft nicht. Zwar ist er ein enger Blutsverwandter Mohammeds, steht seine Frömmigkeit außer Zweifel – und er ist wohl auch nicht in den Anschlag auf Uthman verstrickt. Aber er profitiert nun offensichtlich von der Bluttat und macht sich dadurch in den Augen seiner Gegner zum Komplizen der Attentäter.

Zudem unternimmt er nichts, um die Mörder Uthmans zur Rechenschaft zu ziehen. Das kann er auch nicht, denn manche von ihnen gehören zu seinen wichtigsten Unterstützern.

Zu seinen Gegnern zählt Aischa, eine der Witwen Mohammeds. Ali soll dem Religionsstifter einst geraten haben, sich von ihr scheiden zu lassen, und hat sich Aischa so zur Todfeindin gemacht.

Nun mobilisiert sie gemeinsam mit zwei anderen frühen Anhängern Mohammeds in Basra, der muslimischen Garnisonsstadt, eine Armee gegen Ali. Zu ihren Verbündeten dort gehören Männer, die nicht wollen, dass die von Uthman privilegierte Elite ihren Einfluss gleich wieder einbüßt.

Doch der neue Kalif zieht ebenfalls in den Irak und rekrutiert eine große Streitmacht in Kufa, jener Stadt, in der seine Gefolgschaft außerhalb Medinas

am stärksten ist. Der Ort, anfangs kaum mehr als ein Militärlager mit Hütten aus Schilfrohr, ist zu einer Metropole gewachsen. Zehntausende Kämpfer sowie Helfer und Familienmitglieder siedeln nun hier.

Ende 656 trifft Ali bei Basra auf seine Widersacher – und besiegt sie. Aischa wird nach Medina eskortiert und versöhnt sich später mit Ali. Erstmals haben sich engste Wegbegleiter Mohammeds auf offenem Feld bekämpft.

Anschließend kehrt Ali nach Kufa zurück und verlegt den Sitz des Kalifats dorthin. Er beginnt, Günstlinge Uthmans von ihren Posten zu entfernen – unter anderem, um seine eigenen Unterstützer mit den Stellen zu belohnen.

Und gerade damit wird er zur Gefahr für Muawiya, den langjährigen Gouverneur Syriens und Palästinas.

Muawiya hat sich im Nordwesten des muslimischen Reiches fast unmerkelt eine starke Machtbasis erschaffen. Seit 17 Jahren herrscht er nun schon von Damaskus aus – und ist damit länger im Amt als jeder andere Gouverneur des Reiches.

Der Provinzmagnat hat sich geschickt die Loyalität der wichtigsten Stammesführer Syriens gesichert. Er hat die Tochter eines Clanführers geheiratet, verteilt Geschenke und Ehrungen an Honoratioren der syrischen Steppe. Sogar eine eigene Armee hat er aufgebaut. (Ali dagegen verfügt als Kalif über keine permanente Streitmacht und muss im Kriegsfall immer wieder Truppen von Stammesführern rekrutieren lassen.)

Doch für Muawiya ist all das Erreichte nun in Gefahr. Denn Ali, der neue Kalif, könnte ihn jederzeit als Gouverneur Syriens und Palästinas absetzen.

Besonders zurückhaltend verhält sich Muawiya trotzdem nicht: Er verweigert Ali den Gefolgschaftseid.

Und er will Blutrache für seinen ermordeten Cousin Uthman: Ali soll ihm die Attentäter ausliefern. Angeblich stellt Muawiya das blutige Hemd des Toten, das ihm die Witwe übersandt hat, in Damaskus öffentlich zur Schau. Vermutlich weiß er, dass der Kalif dieser Forderung nicht nachkommen kann.

Will Ali sein Ansehen nicht ver- spielen, muss er auf diese Missachtung



Alis Sohn Husain nimmt die Fehde um die Macht im Islam wieder auf. Er wird 680 mit anderen Oppositionellen nahe Kerbela im heutigen Irak getötet. Frauen betrauern die Opfer des Massakers

mühsam errungene Amt nie unangefochten ausüben.

Nach seinem Tod wird Ali, wie von ihm einst angeordnet (so zumindest die Legende), von seinen beiden Söhnen und mehreren Vertrauten auf einer Bahre in die Wüste hinausgetragen, bis zu einem weißen Felsen. Dort hebt man ein Grab für ihn aus. Mittlerweile ragt an der vermuteten Ruhestätte der Schrein von Nadschaf empor; er gilt vielen von Alis heutigen Anhängern als Heiligtum.

Muawiya marschiert noch im gleichen Jahr, 661, in Kufa ein, Alis altes Herrschaftszentrum, und setzt auch dort seine Macht durch. Den älteren der zwei Söhne Alis, der als Enkel Mohammeds Ansprüche auf das Kalifat erheben könnte, überredet er, offiziell auf das Amt zu verzichten und sich zur Ruhe zu setzen.

Der nunmehr unangefochtene Herrscher verlegt den Sitz des Kalifats nach Damaskus, in seine ehemalige Gouverneurshauptstadt. Er errichtet einen Palast und schafft eine Leibgarde. Als vermutlich erster Kalif verewigt er zudem seinen Namen und Titel in Inschriften, auf Papyri und auf Münzen – und damit seinen Anspruch auf Macht.

Und Muawiya führt Krieg. Er erobert weitere Gebiete in Nordafrika und

Persien. Bald reicht das Imperium der Muslime von Tunesien bis zum heutigen Afghanistan. Als er 680 mit etwa 80 Jahren stirbt, hat er länger regiert als jeder seiner vier Vorgänger. Und er hat das Reich wieder dauerhaft geeint.

Scheinbar zumindest.

Doch im Verborgenen zählt die Partei des einstigen Widersachers Ali noch immer viele Anhänger, vor allem in Kufa. Und die Enttäuschten wagen es nun, wieder hervorzutreten.

Kurz vor seinem Tod hat Muawiya einen Sohn zu seinem Nachfolger ernannt – und so aus dem Kalifat einen Erbesitz gemacht sowie eine neue Dynastie etabliert: die der Umayyaden. Viele Muslime empört diese Entscheidung, zumal Muawiyas Sohn Yazid, der in dem Ruf steht, sich zu sehr für Wein, Musik und Frauen zu interessieren, vielen für das Amt ungeeignet erscheint.

Sie drängen Alis zweiten Sohn Husain, gegen die Machtübertragung aufzubegehren – er ist ja ein Enkel Mohammeds und damit in den Augen zahl-

Erst am Ende des 7. Jahrhunderts, als der Kalif Abd al-Malik damit beginnt, einen starken Staats- und Militärapparat aufzubauen, kehrt Ruhe im Reich ein. Aus der *schia Ali*, der Partei Alis, geht die schiitische Strömung des Islam hervor (Residenz in Syrien)

reicher Muslime weitaus eher für das Kalifenamt prädestiniert als Yazid. Und so nehmen die Söhne Alis und Muawiyas die Fehde ihrer Väter wieder auf.

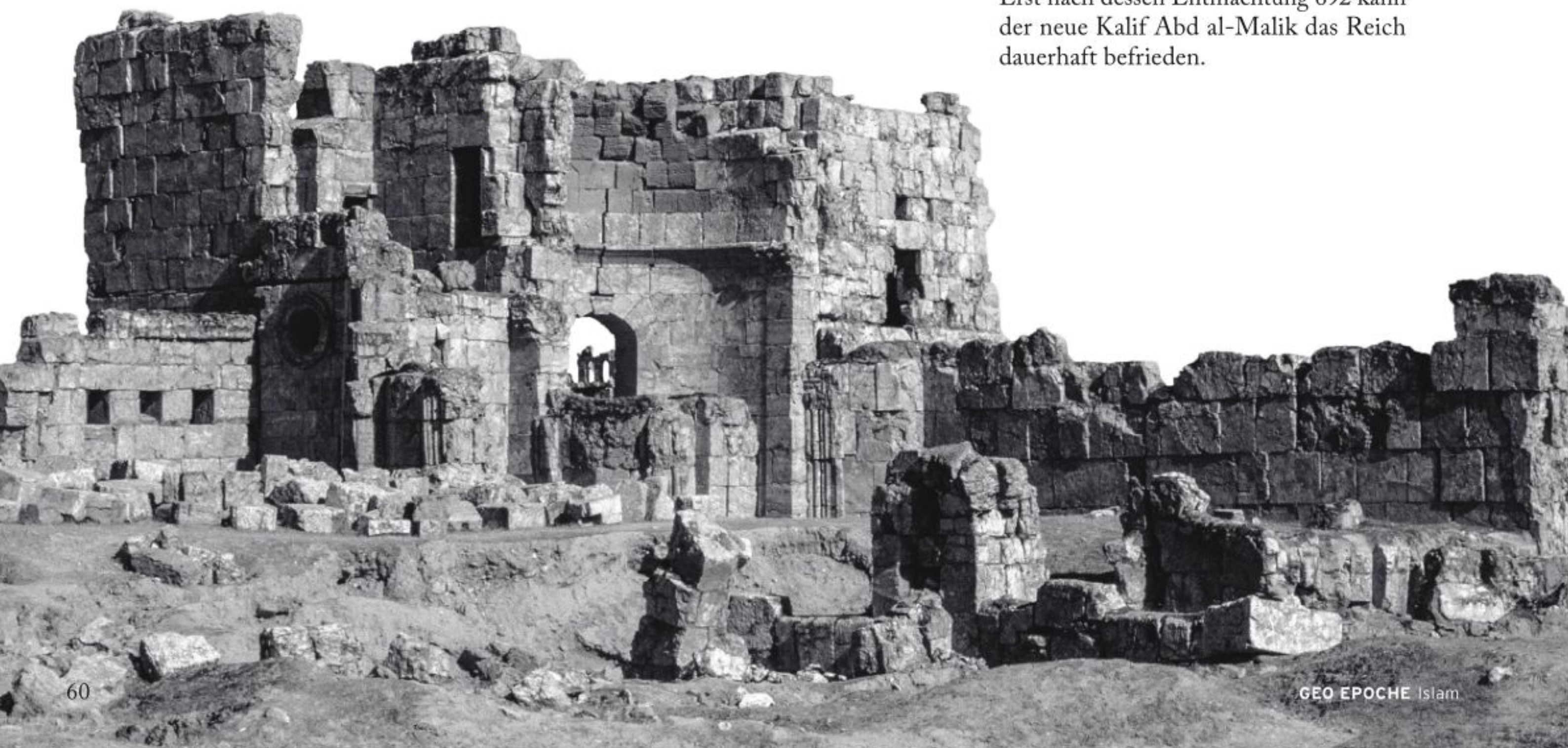
Husain zieht von Mekka aus nach Kufa, um dort die alten Anhänger seines Vaters um sich zu scharen, begleitet von einer kleinen Gruppe Getreuer. Doch der örtliche Gouverneur der Umayyaden ist gewarnt. Eine Militärpatrouille drängt Husain und sein Gefolge von ihrer Marschroute ab. Und anders als erwartet eilt von Kufa aus niemand den Aufständischen zu Hilfe.

Als Husain und seine Begleiter bei Kerbela rasten, 70 Kilometer nördlich von Kufa, werden sie von den Truppen des Gouverneurs eingeholt.

Wohl am 10. Oktober des Jahres 680 stürmen die das Zeltlager der Aufständischen, machen fast alle Männer nieder und töten auch Husain, den Sohn Alis und Enkel Mohammeds.

Nach dem Blutbad bei Kerbela werden die Leichen verscharrt, den abgeschlagenen Kopf Husains bringen die Truppen nach Kufa, wo der Gouverneur dem Schädel mit einem Stock mehrere Zähne ausgeschlagen haben soll, wohl um den Toten zu entehren.

Ruhig bleibt das Reich auch nach der Bluttat nicht. Immer wieder erheben sich Widerstandsgruppen gegen die Herrschaft der Umayyaden. Von Mekka aus erobert ein Gegenkalif weite Gebiete. Erst nach dessen Entmachtung 692 kann der neue Kalif Abd al-Malik das Reich dauerhaft befrieden.



Als Erster erschafft Abd al-Malik eine echte staatliche Bürokratie mit muslimischen Beamten. In der Steuerverwaltung und anderswo löst Arabisch das Griechische oder Persische als Amtssprache ab. Der Kalif professionalisiert die Armee, indem er die Stammesführer als Kommandeure durch Berufssoldaten ersetzt; er lässt neue, islamische Münzen prägen, Gewichte und Maße vereinheitlichen. Und Abd al-Malik erbaut in Jerusalem auf dem Fundament des alten jüdischen Tempels den Felsendom – symbolischer Triumph der Muslime über die jüdische und die christliche Religion.

Noch bis ins Jahr 750 wird die von Muawiya etablierte Dynastie der Umayyaden herrschen (siehe Seite 76).



Für viele Parteigänger Alis und seines Sohnes Husain aber bleibt der Schmerz über das Blutbad von Kerbela. Bereits 684, vier Jahre danach, finden sich einige von ihnen aus dem schlechten Gewis-

sen heraus, Alis Sohn im Stich gelassen zu haben, in Kufa zu einem Büßermarsch zusammen.

Sie wandern zum Ort des Massakers und schwärzen ihre Gesichter. Von dort ziehen sie weiter durchs Land, in der Hoffnung, einen Angriff der Regierungstruppen zu provozieren. Im Januar 685 geschieht in Nord-Mesopotamien genau das: Die Wanderer werden von syrischen Soldaten gestoppt, die meisten von ihnen werden niedergemacht und sterben den ersehnten Büßertod.

Im Laufe der Zeit entwickelt die Ermordung von Alis Sohn und dessen Getreuen eine immer mächtigere Wirkungskraft: Für die Parteigänger Alis und Husains, die über all die Zeit als Oppositionsbewegung innerhalb des Islam weiterbestehen, erlangt sie zunehmend die Bedeutung einer Urszene.

Immer mehr Mythen und Legenden, die von Schuld und Leid handeln, knüpfen sich an das Blutbad von Kerbela. Vom 8. Jahrhundert an gewinnt die ursprünglich politische Widerstandsbewegung Züge einer religiös gefärbten Abspaltung innerhalb des Islam, wird das Schicksal der Getöteten von Kerbela zum Martyrium symbolisch überhöht, begehen mehr und mehr Gläubige den Jahrestag der Geschehnisse mit Trauerfeierlichkeiten.

Die später Schiiten genannten Anhänger dieser Bewegung entwickeln sich zu der wichtigsten religiösen Minderheit unter den Muslimen, mit zahlreichen weiteren Unterströmungen.

Sie teilen zwar mit den Sunniten – die sich nach der *sunna* Mohammeds benennen, seinen überlieferten Taten und Aussprüchen, und heute die Mehrheit der Muslime bilden – die Glaubensgrundsätze, etwa die religiösen Pflichten der „Fünf Säulen“. Doch folgen die Schiiten neben den Weisungen Mohammeds auch den Worten einiger Nachkommen Alis, die Sunniten oft nicht als Autorität anerkennen.

Die meisten heutigen Anhänger von Ali und Husain verehren verstorbene religiöse Führer wie Heilige, pilgern zu deren Gräbern und glauben an eine besondere Erlöserfigur, also eine Art Messias – alles Gründe, weshalb zahlreiche Sunniten die Schiiten nicht als Muslime anerkennen. Auch in den alltäglichen Ritualen gibt es Unterschiede: Viele Schiiten beten nur dreimal am Tag.

Schiitische Gläubige sind zudem der Ansicht, dass nur der angeblich von Mohammed auserwählte Ali dem Religionsstifter als Anführer der Muslime hätte nachfolgen dürfen.

Und die meisten bestehen darauf, dass mit Ausnahme Alis sämtliche Kalifen, die auf Mohammed folgten, illegitim im Amt waren. Schon im Jahr 632, beim Tod Mohammeds, als Ali zum ersten Mal übergangen wurde, hat für Schiiten die muslimische Geschichte eine falsche Wendung genommen – und erst recht, als Ali im Schlichtungsverfahren ausmanövriert und später ermordet wurde.

Die Mehrheit der Schiiten setzt folgende eigene Geschichte dagegen: Sie zählen eine Linie von Nachkommen Alis auf, die Imane („Gemeindeoberhäupter“), die sie anstelle der Kalifen als legitime Nachfolger Mohammeds sehen. Die Imane gelten ihnen als von Gott auserwählt und im Besitz eines besonderen spirituellen Wissens.

Um 873 indes scheint die Abfolge der Imane zu enden. Denn in jenem Jahr stirbt das elfte Gemeindeoberhaupt mit 28 Jahren, offenbar kinderlos.

Doch in Wirklichkeit gebe es noch einen Nachkommen, erzählen sich Schiiten bis heute: den sagenumwobenen zwölften Imam, der als Knabe vor den Schergen des Kalifen versteckt worden sei. Er halte sich seit Jahrhunderten an einem unbekannten Ort verborgen und werde dereinst am Jahrestag des Massakers von Kerbela erneut auftreten.

Nur das genaue Jahr, in dem der zwölfte Imam wiederkehren und ein Reich der Gerechtigkeit errichten wird, ist noch unbekannt. ●

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, ist Autor in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: R. Stephen Humphreys, „*Mu'awiya ibn Abi Sufyan*“, Oneworld: kompakte Biografie, die versucht, ein ausgewogenes Porträt vom Begründer der Umayyaden-Dynastie zu zeichnen – angesichts der Quellenlage kein leichtes Unterfangen. Hugh Kennedy, „*The Prophet and the Age of the Caliphates*“, Longman: packende Darstellung der ersten Kalifen.

IM NAMEN

Helm eines muslimischen
Kriegers. Die hier abgebildeten
Kopfschutze und Waffen
stammen aus unterschiedlichen
Epochen und Regionen der
islamischen Welt





ALLAHS

Die Nachfolger Mohammeds tragen die Herrschaft des Islam weit über Arabien hinaus. In gewaltigen Kampagnen erobern muslimische Truppen Teile Asiens und Nordafrikas und setzen im Jahr 711 von Marokko aus auf die Iberische Halbinsel über. Damit bedrohen sie Europa

— Von MARION HOMBACH

E

Es ist wie eine gewaltige Explosion. Wie eine Detonation, deren Schockwellen sich von der Arabischen Halbinsel in mächtigem Tempo über Länder und Kontinente fortpflanzen: Im Verlauf von nur einem Jahrhundert nach den Verkündigungen des Religionsstifters Mohammed erobern Kämpfer unter dem Banner

Immer weiter scheint es zu gehen. Unaufhaltsam. Und jetzt, im Herbst des Jahres 732, genau 100 Jahre nach dem Tod Mohammeds, stehen die Krieger rund 300 Kilometer vor Paris.

Auf einer Lichtung zwischen den Städten Tours und Poitiers formiert sich an diesem Oktobertag ein Heer von Tausenden Kämpfern, wie sie noch kein Einheimischer gesehen hat: Die Haut der Muslime ist dunkler, ihre Sprache kehlig.

Auf den Häuptern tragen viele von ihnen Turbane und spitze Metallhelme. Manche halten lange, geschwungene Bögen in der Hand, und einige der Reiter sitzen auf unbekannten Tieren mit Höckern: Kamelen. Auf einem nahen Hügel haben die Angreifer ein Zeltlager errichtet; etliche Familien, die den Trupp begleiten, sind dort untergekommen.

Am Fuße dieses Hügel, auf der Lichtung, werden die Männer nun kämpfen: gegen einheimische Krieger und deren Unterstützer aus dem benachbarten Frankenreich – die Verteidiger von Tours und Poitiers.

ben eine Art Masterplan zur Unterwerfung anderer Völker. Die Eroberungen werden nicht von einer einzelnen Person befohlen oder von einem Gremium gesteuert. Trotzdem wächst, ausgehend von Medina auf der Arabischen Halbinsel, in wenigen Jahrzehnten ein muslimisches Großreich heran, das sogar die Dimensionen des Imperium Romanum übertrifft.

Die erste Phase der Ausdehnung beginnt schon zu Lebzeiten Mohammeds: Er bringt – durch militärische Unterwerfung und diplomatische Bündnisse – die meisten Stämme auf der Arabischen Halbinsel dazu, sich seiner neuen Gemeinschaft anzuschließen.

Sie nehmen den Islam an und akzeptieren Mohammed als Anführer und Gesandten Gottes. Er ist damit weltlicher und spiritueller Kopf zugleich und ordnet in einer Art Konföderation die weitgehend autonomen Stämme Arabiens seiner Herrschaft unter.



Mit Krummsäbeln wie dieser Prunkwaffe zeigen muslimische Führer ihre Macht. Im Kampf verursachen die gebogenen Klingen besonders tiefe Schnittwunden

des Islam in einem beispiellosen Sturm-
lauf das bis dahin größte zusammenhän-
gende Reich der Erde.

Im Norden und Osten nehmen sie
Syrien, Palästina und die Region an Eu-
phrat und Tigris ein. Sie bezwingen den
Kaukasus, Armenien und Aserbaidshan,
kommen durch Persien bis an das un-
wegsame Hindukuschgebirge und errei-
chen den Indus.

Im Westen reiten die muslimischen
Krieger die Nordküste Afrikas entlang.
Sie bringen Ägypten in ihre Gewalt,
unterwerfen die Berber an den Küsten
Tunesiens, Algeriens und Marokkos, set-
zen auf die Iberische Halbinsel über.

Auf ein Signal hin stürmen die
fremdländischen Angreifer plötzlich
voran. Reiter sprengen mit gestreckten
Speeren vorwärts. Bogenschützen schi-
cken ihre Pfeile bis tief in die Reihen des
gegnerischen Heeres. Der nächste Kampf
um die Ausweitung des muslimischen
Imperiums hat begonnen.

Die ungeheure Expansion, die den Islam
in kurzer Zeit durch drei Kontinente
führt, ist in vielerlei Hinsicht ein Produkt
des Zufalls: Weder der Religionsstifter
Mohammed noch seine Nachfolger ha-

Nach Mohammeds plötzlichem
Tod im Jahr 632 droht das neue Reichs-
gebilde aber schnell wieder auseinander-
zubrechen.

Denn einige der Stammesfürsten
fühlen sich nun nicht mehr an die Ge-
folgschaft gebunden und weigern sich,
die vereinbarten Steuern zu zahlen.

Manche versuchen sogar, selber die Macht an sich zu reißen.

Mohammeds einstiger Vertrauter Abu Bakr, als Kalif nun sein Nachfolger, reagiert vor allem mit Gewalt. Er zieht – unterstützt von Kämpfern der noch immer loyalen Stämme – gegen die Abtrünnigen. Binnen eines Jahres kann er die Abgefallenen in die Konföderation zurückzwingen. Und mehr noch: Aus dem Krieg um den Erhalt der Macht wird nun ein Kampf zu deren Ausweitung.

Um das Jahr 633 schickt der Kalif Truppen über die Arabische Halbinsel hinaus. Mehrere Kommandeure führen Tausende von Kämpfern auf einen Marsch durch die Wüste in Richtung Norden, nach Syrien.

In dieser Gegend leben ebenfalls Angehörige jener Stämme, die der Kalif gerade unterworfen hat. Mit den Feldzügen will er unter anderem verhindern, dass die nördlichen Verwandten die eben Besiegten weiter unterstützen.

Das großteils von Christen besiedelte Syrien liegt zu dieser Zeit im Herrschaftsgebiet des mächtigen Nachbarn Byzanz. Dessen Kaiser gebietet von Konstantinopel aus über ein Weltreich, das von Sardinien und Sizilien im Westen über Griechenland, Anatolien und die Levante bis weit nach Nordafrika reicht.

Da die Truppen von Abu Bakr die großen Städte meiden, fallen ihre Aktionen dem byzantinischen Herrscher zunächst kaum auf. So ist der Hof in Konstantinopel auch überrascht und gänzlich

unvorbereitet, als im Jahr darauf, 634, plötzlich Tausende muslimischer Krieger vor den Mauern der ersten syrischen Städte auftauchen und angreifen.

Und den Invasionstruppen gelingt das Undenkbare: Sie erringen Siege gegen das Weltreich. 635 nehmen sie sogar die bedeutende Stadt Damaskus ein.

Wenig später, im Jahr 636, schlagen sie im Tal des Flusses Jarmuk, eines Nebenarms des Jordan, ein wohl zahlenmäßig weit überlegenes Heer der Byzantiner. Bald kontrollieren sie ein erobertes Gebiet, das sich über die gesamte Levante erstreckt.

Sicherlich hilft den Arabern dabei, dass das Byzantinische Reich von jahrzehntelangen Kämpfen gegen die persischen Sassaniden, die zweite Großmacht der Region, geschwächt ist. Aber sie ha-

ben wohl auch einfach Glück: So treibt bei der Schlacht am Jarmuk angeblich der Wind den Gegnern Staub in die Gesichter, stürzen zahlreiche Byzantiner während der Kämpfe in eine Schlucht.

Weshalb das muslimische Reich überhaupt beginnt, über Arabien hinaus auszugreifen, ist unklar. Das Gemeinwesen ist ja selbst noch im Werden, in der

Hauptstadt Medina entstehen erst allmählich Institutionen, zum Beispiel der *diwan*, ein Amt, das unter anderem die Zahlungen an die Kämpfer verwaltet.

Ein wichtiger Beweggrund ist wahrscheinlich Beutegier (und wohl weniger die Verbreitung des Glaubens). Syrien ist ein fruchtbarer Landstrich, mit

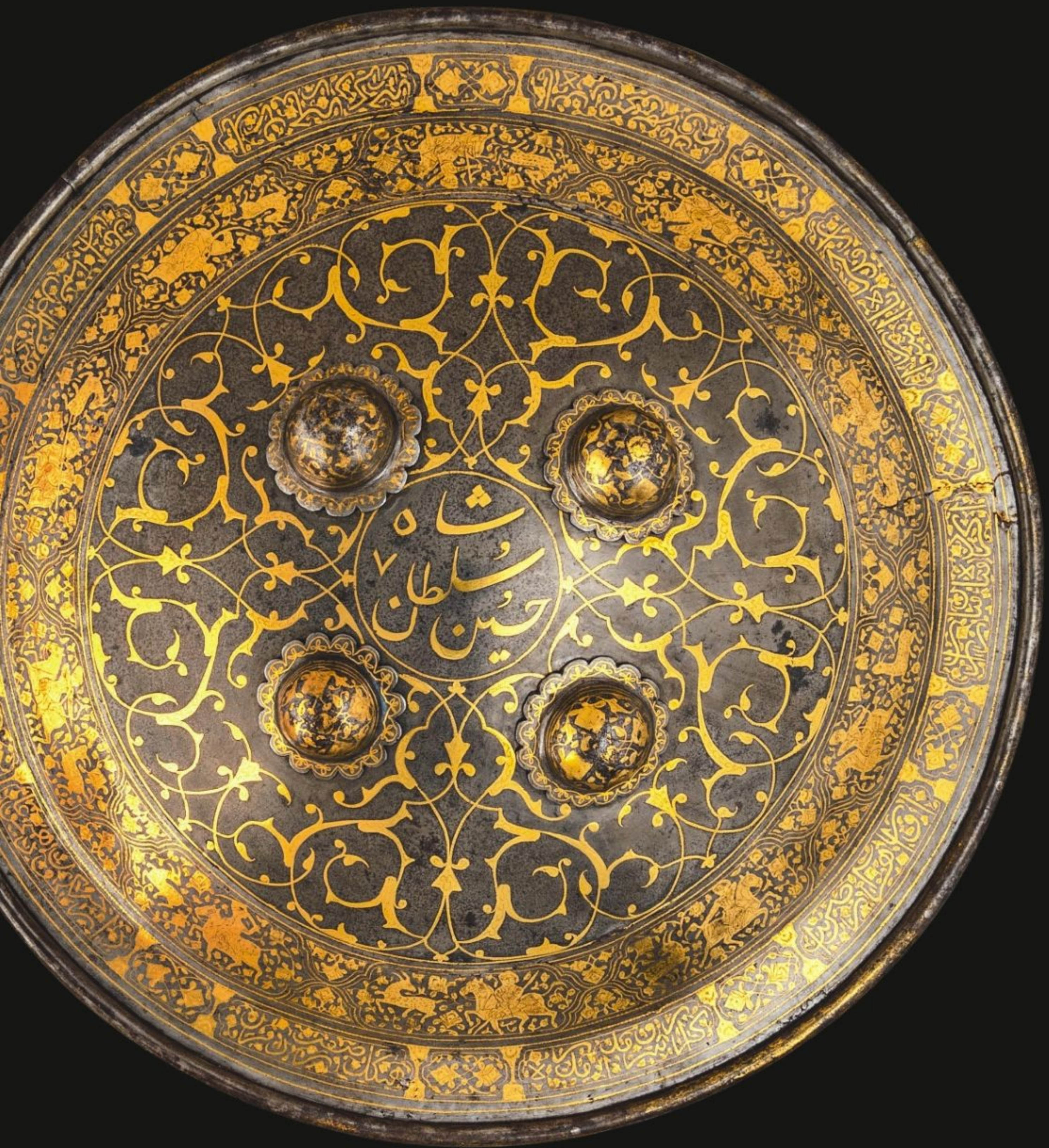
dem Kaufleute aus Arabien schon lange Handel treiben.

Und so ist die Herrschaft, die die Muslime nun in den eroberten Gebieten errichten (siehe Karte Seite 25), von Beginn an auf Bereicherung ausgelegt.

In den neuen Provinzen übernehmen die arabischen Herren meist die



Im Herbst des Jahres 732 stellt der Frankenfürst Karl Martell bei Poitiers mit schwer bewaffneten Panzerreitern die muslimischen Invasoren



Mit bruchfesten Schilden schützten sich muslimische Reiter wie Fußsoldaten. Der hier abgebildete ist aus Stahl gefertigt und in einer Technik verziert, bei der Gold in die Metallfläche getrieben wurde

Beamten ihrer Vorgänger, etwa der Byzantiner, und deren schon etablierte Verwaltung. Die Muslime siedeln sich vor allem in Nähe der größeren Städte an. Das übrige Land kontrollieren sie selten unmittelbar. Für einen Großteil der Bevölkerung ändert sich daher wenig: Mitunter erfährt ein in entlegenen Gebieten wohnender Untertan erst nach Monaten, dass er nun einem neuen Herrn dient.

Aus den Heerführern vor Ort werden für die Regionen Gouverneure bestimmt. Sie sind vor allem dafür verantwortlich, den Geldfluss zu sichern. Denn alle unterworfenen Nichtmuslime werden per Vertrag zur Zahlung eines pauschalen Tributs verpflichtet (später wird eine reguläre individuelle Steuer eingeführt, die oft unter den Tarifen der vorherigen Herrscher liegt).

Im Gegenzug erhalten die neuen Untertanen Schutz und dürfen ihre eigene Religion weitgehend frei ausüben: ein Versprechen, an das sich die Muslime zumeist auch halten – es sei denn, sie fühlen sich von den anderen Kulturen beeinträchtigt, bisweilen wenn Nichtmuslime neue Gotteshäuser errichten, ihren Glauben in öffentlichen Prozessionen zur Schau stellen oder während muslimischer Gebetszeiten Glockengeläut anstimmen.

Und trotz Schutzversprechen und Glaubensfreiheit genießen die nicht muslimischen Untertanen nicht die gleichen Rechte wie die muslimischen.

Vier Fünftel der Tributzahlungen sowie der Beute aus den Eroberungen werden an die jeweils beteiligten islamischen Krieger ausgezahlt (das letzte Fünftel verwalten die Kalifen).

Die Herrscher entwickeln schon bald ein fein abgestuftes System, über das sie ihren Kämpfern unterschiedlich hohe Summen zukommen lassen – je nachdem, welcher Herkunft jene sind und seit wann sie sich um den Glauben verdient gemacht haben. In einem Reich, das ständig wächst, versuchen die Kalifen, sich die Treue ihrer Anhänger auf diese Weise zu sichern.

Die großzügig verteilten Gelder wiederum lassen die Armee anwachsen. Da die Teilnahme an den Feldzügen frei-

willig ist, entscheiden sich nun immer mehr junge Männer für ein lukratives Leben als Krieger – eine sich selbst verstärkende Dynamik: Die expandierende Armee bedeutet steigende Kosten, und so werden immer neue Eroberungen nötig, um den wachsenden Finanzbedarf zu decken.

Einen missionarischen Krieg hingegen führen die Muslime nicht. Ziel der Eroberungen ist nicht vorrangig, die Besiegten zum Islam zu bekehren. Das wäre sogar eher von Nachteil: Würden zu viele Untertanen konvertieren, verlöre der Staat eine seiner Haupteinnahmequellen – die Steuern der Nichtmuslime. Und auch der Koran fordert keine Zwangskonversion der Völker.

Dennoch verstehen es Mohammeds Nachfolger als religiösen Dienst, zumindest Einfluss und Macht der Muslime zu vergrößern. Und in jedem Fall spielt der Glaube eine erhebliche Rolle bei der Motivation der Kämpfer.

Denn nach Mohammeds Lehre ist es gut, wenn die Anhänger ihre Frömmigkeit auch im Krieg bekennen: Wer sich dem *dschihad* hingibt, der „Anstrengung“ im militärischen Ringen für den Islam, sich abmüht „auf dem Wege Allahs, unter Einsatz seines Besitzes und

Lebens“, der leistet einen Gottesdienst. Und wer in diesem Kampf fällt, dem ist gemäß der islamischen Überlieferung der Eingang ins Paradies sicher.

N

Noch attraktiver wird der Kriegsdienst im islamischen Reich dadurch, dass dessen Truppen rasch viele Siege erringen. In einer Reihe von Schlachten erobern die Krieger unter anderem das Zweistromland sowie weitere Gebiete der zweiten Großmacht der Region, der in Persien herrschenden Sassaniden – die durch die ewigen Kriege mit Byzanz geschwächt sind.

Zudem ist das Sassaniden-Reich zu dieser Zeit de facto führungslos: Im Verlauf von fünf Jahren haben sich in komplexen Machtkämpfen sechs Herrscher



Die beweglichen arabischen Truppen stellen ihre Gegner immer wieder vor Probleme: Auch ihre Pferde sind kleiner und wendiger als die europäischen

abgewechselt. Und ihre Soldaten sind vorwiegend landfremde Söldner, die von der einheimischen Bevölkerung kaum unterstützt werden.

Die muslimischen Truppen dagegen sind nicht nur hoch motiviert, sondern auch äußerst agil und flexibel. Die Kämpfer, sowohl berittene als auch Fußsoldaten, sind für die Gegner schwer auszumachen, da sie meist einen ersten Vorstoß unternehmen, sich zurückziehen und später erneut angreifen – eine Taktik, die Araber wohl schon in vorislamischer Zeit angewendet haben.

Insgesamt verfolgen die Feldherren höchst pragmatisch eine Strategie des Möglichen: Sie probieren, was machbar ist, und nutzen Situationen, die sich ergeben, spontan aus.

Mal fällt eine angegriffene Stadt nach monatelanger Belagerung, mal haben wohl Bewohner eines Ortes verraten, wie die Angreifer durch geheime Wassertunnel hinter die Mauern gelangen können, mal töten die Invasoren große Teile der gegnerischen Armee im Kampf.

Nicht selten aber überzeugen sie die Gegner auch in Verhandlungen, dass es besser für sie wäre, sich kampflos zu ergeben und Tributzahlungen zu leisten, als ihre Heimat geplündert zu sehen.

Etliche muslimische Generäle sind ehemalige Händler, die sich erstaunlich gut in ihrer neuen Rolle bewähren, da sie oft über gute Ortskenntnisse verfügen und einige bereits an Streifzügen unter Mohammed teilgenommen haben.

Anders als etwa die byzantinischen Heerführer können die muslimischen Generäle ihre militärischen Entscheidungen schnell und eigenständig treffen. Und schon die Initiative zu den Vorstößen geht meist von ihnen selbst aus: Weder bestimmen die Kalifen ein übergeordnetes Kriegsziel noch, welches Nachbarland wie unterworfen werden soll. Nicht selten sind mehrere Armeen parallel auf Beutezügen, allenfalls nach Regionen voneinander getrennt.

Zwar versuchen die Herrscher vermutlich immer wieder, über Briefe auf die Feldherren Einfluss zu nehmen. Einen echten Oberbefehl aber üben die mitunter mehr als 1000 Kilometer weit

entfernt residierenden Kalifen nicht aus. Ihre Rolle besteht vor allem darin, das Wohl der Gemeinde zu wahren, über die Finanzen des Reiches zu wachen – und jenen Generälen und Gouverneuren, die die Autorität des Kalifen infrage stellen, das Kommando zu entziehen.

Wo nötig, lösen die Feldherren Probleme auf ungewöhnliche Weise – wie Chalid ibn al-Walid, einer der Heerführer in Syrien und im Irak und ein herausragender Stratege: Weil er keine passenden Behältnisse hat, lässt er angeblich für einen Wüstenmarsch 20 Kamele extrem

viel trinken, bindet ihnen die Mäuler zu, um Verunreinigungen zu verhindern, und schlachtet die Tiere nach und nach auf dem Weg, um das Wasser in ihren Mägen an seine Männer zu verteilen.

Ein weiterer Vorteil der muslimischen Heere ist, dass sie nur selten vom Kalifen persönlich angeführt werden. Auf diese Weise sind Niederlagen und sogar der Tod eines Heerführers leichter zu verschmerzen.



Als eine der ersten Regionen unterwerfen die Muslime Syrien – und verlegen bald sogar ihre Hauptstadt nach Damaskus. Eine gewaltige Tür bewehrt den Eingang zur dortigen Moschee



Und selbst ihr erster großer Misserfolg stärkt die Muslime auf lange Sicht. Denn nachdem sie 634 südlich des heutigen Bagdad gegen die Sassaniden verloren haben – unter anderem, weil ihre Pferde verängstigt vor den persischen Kriegselefanten geflohen sind –, reagieren sie, indem sie einen neuen Kreis von Rekruten erschließen. Nun werden auch solche Kämpfer zugelassen, deren Stämme sich in den innermuslimischen Auseinandersetzungen nach Mohammeds Tod neutral verhalten haben.

Mit der Entscheidung lösen die Kalifen gleich zwei Probleme auf einmal: Ihnen steht nun ein Reservoir an frischen Truppen zur Verfügung, vermutlich mehr als 10 000 Kämpfer.

Überdies können sie wehrfähige Männer, an deren Loyalität zum islamischen Staat sie zweifeln, in Gebiete außerhalb der Arabischen Halbinsel entsenden – etwa Beduinen, die den Islam zwar angenommen haben, sich der Kontrolle durch Medina jedoch oft widersetzen. Nun aber kämpfen bald auch viele dieser Nomaden, angelockt vom großzügigen Sold, für die Ausbreitung des Reichs (obgleich sie nach wie vor misstrauisch beobachtet und selten in Führungsämter gelassen werden).

Die wieder aufgefüllten Truppenkontingente ziehen bald auch Richtung Nordafrika – zunächst nach Ägypten, wo sie den Nil bis nach Assuan unter ihre Kontrolle bringen. Das seit Jahrhunderten christliche Land gehörte lange Zeit zum Machtbereich der Byzantiner, zwischenzeitlich auch zum Reich der Sassaniden. Stets lieferte es große Mengen von Getreide in die jeweiligen Kapitalen.

Ägyptens Städte sind berühmt für ihren Reichtum. Dass die Angreifer hier ebenfalls Erfolg haben, verdanken sie nicht nur ihrer Truppenstärke. Ihnen hilft auch, dass zahlreiche Ägypter der byzantinischen Besatzungsmacht wenig loyal gegenüberstehen – abgesehen von deren Soldaten leistet die Bevölkerung so gut wie keinen Widerstand.

Kaum haben die Invasoren Ägypten unterworfen, erobern andere Truppen im Osten die restlichen Teile des bereits 642 von den Muslimen grundlegend geschwächten Sassaniden-Reichs, darunter

Gebiete im heutigen Afghanistan. Und wieder hilft eine günstige Konstellation: Vermutlich im Jahr 651 wird unter nicht geklärten Umständen der Sassaniden-König getötet. Das ehemalige Großreich kollabiert vollends unter dem Ansturm der muslimischen Armeen.

D

Dann jedoch lenkt ein dramatischer Bürgerkrieg um das Kalifat die Aufmerksamkeit verstärkt nach innen (siehe Seite 50). Am Ende setzt sich einer der Herausforderer durch. Der neue Kalif etabliert erstmals eine eigene Dynastie, die der Umayyaden: Ab 661 werden sie knapp 90 Jahre lang vor allem von Damaskus aus die Geschicke des islamischen Reiches lenken.

Unter den neuen Herrschern ziehen die Krieger in noch fernere Länder. Richtung Osten kommen sie bis an den Hindukusch, unterwerfen 664 Kabul, später sogar einen Großteil des heutigen Usbekistan, das wegen seiner strategischen Lage an der Seidenstraße und seines Reichtums begehrt ist.

Zwar scheitern die Umayyaden an der Eroberung Konstantinopels, doch auch im Westen nehmen die Kämpfer neue Gebiete ein: Entlang der Küste Afrikas rücken sie bis nach Marokko vor.

So ist um das Jahr 700 ein gewaltiges Reich entstanden, ein riesiges Gebilde, das sich nach und nach festigt. Dank der Beamten früherer Herrscher und neuer, zentraler Institutionen gelingt es, dieses Imperium von Damaskus aus zu verwalten. Hier regiert eine relativ kleine Elite arabischstämmiger Muslime.

Die meisten Bewohner des islamischen Großreichs sind unterworfenen Nichtaraber. Die Sprache der Eroberer wird zwar zur neuen Amtssprache – vor

Für Angriffe gegen gepanzerte Reiter sind Dolche wie dieser ungeeignet – muslimische Attentäter wie die Assassinen aber nutzen solche Waffen in späteren Zeiten, um die Anführer ihrer Gegner zu ermorden

allein die Beamten müssen Arabisch lernen –, islamisch aber ist das Reich lange Zeit nicht: Zu den von muslimischen Truppen unterworfenen Menschen gehören Juden, persische Zoroastrier, Buddhisten sowie Jakobiten, Kopten und andere Gruppen von Christen, und alle dürfen ihrem Glauben folgen.

Erst nach und nach verbreitet sich der Islam – denn wer zur Führungsschicht gehören will, hat bessere Chancen, wenn er das Bekenntnis der Herrscher übernimmt. Und so konvertieren immer mehr Untertanen vor allem aus Karrieregründen (allerdings werden die Muslime in den eroberten Gebieten noch über Jahrhunderte in der Minderheit bleiben).

Über allem steht der Kalif, wie eine Art Schirmherr, der die *umma* repräsentiert, die Gemeinschaft der Gläubigen. Offiziell wird er an die Spitze der Reichsverwaltung berufen, er hält die religiöse Ordnung aufrecht, kann Statthalter, Generäle und Richter ernennen und selbst Recht sprechen.

Praktisch jedoch ist seine Macht durchaus begrenzt – nicht zuletzt, weil

sein Reich zu groß geworden ist, um überall Einfluss ausüben zu können. Denn das Imperium erstreckt sich inzwischen weit über zwei Erdteile.

Und um das Jahr 710 macht es sich bereit, auf einen dritten zu expandieren.



Hoch und dräuend ragt der Felsen an der Südküste Spaniens aus dem Wasser empor, eine schroffe, weiße Landspitze, gut 400 Meter über dem Meer. Der antiken Sage nach liegt hier das Ende der Welt – nur etwas weiter westlich erstreckte sich die ewige Weite des Ozeans.

Doch beginnt hier auch etwas Neues: ein Kontinent, Europa, das Abendland. Und nur eine rund 20 Kilometer breite Meerenge trennt an dieser Stelle die afrikanische Küste im Süden von den Gestaden der Iberischen Halbinsel.

Im Frühling des Jahres 711 überqueren wohl rund 7000 muslimische Krieger

auf Booten den Sund. Bei guter Sicht kann ihr Kommandeur, Tariq ibn Ziyad, beim Ablegen mit bloßem Auge das gebirgige Ufer und den weißen Felsen auf der gegenüberliegenden Seite erkennen. Der Steinkoloss wird dereinst seinen Namen tragen – Gibraltar (nach arabisch *dschabal tariq*: „der Berg des Tariq“).

Tariq, ein Berber-Nomade, ist ein Gefolgsmann des muslimischen Provinzgouverneurs in Nordafrika. Seit etwa drei Jahren befehligt er für seinen Herrn die Truppen in der maghrebinischen Stadt Tanger, aus der die Muslime um 708 die Byzantiner vertrieben haben.

Der General hofft auf reiche Beute – wohl auch, um die Loyalität seiner gerade erst zum Islam bekehrten Berber-Truppen zu sichern. Der Augenblick für einen Angriff ist günstig: Kurz zuvor ist auf der Iberischen Halbinsel der westgotische König Witiza verstorben. Dessen Reich erstreckte sich über die gesamte Halbinsel sowie jenseits der Pyrenäen bis in die Region Septimania (entspricht dem heutigen Languedoc-Roussillon).

Um Witizas Nachfolge entbrennt heftiger Streit, denn ein einflussreicher Adeliger hat sich zum neuen König aufgeschwungen und damit die Söhne des alten Herrschers gegen sich aufgebracht. Zugleich rebelliert das Volk der Basken im Norden der Halbinsel. Das Reich ist in Aufruhr. Unbehelligt können die Muslime daher nach und nach in das Land der Westgoten übersetzen.

Tatsächlich besiegen Tariqs Kämpfer, verstärkt durch 5000 Mann, die der Heerführer aus Nordafrika anfordert, den neuen König im Sommer 711 in Südspanien. Witizas Söhne aber profitieren nicht davon. Denn die Angreifer erobern kurzerhand selbst das strauchelnde westgotische Reich (ob das von Beginn an so geplant war oder spontan umgesetzt wurde, ist heute nicht mehr bekannt).

Vermutlich eingeschüchtert von den ersten großen Erfolgen der Muslime, flüchten viele der Bewohner aus Städten wie Sevilla und Toledo und überlassen sie fast kampflös den Invasoren.

Im Jahr 716 beherrschen Tariqs Männer fast die gesamte Iberische Halbinsel, um 725 auch die Region Septimania an der Südküste Frankreichs. Die neuen Gouverneure festigen die Eroberung.



Die Toten, die die muslimischen Soldaten nach der Schlacht sammeln, sind in ihren Augen Auserwählte: Denn wer im Kampf für die Sache Allahs fällt, dem ist der Eingang ins Paradies sicher

Nicht nur in Richtung Westen greifen die muslimischen Truppen aus, sie erobern auch große Gebiete in Asien. Kämpfer der Turkvölker, die ursprünglich aus Zentralasien stammen, schützten sich mit dem wegen seiner Form so genannten »Turbanhelm«





In Spanien errichten die Muslime ab 711 das Reich „al-Andalus“. Prunkvoll ist die spätere Residenz des Herrschers in Córdoba, der hier einen christlichen Gesandten empfängt

rungen, indem sie die bisher herrschende Elite durch Muslime ersetzen. Sie lassen Münzen mit islamischem Glaubensbekenntnis prägen und siedeln Gläubige in den eroberten Gebieten an.

Spätestens ab 721 beginnen die Invasoren, in das Herzogtum Aquitanien im Südwesten Frankreichs und das nördlich daran grenzende Reich der fränkischen Merowinger vorzudringen. Die Vorstöße folgen anfangs fast alle dem gleichen Muster: Die Truppen fallen ein, plündern und ziehen sich wieder zurück.

Eine dieser Expeditionen führt das Rhônetal hinauf bis in die Region nördlich von Dijon. Im Sommer 732 verliert Eudo, der Herzog von Aquitanien, die Stadt Bordeaux an die Muslime unter dem Kommando des iberischen Statthalters des Kalifen. Nach einer verlorenen Schlacht nahe der Dordogne muss der Herzog fliehen.

Eudo fürchtet nun, die fremden Scharen nicht mehr alleine zurückschlagen zu können. Und tatsächlich ziehen die Angreifer weiter in Richtung Norden. Unklar ist, was genau sie vorhaben.

Möglich, dass es ihnen nur darum geht, die reiche Abtei von Tours zu plündern. Möglich auch, dass sie Terrain erkunden wollen, um es später unter ihre Kontrolle zu bringen.

Fest steht: Will Eudo die Invasoren besiegen, braucht er starke Unterstützer. Und so ruft er die benachbarten Franken unter Karl Martell zu Hilfe. Bislang waren die beiden Fürsten miteinander verfeindet, aber angesichts der heraufziehenden Gefahr sucht der Aquitanier nun das Bündnis.

Karl ist zwar formal nicht Monarch der Franken: Er gehört nicht zum königlichen Geschlecht der Merowinger, sondern zu einer Adelsdynastie. Faktisch aber regiert er für den schwachen und für den Thron gänzlich ungeeigneten Merowinger Theuderich IV.

Alarmiert durch Eudos Anfrage und die Nachricht über das Vordringen der muslimischen Truppen, zieht Karl unverzüglich ein großes Heer zusammen und führt es in die Gegend von Tours und Poitiers.

Im Herbst 732 stellt die versammelte Streitmacht von Karl und Eudo das Heer der Invasoren. Aber sieben Tage lang geschieht kaum etwas. Die Armeen belagern einander, warten darauf, wer den ersten Vorstoß wagt. Lauern.

Bis dann doch die Attacke kommt.



Als die muslimischen Krieger im Oktober 732 zu Fuß und zu Pferde mit aller Macht auf die Europäer zustürmen, hoffen sie vermutlich, wie in so vielen Fällen zuvor auch, hier einen schnellen Sieg zu erringen. Doch die Truppen der Franken

und ihrer Verbündeten sind zahlreich und gut gerüstet – und sie stehen, so berichtet ein mittelalterlicher Chronist, vor den Angreifern „wie ein Gletscher in eisigen Gefilden“.*

Binnen kürzester Zeit können sie den ersten Ansturm der Muslime zurückschlagen. Karl, der den Beinamen „Martell“ – der Hammer – später für seine Kriegserfolge erhalten wird, führt seine Truppen offenbar mit einer äußerst erfolgreichen Abwehrtaktik: Er hält die Krieger an, unter keinen Umständen Lücken in ihren Reihen entstehen zu lassen, in die die Angreifer vorstoßen könnten. Und er setzt vermutlich auf seine schweren Panzerreiter, die dank ihrer Steigbügel sicher im Sattel sitzen und so mit ihren Lanzen und wuchtigen Schwertern einiges Unheil anrichten können.

Unterdessen überrascht Eudo die Gegner mit einem Reitertrupp: Im Schutz eines Waldstücks begibt er sich in die Flanke der Muslime und greift deren Lager an. Wahrscheinlich hilft es dem Aquitanier, dass er sich in der Gegend gut auskennt und seine Leute über das steile, dicht mit Gestrüpp bewachsene seitliche Gelände führen kann, das die Muslime zuvor für unwegsam erachtet hatten.

Schon weichen die Invasoren auf dem Schlachtfeld zurück, um ihre Zelte zu schützen. Ihr Feldherr wird dabei tödlich verletzt – vermutlich durchbohrt ihn ein Speer.

* Zum genauen Verlauf der Schlacht sind nur wenige Details überliefert. Das hier Geschilderte haben Historiker anhand der wenigen Schriftquellen, der landschaftlichen Gegebenheiten sowie durch Vergleiche mit anderen Gefechten rekonstruiert.

Da es langsam dunkelt, brechen beide Seiten den Kampf ab und ziehen sich zurück. Im Morgengrauen des nächsten Tages kehren Karl und Eudo mit ihren Truppen wieder, um die Schlacht fortzusetzen. In der frühen Sonne stehen die Zelte der Muslime, hoch aufgerichtet wie am Abend zuvor.

Nur: Nirgendwo sind die Kämpfer des Kalifen zu sehen.

Karl und Eudo rechnen mit einer List, glauben, die Muslime warteten in den Zelten, bewaffnet und kampfbereit, um nun die Schlacht nach dem Rückschlag am Vortag doch noch für sich zu entscheiden. Und so senden die beiden Heerführer Späher aus, die erkunden sollen, wo sich der Gegner verbirgt.

Wenig später kehren die Ausgesandten zurück und berichten Erstaunliches: Das Lager der Muslime ist leer!

Und tatsächlich – demoralisiert sind die Invasoren noch in der Nacht geflohen. Haben in aller Eile den Rückzug angetreten, Richtung Septimania oder westliche Pyrenäen, weg von dem Ort, den muslimische Chronisten später wegen der vielen Toten „Straße der Märtyrer“ nennen werden. Beute, Gold, Silber, Kirchengerät, Gefangene – alles haben sie zurückgelassen.

Wie viele Kämpfer die Truppen der Muslime verloren haben, ist nicht genau überliefert, aber es sind vermutlich Tausende. Klar auch: Für die Soldaten unter dem Banner Allahs ist es eine selten deutliche Niederlage.

Und ganz gegen die sonstige Praxis muslimischer Heere, in immer weiteren Vorstößen schrittweise eine neue Region zu erobern, kehren sie nach dieser Schlacht wohl auch nicht zurück: Nie wieder werden sie eine größere Streitmacht in die Gegend von Tours und Poitiers oder ähnlich weit nördlich nach Europa führen.

Der Vormarsch der Muslime in Westeuropa ist gestoppt. Vielleicht war es tatsächlich nur Beutelust, die sie trieb. Da sie immer die Kunst des Möglichen praktiziert haben, erscheint ihnen vielleicht aber auch der Widerstand, gemessen an den zu erwartenden Vorteilen einer Eroberung, von nun an zu groß.

Und nicht nur im äußersten Westen kommt die Expansion des muslimischen Reiches um das Jahr 732 allmählich zum Stillstand, sondern bald auch im fernen Osten Zentralasiens. Weshalb, lässt sich heute nicht mehr eindeutig beantworten.

Denkbar, dass es dem Kalifat mit seiner Fläche von inzwischen mehreren Millionen Quadratkilometern einfach an Soldaten mangelt, um seine Ausweitung weiter voranzutreiben. Schon die Eroberung der Iberischen Halbinsel wäre ohne die Rekrutierung Tausender nordafrikanischer Berber-Nomaden nicht möglich gewesen.

Zugleich drohen um das Jahr 750 interne Rivalitäten die ohnehin fragile Einheit des Reiches zu zerstören: Denn die Umayyaden-Herrscher werden entmachtet und von der Dynastie der Abbasiden abgelöst, die wie einst Mohammed und die Familie der Umayyaden zum arabischen Stamm der Quraisch gehören, aber ihre Herrschaft nun vor allem auf einflussreiche Gefolgsleute aus Persien stützen (siehe Seite 76).

Einem Prinzen der besiegten Dynastie aber, einem Umayyaden mit dem Namen Abd al-Rahman, gelingt die Flucht: Er entgeht dem Massaker, das die neuen Herrscher an vielen seiner Familienangehörigen verüben, und entkommt den Häschern des Kalifen, indem er sich bis in das heutige Tunesien durchschlägt. Dort findet er Unterschlupf bei den Berber-Verwandten seiner Mutter.

Da viele arabische Kämpfer auf der Iberischen Halbinsel weiterhin zu den Gefolgsleuten der Umayyaden gehören, gelingt es Abd al-Rahman, dort noch von Afrika aus Unterstützer zu finden.

Im Jahr 755 setzt er nach Europa über. In Spanien angekommen, nutzt er die Rivalität zwischen mehreren einflussreichen muslimischen Familien auf der Halbinsel, um weitere Anhänger zu gewinnen. Er zieht schließlich gegen den muslimischen Gouverneur in die Schlacht und besiegt 756 dessen Truppen. Im selben Jahr übernimmt Abd al-Rahman die Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel.

Er gründet das Emirat von Córdoba, benannt nach der Residenzstadt des neuen Herrschers, und erklärt sein Reich von den Kalifen im Osten unabhängig.

Für 700 Jahre werden Abd al-Rahmans Nachfolger in Iberien herrschen und zeitweise eine glanzvolle Blüte entfalten. Al-Andalus, der muslimisch dominierte Teil der Iberischen Halbinsel – vermutlich benannt nach einem früher

dort siedelnden Volksstamm –, wird wohlhabend durch den Handel mit Silber und Gold, mit Marmor und Keramik.

Hier erschaffen Handwerker feinste Elfenbeingefäße, weben edle Seidenstoffe, lassen Architekten beeindruckende Bauwerke erstehen, wie die große Moschee von Córdoba und die Stadtburg der Alhambra in Granada. Wirken weit hin bekannte Ärzte, Mathematiker, Philosophen, in einer Kultur, die Einflüsse der Westgoten, der Berber und der Araber miteinander verbindet.

Doch irgendwann ist diese islamische Zeit vorbei. Denn immer wieder dringen christliche Kämpfer gegen die muslimischen Herrscher vor: anfangs vom Norden her, bald aber auch von Kleinstaaten aus, die als christliche Enklaven auf der Iberischen Halbinsel entstehen.

Königtümer wie Navarra, Kastilien und León, Aragón und Portugal bekriegen das muslimische al-Andalus, nutzen dessen zunehmende Schwäche, um nach und nach Landstrich um Landstrich an sich zu bringen.

Schließlich, nach jahrhundertelangen Auseinandersetzungen, werden christliche Fürsten ab 1492 wieder die gesamte Iberische Halbinsel beherrschen.

Knapp 900 Jahre nach dem Beginn der Expansion des Islam endet so die Herrschaft der Muslime in Westeuropa.

Doch ist dieser Rückzug nur ein kleiner Ausschnitt eines inzwischen noch viel größeren Bildes: Denn in Osteuropa, in Südostasien sowie auf dem afrikanischen Kontinent südlich der Sahara hat sich die von Mohammed verkündete Religion längst weiter ausgebreitet. ●

Dr. Marion Hombach, Jg. 1975, ist Autorin in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Fred McGraw Donner, *„The Early Islamic Conquests“*, Princeton University Press: umfassende, auch quellenkritische Einführung in die Zeit, in der sich der Islam über drei Kontinente ausbreitete. Hugh Kennedy, *„The Great Arab Conquests“*, Da Capo Press: gut lesbare und verständliche Darstellung, die den Weg der neuen Religion in alle Himmelsrichtungen anschaulich nachzeichnet.

GOTT ZUM GEFALLEN

Neben dem Koran gehören die Hadithe zu den wichtigsten Texten des Islam – Aussprüche Mohammeds sowie Berichte über die Taten des Propheten. An ihnen sollen sich Muslime moralisch orientieren.

Und auch vor Gericht können sie daran gemessen werden — Von JENS-RAINER BERG

Der Koran, in den Augen der meisten Muslime das direkte Wort Gottes, ist der heilige Text des Islam. Doch es gibt weitere Überlieferungen, die für das alltägliche Leben der Muslime sogar noch bedeutender sind: die Hadithe, nach dem arabischen Wort *hadith* für „Bericht“ oder „Rede“.

In Sammlungen mit fast 10 000 Druckseiten finden sich Tausende solcher Hadithe – Aussprüche Mohammeds und Geschichten über dessen Taten, die dem Gläubigen helfen sollen, ein gottgefälliges Leben zu führen. Darüber hinaus sind die Sammlungen zentrale Texte für das islamische Rechtswesen.

Die Hadithe schließen eine Lücke, die der Koran lässt. Denn für fromme Muslime ist es zentral, ihre Existenz, ihr Handeln, ihr Zusammenleben am Islam auszurichten. Nur so sei es möglich, Gott nicht zu erzürnen und nach dem Tod das Paradies zu erreichen. Doch der Koran enthält nur wenige konkrete Verhaltensvorschriften für den Alltag.

Allerdings heißt es in einer Sure: „Gehorcht Gott und dem Gesandten.“ Mohammeds eigene Aussagen – und nicht nur die von ihm verkündeten göttlichen Worte des Koran – können also ebenfalls Orientierung geben und genauso seine Taten Vorbild sein. Daher beginnen die Muslime schon früh, sich auch nach den Worten und Handlungen Mohammeds zu richten, nach Exempeln, die Gläubige die *sunna* des Religionsstifters nennen, seine „Tradition“.

Sie begründen bestimmte Verhaltens- und Sichtweisen damit, bemühen in Disputen die Aussagen Mohammeds. Bald nach dessen Tod kursieren die Äußerungen des Religionsstifters in zahllosen kleinen Geschichten, den Hadithen.

Rasch aber zirkulieren auch zahlreiche gefälschte Erzählungen, mit denen etwa politischen Entscheidungen die Autorität Mohammeds verliehen werden soll. Um diesen Missbrauch zu verhindern, beginnen mehrere Gelehrte um 750 unabhängig voneinander, die Hadithe zu sammeln und niederzuschreiben.

Dabei entwickeln sie eine besondere Methode, die die Echtheit der Geschichten garantieren soll: Entscheidend ist etwa eine lückenlose, schlüssige Kette der Überlieferung, von den Ohren- oder Augenzeugen der Aussprüche oder Ereignisse über eine Reihe möglichst vertrauenswürdiger Gewährsleute bis zur Zeit der Sammlung. Diese Informantenreihe wird bald stets mit genannt. Etwa so: „Yahya ibn Bukair hat mir erzählt: al-Laith hat uns erzählt nach Uqail nach

Eigens geschulte
Gelehrte legen die Hadithe
aus, leiten davon ab,
was Recht und Unrecht ist
(Buchmalerei, 1237)



Schihab: Mir hat Ibn Abi Anas erzählt, dass sein Vater ihm erzählt habe, er habe Abu Huraira sagen hören: Der Gesandte Gottes hat gesagt: „Wenn der Ramadan beginnt, werden die Tore des Himmels geöffnet, die Tore der Hölle werden geschlossen und die Satane angekettet.““

Um 900 gibt es sechs bedeutende Hadith-Sammlungen; die renommierteste ist die des Abu Abdallah al-Buchari. Sie allein enthält etwa 7400 Einträge. Gut 90 000 der weit mehr als eine halbe Million Hadithe, die in der islamischen Welt kursieren, soll der Gelehrte gesichtet, die Mehrzahl jedoch als falsch oder unglaubwürdig verworfen haben.

Dennoch ist ein gewaltiger Textkorpus entstanden, mit Vorschriften und Verboten, moralischen Handreichungen und Beispielen für die Gläubigen. Aber es braucht Kundige, die diese Wortmasse erschließen können. Und so wird es die Aufgabe von Gelehrten, die Hadithe mit den Bestimmungen des Koran zu vergleichen, sie zu interpretieren und mit ihrer Hilfe darüber zu befinden, was richtig und was falsch ist, was rechtens und was strafwürdig.

Ab etwa 1050 können Männer an offiziellen Lehranstalten zwischen Bagdad und Damaskus die Fertigkeit der islamischen Rechtsfindung erlernen: Die Experten konsultieren dabei zunächst den Koran, zum Beispiel zur Frage, ob Frauen sich verschleiern müssen.

Sollte – wie in diesem Fall, bei dem es etwa in den Suren nur vage heißt, Musliminnen mögen ihren Schal über den vorderen Schlitz der Kleidung legen – der Koran keine klare Antwort geben, ziehen die Gelehrten Hadithe zu dem Thema hinzu, die möglicherweise ihrerseits mehrdeutig sind, und treffen nach



Hadith-Kacheln aus dem zentralasiatischen Timuriden-Reich, 15. Jh. Jede Rechtsschule hat ihre eigene Tradition der Auslegung

Auslegung, Abwägung und Analogieschlüssen eine Entscheidung. In der Frage des Schleiers kommt die Mehrheit zu dem Schluss, es bestehe eine Pflicht, ihn zu tragen.

Doch vielfach streiten die Gelehrten über die korrekten, gottgefälligen Interpretationen der Texte. Sie gehören unterschiedlichen Rechtsschulen an, die zwar die meisten Grundsätze teilen, in Einzelfragen aber deutlich voneinander abweichen, etwa ob die Beschneidung von Männern ein zwingendes Gebot ist oder nicht. (Dagegen folgt die Minderheit der Schiiten, die sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer eigenständigen muslimischen Konfession entwickelt, vor allem dem Vorbild ihrer *eigenen* höchsten religiösen Autoritäten sowie einer besonderen Auswahl der Hadithe Mohammeds.)

Anders als im Christentum gibt es in fast allen Ausrichtungen des Islam keine einzelne Institution, welche die Lehre vorgibt: keinen Papst, kein Konzil, keine Bischofsversammlung. Selbst die meisten Kalifen sehen sich vor allem als Schutzherren der Religion und weniger für deren Inhalte zuständig. Und so sind es zahlreiche rechtskundige Gelehrte, die religiöse Autorität ausüben.

Ihren Einfluss gewinnen sie auch dadurch, dass das islamische Recht für alle Lebensbereiche gilt, nicht zwischen Zivil- und Strafrecht unterscheidet und ausdrücklich auch Fragen der Moral einschließt.

So fallen darunter sowohl große politische Entscheidungen wie intimste Handlungen, Verbrechen ebenso wie Fragen des täglichen Umgangs. Es kann die richtige Herrschaftsnachfolge betreffen und die Reinigung von Menstrua-

tionsflecken, Strafen bei Mord und das gebührende Grüßen.

Die Summe all dieser moralischen und rechtlichen Bestimmungen ist die *scharia*. Der Begriff bedeutet ursprünglich „der kürzeste Weg zur Tränke“ und wird später als metaphorischer „Pfad zur rechten Lebensführung“ verstanden: Die Scharia ist der Wegweiser, mit dem die Gläubigen zu einem Leben im Sinne des Islam gelangen können.

Zugleich begründen auch Richter damit ihre Urteile. Und dennoch ist die Scharia weder ein kodifiziertes Gesetzbuch noch ein Katalog von harten Strafen. Sie ist ein Gebilde, dessen Regeln je nach Rechtsschule variieren und das von Rechtsgelehrten stetig erweitert wird.

Denn ständig stellen sich im Laufe der Zeit neue Fragen, was islamgemäß ist und was nicht: etwa die Behandlung von Sklaven oder ein besonders hoher Tribut, später der Besuch von Kinos oder die Nutzung von Gentechnik.

Für solche Fragen erstellen die Gelehrten ein religiös-rechtliches Gutachten, eine *fatwa*. Die kann jeder Muslim in Auftrag geben. Das Ergebnis des Gutachtens – die Beantwortung einer Frage oder die Lösung eines Problems – erweitert dabei das Regelwerk der Scharia. Die Fatwa kann aber je nach Rechtsschule durchaus unterschiedlich, mitunter sogar gegensätzlich ausfallen. Und das Gutachten ist nicht allgemeingültig, ein anderer Gelehrter kann sogar mit einer weiteren Fatwa eine Art Gegengutachten erstellen.

len. Daher unterscheidet sich, was als Scharia gilt, mitunter stark von Region zu Region, von Rechtsschule zu Rechtsschule, von Gelehrtem zu Gelehrtem.

Als etwa der iranische Ajatollah Chomeini 1989 in einer Fatwa zur Tötung des Schriftstellers Salman Rushdie wegen angeblich unziemlicher Darstellung Mohammeds aufruft, widersprechen viele islamische Gelehrte diesem Gutachten (was nichts daran änderte, dass Rushdie lange mit der Angst vor einem Anschlag leben musste).

Mit der Kolonialherrschaft kommen im 19. Jahrhundert neue Rechtskonzepte in die islamische Welt: Gesetze nach europäischem Vorbild, die Idee der Trennung von Staat und Religion. In einigen Regionen wird der Einfluss muslimischer Gelehrter bald von westlich orientierten Regierungen weitgehend aufs Religiöse beschränkt.

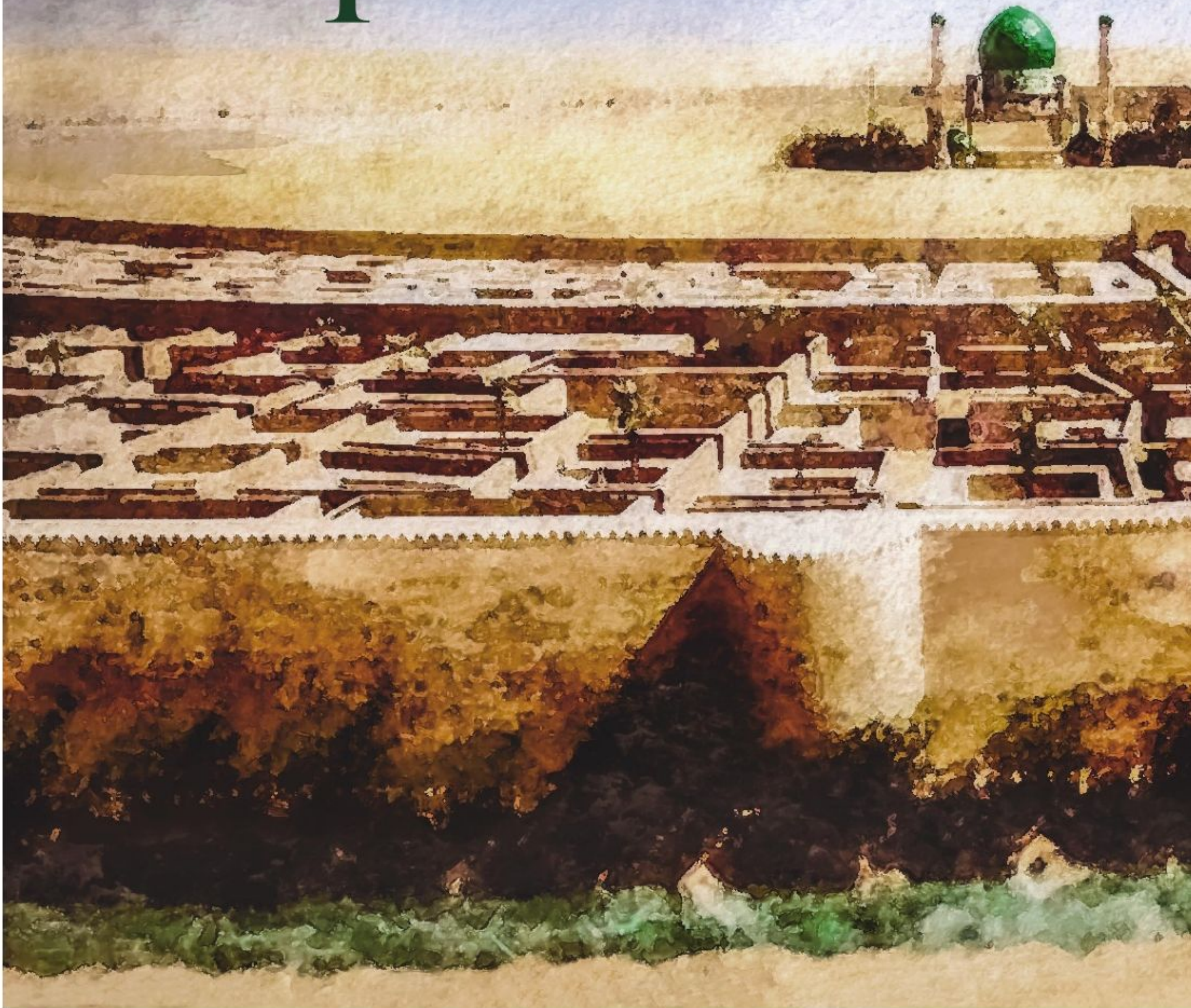
Heute ist die Scharia in den meisten islamischen Ländern eine Grundlage der Gesetzgebung, etwa beim Familienrecht. In Saudi-Arabien dominiert die dortige Auslegung des islamischen Rechts sogar alle anderen Rechtsquellen.

Im Alltag sind religiöse Gutachten ein wichtiger Wegweiser: Sogar im TV und im Internet erstellen Experten Fatwas zu allen möglichen Problemen, etwa ob man sich während des Fastens die Zähne putzen darf (ja, sofern man keine Zahncreme verschluckt). Und sie stützen sich dabei vor allem auf die Hadithe.

Auf jene Berichte über Mohammed also, die Gelehrte um 750 erstmals systematisch zusammengetragen haben. ●

Jens-Rainer Berg, Jg. 1973, ist Textredakteur im Team von GEOEPOCHE.
Mitarbeit: Rudolph Birgelen.

Das Herz des Imperiums



Zwei gewaltige Mauerringe schützen das Zentrum der Hauptstadt vor Angreifern: Ihre Form ist ein machtvoll Symbol, galt doch schon den

Um 800 regiert Kalif Harun al-Raschid sein riesiges Reich von einer noch jungen Kapitale aus, die geschützt zwischen den Strömen Euphrat und Tigris liegt – Bagdad, eine Stadt der Macht, der Kunst und der Wissenschaft. In ihren Mauern leben Dichter, die frivole Verse schreiben, und Gelehrte, die die Weisheiten antiker Denker studieren. Für die Muslime im Kalifenreich aber ist die gewaltige Metropole nicht weniger als der Mittelpunkt der Welt ——— Text: OLIVER FISCHER; Illustrationen: ARTHUR MELVILLE



antiken Denkern der Kreis als Sinnbild der Perfektion. Im Mittelpunkt steht der Kalif selbst – und die grüne Kuppel eines seiner Paläste

E

Es ist eine Lust zu leben in der Stadt der Kalifen: an jedem Morgen, an jedem Abend und besonders am Ende einer Nacht voller Gelächter, Flötenspiel und viel zu vielen Bechern süßen Dattelweins.

Abu Nuwas* schlingert in der Dämmerung eines frühen Morgens durch die leeren Straßen von Bagdad. Die vergangenen Stunden hat er wie so oft in einer Schänke in der Vorstadt verbracht. Nun ist er auf dem Heimweg. Schwankt vorbei an den Residenzen der Reichen am Ostufer des Tigris. Tastet sich an der Fassade eines Badehauses entlang. Sieht in der Ferne, auf der anderen Flussseite, die grüne Kuppel des alten Kalifenpalasts, die sich wie eine Krone über der Stadt erhebt.

Abu Nuwas ist Mitte vierzig, ein gefeierter Dichter, der Verse schreibt, die virtuos sind – und frech. Die Trunkenheit feiert er in seinen Gedichten ebenso wie seine Zuneigung zu jungen Männern. Beides empört die Frommen, verstößt gegen ihre Deutung des Koran. Doch legen in Bagdad viele das Wort Gottes und die Weisungen des Propheten eher locker aus. Selbst der Herrscher, Kalif Harun al-Raschid, trinkt häufig Wein.

Bald erreicht Abu Nuwas den Fluss, betritt eine der hölzernen Pontonbrücken, die ins Zentrum der Stadt führen. Vorsichtig läuft er über die schwankenden Bohlen – richtige Brücken kann man hier wegen der häufigen Hochwasser

nicht errichten –, und als er gerade wieder seinen Fuß auf festen Grund setzt, hört er eine singende Stimme. Dann noch eine und noch eine, bis von zahllosen Moscheen der Gesang der Muezzins herabbraust, die zum ersten der fünf täglichen Gebete rufen: „Gott ist unvergleichlich groß. Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Gott. Auf zum Gebet, auf zum Segen.“

Ein Tag um die Wende zum 9. Jahrhundert: In Bagdad, der Hauptstadt des gewaltigen Kalifenreiches, das von den Küsten Tunesiens bis an die Grenze Indiens, vom Nil bis zum Kaspischen Meer reicht, beginnt ein neuer Morgen. Hunderttausende, vielleicht sogar mehr als eine Million Menschen leben in der Metropole, einer der größten Städte auf Erden.

Bagdad ist das glänzende Zentrum der islamischen Welt, ein Ort der Macht und des Wissens, der Frivolität und der

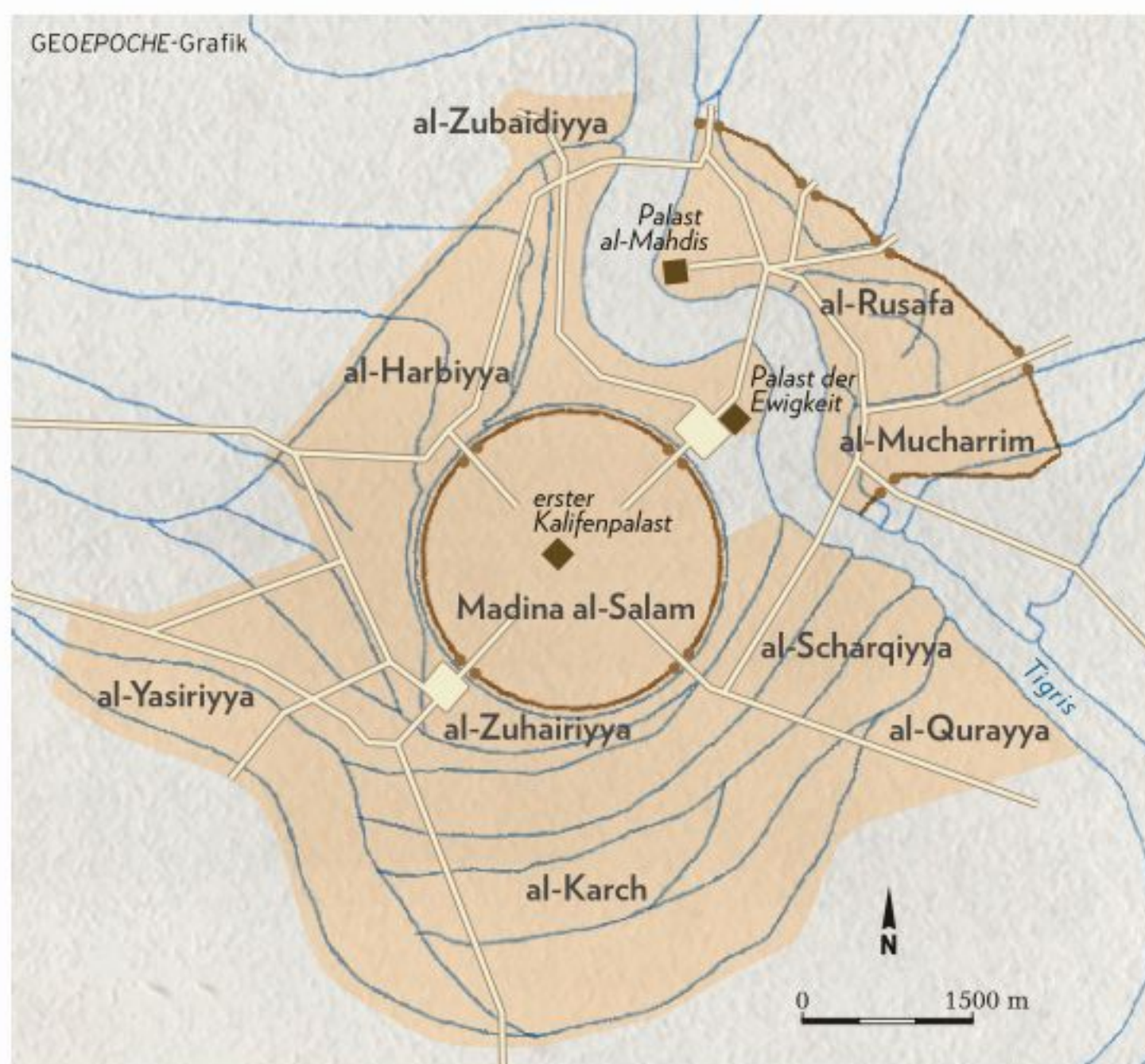
Frömmigkeit. Hier versuchen Religionsgelehrte auf eine ganz neue Weise den Koran zu verstehen, hier versammeln sich die ehrgeizigsten Künstler der Zeit, wirken feinsinnige Dichter und brillante Komponisten, hier tragen die Reichen Gewänder aus reiner Seide und essen Spezialitäten aus zerstoßenen Mandeln in Rosenwassersirup.

Von weither kommen Muslime, aber auch Christen und Juden, um hier zu wohnen. „Man findet überall Menschen, die Bagdad ihrem Herkunftsort vorziehen“, notiert ein Chronist. „Von allen Ländern zieht es sie hierher.“

Prinzen und hohe Hofbeamte erwachen an diesem Tag in ihren stuckverzierten Residenzen, treten hinaus in Gärten ihrer Paläste, die sich bis zum Ufer des Tigris hinunterziehen.

Hunderte Obdachlose, die in Moscheen geschlafen haben, schrecken hoch, als nun die ersten Betenden eintreten,

DIE STADT DES FRIEDENS



Bagdad ist die Machtzentrale des muslimischen Weltreiches. Von dort aus verwalten die Beamten der Kalifen das Imperium. Der Kern der Metropole besteht aus der kreisrunden Madina al-Salam – der »Stadt des Friedens«. Nordwestlich von deren Mauern, im Viertel al-Harbiyya, wohnen Soldaten. Südlich der Befestigung leben vor allem Kaufleute und Handwerker. Der Lieblingsort des Herrschers in Bagdad liegt am Tigris: der »Palast der Ewigkeit«

* Die Hauptpersonen dieser Geschichte haben um das Jahr 800 zumindest zeitweise in Bagdad gelebt oder die Stadt besucht. Ihr Leben und ihr Alltag lassen sich aus zahlreichen Chroniken rekonstruieren, etwa aus der im 9. und 10. Jahrhundert verfassten „Geschichte der Propheten und Könige“ von Mohammed ibn Dscharir al-Tabari sowie aus den Arbeiten moderner Forscher.



Vor den Toren der Stadt bieten Händler ihre Waren an. Südlich von Bagdad erstreckt sich eine äußerst fruchtbare Ebene, in deren schwarzer Erde genug Getreide, Datteln und Zuckerrohr gedeihen, um damit Hunderttausende zu ernähren. Alle Bilder in diesem Beitrag stammen von Arthur Melville, der die arabische Welt um 1880 bereiste und in Bagdad viele – zeitlose – Straßenszenen in seinem Zeichenblock festhielt. Einzige Ausnahme: die Illustration auf den Seiten 76 und 77, die eine freie, moderne Rekonstruktion Bagdads ist, verfremdet im Stil von Melville

packen ihre Bündel und verschwinden. Kurz darauf, nach dem Gebet, drängen sich Handwerker, Markthändler und Kaufleute in den Straßenrestaurants, wo sie *harisa* essen, ein Frühstücksgeschicht aus fettem Fleisch und Weizenschrot.

In seiner Privatmoschee hat sich soeben auch Harun al-Raschid, der Kalif, vor Allah verneigt, dem Herrn der Welten. Nun schreitet er durch den „Palast der Ewigkeit“, die Residenz des Herrschers am Westufer des Tigris. Überall in den Gängen warten Pagen, bereit, auf ein Wort loszustürzen und die Wünsche des Monarchen zu erfüllen. Die Gemächer Harun al-Raschids sind mit Marmor ausgekleidet, die Wände mit golddurchwirkten Stoffen bespannt.

Tief eingesponnen in diese Luxuswelt, in die nur gedämpft der Lärm der Stadt dringt, fühlt sich Harun al-Raschid am wohlsten. Er ist Mitte dreißig, ein schüchterner, unsicherer Mann. Seit mehr als zehn Jahren schon regiert er als

Kalif – als Oberhaupt der Muslime und Nachfolger Mohammeds.

In allen weltlichen Angelegenheiten herrscht er nahezu uneingeschränkt über die Untertanen des Imperiums. In Fragen des Glaubens hat er die Pflicht, die überlieferten Lehren zu verteidigen. Doch der Herrscher legt nicht selbst den Koran aus, er definiert auch nicht die islamischen Rechtsgebote; diese Aufgaben überträgt er vertrauten Religions- und Rechtsgelehrten, die die Gesetze für das Reich vereinheitlichen sollen.

Nur selten sehen die Bewohner Bagdads ihren Herrn, öffentliche Auftritte vermeidet Harun al-Raschid. Die meiste Zeit verbringt er fern von Bagdad in seiner Residenz in al-Raqqa am Mittellauf des Euphrat.

Schon seit Jahren überlässt er die Regierung des Kalifenreiches Männern aus der Familie al-Barmak, die als Wesire arbeiten; ihnen unterstehen die obersten Behörden des Staates: Steueramt,

Schatzamt, Sicherheitsbehörden, Heeresverwaltung.

Und so ist die wichtigste Frage, die den Kalifen an diesem Tag beschäftigt, womöglich die: Soll er einen Ausflug zu einem der umzäunten Tiergehege nahe der Stadt machen und dort auf die Jagd gehen – oder sich die Zeit mit einigen seiner Sklavinnen vertreiben, die ihn, wann immer es ihm beliebt, mit Gesang oder ihren Liebeskünsten unterhalten?

Die älteren Höflinge, die den scheuen Müßiggänger beobachten, denken womöglich mit Bedauern an al-Raschids Großvater zurück, Kalif Abu Dschafar al-Mansur. Der war ein detailbesessener Regent, der sich sogar über die Schwankungen der Brotpreise in den Provinzen unterrichten ließ. Und zugleich ein Mann von staunenswerter Tatkraft: Wie sonst hätte er es geschafft, in kurzer Zeit am

Tigrisufer diese blühende, brodelnde Stadt wachsen zu lassen?

Denn es ist erst gut 40 Jahre her, dass Kalif al-Mansur befohlen hat, ein winziges Dorf zwischen Euphrat und Tigris zur neuen Hauptstadt des islamischen Imperiums ausbauen zu lassen. Die Lage schien ihm überaus günstig: Die beiden Flüsse liegen hier nur gut zehn Kilometer auseinander – feindliche Armeen,

die auf seine Residenz vorrücken wollten, müssten erst einen der mächtigen Ströme überqueren.

Al-Mansurs Familie, die Sippe der Abbasiden, war zu dieser Zeit erst seit gut einer Dekade an der Macht: Im Jahr 750 hatte sie die Umayyaden abgelöst, ein Geschlecht, das zuvor fast 90 Jahre lang die Welt der Muslime regiert hatte, zumeist von Damaskus aus.

Doch zu groß war die Unzufriedenheit mit den alten Herrschern geworden: Die Kalifen aus der Umayyaden-Dynastie, so empfanden es viele Untertanen, hatten die Ideale ihres Glaubens verraten.

Vor allem aber diskriminierten sie die Bewohner der von ihnen eroberten Gebiete, etwa in Persien – selbst wenn die zum Islam übergetreten waren.

Die Umayyaden verlangten beispielsweise von vielen Konvertiten eine Kopfsteuer, die sonst nur Nichtmuslime zahlen mussten, und sie ließen nur Männer arabischer Herkunft in die höchsten Ämter im Reich aufsteigen.

Besonders stark war der Unmut in der persischen Provinz Churasan, weit im Osten des Reiches. Viele der arabischen Eroberer hatten sich dort niedergelassen und einheimische Frauen geheiratet. Ihre Nachkommen waren Muslime, fühlten sich aber zumeist auch der persischen Kultur stark verbunden. (In jenen Jahren folgten die Menschen der Region noch nicht, wie später, der Richtung

Minarette und die Kuppel einer Moschee erheben sich über dem Gedränge der Gassen. Obwohl Bagdad die Hauptstadt der islamischen Welt ist, gibt es dort im 9. Jahrhundert mehr als 20 christliche Kirchen und Klöster. Die Anhänger Jesu dürfen ihren Glauben zumeist frei ausüben



des schiitischen Islam – die bildete sich um diese Zeit erst langsam heraus und wird im 16. Jahrhundert in Persien vorherrschend.)

Zugleich waren in Churasan so viele Einheimische zum Islam konvertiert wie in kaum einer anderen Provinz, was durchaus von Bedeutung war, denn noch waren die Muslime im Kalifenreich eine Minderheit: Viele Untertanen der Umayyaden-Regenten waren nach wie vor Christen, Juden oder gehörten beispielsweise den Zoroastriern an, einer persischen Glaubensgemeinschaft.

Trotzdem benachteiligten die Herrscher in Damaskus die Konvertiten, behandelten sie wie Bürger zweiter Klasse. So sammelten sich nach und nach immer mehr Menschen, die vereint waren in ihrem Hass gegen die Umayyaden.

Viele Muslime in Churasan und anderen Provinzen waren überzeugt: Nur ein Kalif, der aus der engeren Familie des Propheten Mohammed stamme, habe die geistliche Autorität, den Islam zu erneuern und die Ungerechtigkeit der Umayyaden-Herrscher zu beenden – die selbst nur sehr entfernt mit Mohammed verwandt waren.

Im Frühsommer 747 erhoben sich Rebellen in der Provinzhauptstadt von Churasan. Sie vertrieben den Statthalter der Umayyaden, sammelten eine Armee und zogen Richtung Westen. Sie errangen mehrere Siege über die Truppen des Kalifen und schlugen sie schließlich Anfang 750 vernichtend.

Bereits einige Monate zuvor hatten die Rebellen – nach Absprachen zwischen unterschiedlichen Gruppen von Aufständischen – einem neuen Kalifen die Treue geschworen. Wie von vielen der Unzufriedenen gewünscht, war es ein Mann aus der Familie des Propheten Mohammed: Abu al-Abbas al-Saffah, ein Nachfahre von Mohammeds Onkel al-Abbas ibn Abd al-Muttalib. Von diesem Oheim erhielt die neue Dynastie auch ihren Namen: Abbasiden.

Schon nach wenigen Jahren starb al-Saffah, Nachfolger wurde sein durchsetzungstarker Bruder al-Mansur. Nachdem er mehrere Konkurrenten um die Macht vertrieben oder ermordet hatte, begann er am Tigris mit dem Bau der neuen Hauptstadt.

S

Schon die Lage ist ein Symbol: Das Zentrum des Reiches rückt von Damaskus mehr als 700 Kilometer nach Osten: in Richtung der Gegenden, aus denen ein Großteil der Rebellen stammt.

Zudem liegt der Ort auf altem persischen Gebiet – ein Signal, dass die neuen Herrscher sich den bislang benachteiligten Muslimen persischer Herkunft zuwenden wollen.

Das Imperium der Abbasiden soll ein Reich für alle werden, die an Gott und seinen Propheten glauben.

Auch sonst hat al-Mansur den Ort geschickt gewählt: Südlich von Bagdad erstreckt sich zwischen Euphrat und

Tigris mehr als 200 Kilometer weit eine Landschaft mit fruchtbaren, dunklen Böden, genannt *sawad*, „Schwarzerde“. Getreide, Datteln und Zuckerrohr wachsen hier in Mengen, groß genug, um Hunderttausende zu ernähren.

Nahe Bagdad zieht sich überdies ein wichtiger Handelsweg nach Osten, der in die nun sehr einflussreiche Provinz Churasan führt und weiter entlang der Seidenstraße bis nach China. Und über den Tigris gelangt man flussabwärts rasch nach Basra und nach al-Ubulla, in die Hafenstadt am Persischen Golf, von wo aus Schiffe nach Indien und China ablegen.

Auf dem Gebiet des alten Bagdad lässt al-Mansur einen gigantischen, kreisrunden Komplex errichten: Madina al-Salam, „die Stadt des Friedens“. Eine Palaststadt mit mehr als zwei Kilometer Durchmesser, gesichert von zwei mächtigen Mauerringen.

Bis zu 100 000 Bauarbeiter, durch gute Löhne aus allen Teilen des Reiches herbeigelockt, sind in diesen Jahren in Bagdad beschäftigt, lassen nach und nach das gewaltige urbane Werk entstehen.

Auswärtige Gäste, darunter fränkische Gesandte, die einige Jahrzehnte später aus dem winzigen Aachen eintreffen, schauen voller Ehrfurcht auf die beiden Wälle des vollendeten Komplexes, die gut 15 Meter hoch sind und einen Umfang von sechs Kilometern haben.

Die innere Mauer ist die Hauptverteidigungslinie. Sie ist stärker befestigt als die äußere, Rundtürme wölben sich vor und schützen sie zusätzlich.

Durch eines von vier monumentalen Toren treten Besucher in den Regierungsbezirk ein, schreiten über linealgerade Straßen, die von Arkaden gesäumt sind. Zu beiden Seiten liegen unter anderem die Büros wichtiger Behörden des Reiches sowie Unterkünfte für Wachmannschaften.

Wie die Speichen eines Rades führen die Wege zum Mittelpunkt der Anlage, einem riesigen runden Platz. Hier erhebt sich der 40 Meter hohe Palast des Kalifen mit seiner grünen Kuppel, die weit über die Stadtgrenzen hinaus von der Macht der Abbasiden kündigt.

Direkt daneben liegt eine Moschee. Kalif al-Mansur, ein sehr begabter Red-



ner, predigt hier freitags den Gläubigen. Doch der Stadtgründer fühlt sich in seiner kreisrunden Machtzentrale nicht lange wohl. Zu unsicher erscheint ihm schon bald der 40 000 Quadratmeter große Palast: In den nahen Arkadenstraßen halten sich zur Marktzeit Hunderte Händler und Kunden auf. Attentäter könnten sich in der Menge verbergen.

Der Herrscher lässt den Markt verlegen, fühlt sich aber weiterhin schlecht geschützt und bedrängt – auch weil immer mehr Menschen in die engen Viertel der Palaststadt ziehen. Deshalb gibt er bald darauf zwischen dem Rundkomplex und dem Tigris eine ganz neue, noch stärker abgeschottete Residenz in Auftrag, den „Palast der Ewigkeit“.

Gegenüber, am Ostufer, lässt er für seinen Sohn und Thronfolger al-Mahdi ein weiteres gigantisches Anwesen mit großen Gärten bauen, geschützt von Wall und Graben, in dessen Umgebung bald ein Viertel der Reichen entsteht. Madina al-Salam, der ursprüngliche Rundkomplex, bleibt aber weiter Sitz der wichtigsten Behörden.

Neben den Palästen errichten Bauarbeiter auch mehrere Wohnviertel. Die Häuser mauern sie meist aus Lehmziegeln, in der Regel eingeschossig, und decken sie mit Flachdächern. 50 Meter breite Prachtstraßen ziehen sich durch jeden Stadtteil, zu dem stets auch mehrere Moscheen und ein Markt gehören.

Nordwestlich der runden Palaststadt liegt das Viertel al-Harbiyya („Die Kriegerische“). Hier leben die persischen Rebellentruppen, denen die Abbasiden ihre Macht verdanken. Um sich erkenntlich zu zeigen, hat der Kalif ihnen ein Stück Land zuteilen lassen. Viele von ihnen und ihren Nachfahren dienen nun in der Armee des Herrschers.

Auch in anderen Teilen Bagdads siedeln sich Perser an, in manchen Vierteln stammen alle Familien aus derselben Stadt im Osten.

Einige Männer aus Churasan und anderen persischen Provinzen steigen in höchste Ämter auf – vor allem die Angehörigen der Wesirfamilie al-Barmak, deren Vorfahren wohl Wächter eines buddhistischen Tempels am Hindukusch

waren und die nun mehrere Paläste am Ostufer des Tigris besitzen.

Die Menschen aus Persien pflegen die Gebräuche ihrer Heimat weiter, etwa das Neujahrsfest Nauruz. Schon bald wird es zu einem der spektakulärsten Feste Bagdads: Ende März versammeln sich jedes Jahr Zehntausende am Fluss und übergießen sich mit Wasser, um so symbolisch das alte Jahr abzuwaschen. In den Straßen brennen die Menschen wohlduftende Räucherhölzer ab.

Neben den aus Persien stammenden Einwohnern feiern auch die Araber, dazu die Juden, die in einem Viertel im Westen der Stadt wohnen, sowie die zahlreichen Christen, die in Bagdad in mehr als 20 Klöstern und Kirchen ihre Gottesdienste abhalten. (Juden und Christen lebten schon lange vor der Eroberung durch die Muslime im Zweistromland, viele zogen nach Gründung Bagdads in die Metropole, in der sie ihre Religion weitgehend frei ausüben können.)

Der am dichtesten besiedelte Stadtteil Bagdads erstreckt sich südlich der Rundstadt: al-Karch, auf einem 40 Meter hohen Hügelzug gelegen und vergleichsweise gut vor den Hochwassern des Tigris geschützt. Hier leben Arbeiter, Handwerker und Kaufleute.

Das Viertel ist für seine großen Märkte mit Lagerhäusern und Werkstätten bekannt. Viele der Marktgebäude haben der Kalif und hohe Beamte finanziert – dafür müssen die Kaufleute nun an sie Miete abführen.

Am späten Vormittag preisen die Händler hier laut ihre Waren an, Fuhrwerke schieben sich durch die Menge, Taschendiebe lauern in Tordurchgängen.



Auch Abu Nuwas, der wohl ebenfalls in diesem Viertel wohnt, ist nun, um die Mittagszeit, wieder unterwegs. Seinen Rausch hat er ausgeschlafen. Er flaniert vorbei an Marktständen, an denen feine Stoffe aus Ägypten ausliegen, Glas und

Keramik aus China und Syrien. Kurz dahinter passiert er einen großen Fruchtmarkt, der an einem der vielen Kanäle Bagdads liegt, mit Booten bringen Händler Datteln und Getreide aus der Schwarzerde-Region bis dicht an die Verkaufsplätze.

Etwas weiter sieht Abu Nuwas menschliche Waren: Auf den Bänken des Sklavenmarkts sitzen schwarze Männer und Frauen aus Zentralafrika, zudem unfreie Türken und Slawen. Wohlhabende Herren oder deren Verwalter betrachten sie prüfend, beginnen, mit den Verkäufern um den Preis zu feilschen.

Das Ziel des Dichters an diesem Tag ist ein Markt, auf dem ein neuartiges Produkt angeboten wird: Papier.

Diese Erfindung der Chinesen verbreitet sich erst seit einigen Jahren im Kalifenreich. Inzwischen gibt es Papiermühlen in Bagdad, die nach chinesischem Vorbild aus Stoffetzen Blätter von hoher Qualität herstellen – die zudem viel günstiger sind als Papyrus und Pergament.

Auch dank des neuen, äußerst praktischen Mediums Papier verfassen Abu Nuwas und seine Kollegen eine Fülle an Lyrik, wie es sie in der arabischen Literatur noch nicht gegeben hat: Zahllose Poeten leben in der Hauptstadt, wohl an keinem anderen Platz der Erde ist die Dichtkunst so lebendig wie hier.

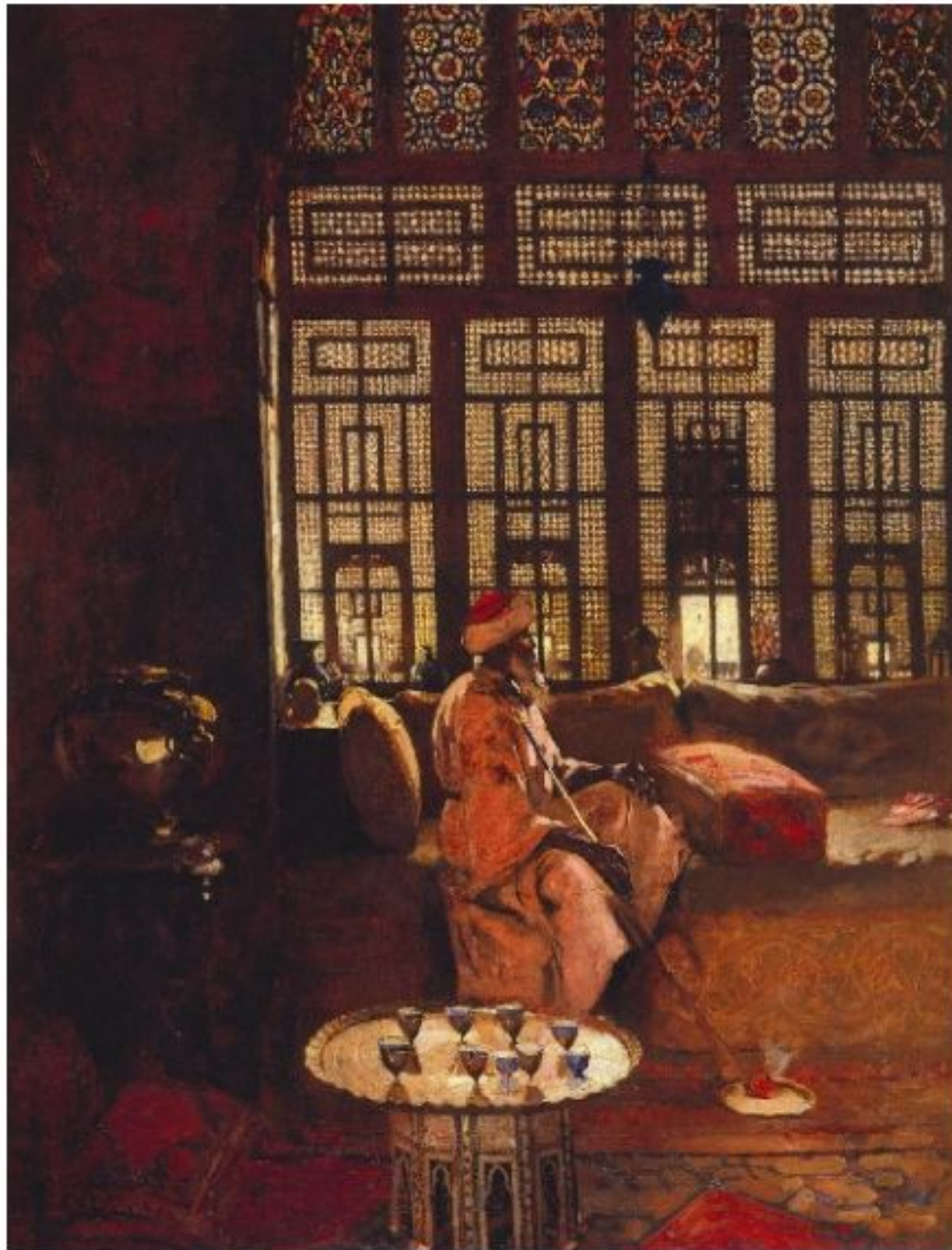
In bewegenden Zeilen besingen Lyriker die Qualen unerfüllter Liebe, preisen die Schönheit einer Jagdpartie im Morgengrauen – schaffen Werke, die noch Jahrhunderte später Leser berühren:

„Jeder Trauernde wird betrauert,
Jeder Weinende beweint.
Jeder Besitz wird vergehen,
Alles Gesagte vergessen.
Nichts außer Gott bleibt.“

So schreibt etwa Abu Nuwas in einer Meditation über die Vergänglichkeit.

Wer in Bagdad von Lyrik leben will, braucht allerdings einen Mäzen. Und so wetteifern die Dichter um die Gunst des Kalifen, der Wesire, hoher Richter und Militärführer. Wer Glück hat, wird zu Lesungen in ihren Palästen eingeladen, bei denen Zuhörer im Schneidersitz auf dem Boden sitzen und den Rezitationen der Künstler lauschen.

Die besten Poeten bekommen am Ende oft ein Preisgeld überreicht; manche stellt der Herrscher sogar als Hofdichter ein, zahlt ihnen ein festes Gehalt. Viele Männer aus einfachen Verhältnissen kommen dank ihres Talents für Lyrik zu großem Wohlstand.



Nur wenig Licht fällt durch die Fenstergitter in den Salon dieses reichen Arabers. Bagdads wohlhabende Bürger leben im Luxus. Sie tragen kostbare Gewänder, erfreuen sich an edlen Speisen und Gesang. Viele Arme schlafen nachts in den Moscheen

Eine gute Möglichkeit, auf sich aufmerksam zu machen, sind Lobgedichte auf den Gastgeber einer solchen Lesung: wenig subtile Schmeicheleien auf seinen Mut und seine Großzügigkeit – verfasst in der Hoffnung, dadurch genau jene Großzügigkeit zu stimulieren.

Bei einigen Poeten Bagdads bestehen 90 Prozent des Werkes aus Zeilen wie diesen: „Harun, der du Zufriedenheit uns bringst, Harun, Mohammeds Sohn: Es soll für dich des Sieges Wasser, das so süß ist, immer fließen.“

Mit 20 000 Dirham – das verdienen 4000 Tagelöhner in einem Monat – prämiiert Harun al-Raschid dieses Gedicht.

Für den Kalifen und die Obersten seines Reiches ist die Förderung von Dichtern eine gute Gelegenheit, sich als Männer von Geist und Bildung zu präsentieren. Wer sich als Mäzen hervortut, der zeigt, dass er nicht nur ein tüchtiger Beamter oder erfolgreicher General ist, sondern zudem ein Mensch mit feineren, tieferen Empfindungen.

Und hatten nicht schon die Ahnen der Araber, lange bevor dem Propheten

Mohammed der Koran offenbart wurde, die Dichtkunst hochgeschätzt? Und hatten nicht bereits diese Vorfahren, die als Beduinen durch die Wüste zogen, in komplexen Sprachwerken die Schönheit einer Frau, die Kühnheit eines Kriegers, die Ausdauer eines Kamels besungen?

Abu Nuwas, den die Menschen später einen der bedeutendsten arabischen Dichter aller Zeiten nennen werden, ist an den Höfen der Mächtigen jedoch nur mäßig erfolgreich. Er ist ein freimütiger Mann und kann sich sehr schwer an das starre Hofzeremoniell gewöhnen, bei dem nur reden darf, wer aufgefordert wird.

Auf Zurückweisung reagiert er schroff, schlägt, so ein Chronist, nach einer Lesung einem Preisrichter ins Gesicht, nachdem der ihm eine beleidigend geringe Prämie zuerkannt hatte.

Unterstützt wird Abu Nuwas vor allem von der Familie al-Naubacht, den Nachfahren eines Astrologen, der dem Kalifen al-Mansur einst den Sieg in einer Schlacht vorhergesagt haben soll.

Mit mehreren Männern der Familie ist er eng befreundet, trifft sich mit

ihnen zu Trinkgelagen. Wein ist seine große Obsession und immer wieder Thema in seinen Versen. „Wenn ich sterbe, begrabe mich bei einem Weinstock, dessen Wurzeln den Durst meiner Knochen stillen“, erklärt er in einem Gedicht.

Wie Abu Nuwas beschwören fast alle Lyriker Bagdads die Freuden des Trinkens, schließlich sind Weingedichte in der arabischen Literatur schon seit Jahrhunderten beliebt. Zwar vertreten immer mehr Muslime die Ansicht, dass Gott ihnen den Alkohol strikt verboten hat. Doch noch sind sich die Religionsgelehrten nicht einig, wie die recht widersprüchlichen Stellen im Koran zu diesem Thema zu deuten sind.

Seine Oden auf den Wein bringen Abu Nuwas daher nicht in Schwierigkeiten und auch nicht seine Liebesgedichte auf junge Männer. Zwar ist Homosexualität nach Auffassung vieler Gläubigen untersagt, allerdings nur der reale Geschlechtsakt, nicht das Beschwören von Sehnsucht und Leidenschaft in literarischen Werken.

Und so sind diese Zeilen über einen jungen Christen für viele nicht deshalb anstößig, weil sie einem Mann gelten, sondern weil Abu Nuwas hier von seiner Verwandlung in ein christliches Sakrament fantasiert, um dem Geliebten nahe zu kommen:

„Gegürtet schreitet er zu seiner Kirche. / Sein Gott ist der Sohn, und er betet zum Kreuz. / Oh, ich wünschte, ich wäre der Priester oder der Bischof seiner Kirche. / Nein, ich wünschte, ich wäre das Evangelium und die Schriften für ihn. / Nein, ich wünschte, ich wäre die Eucharistie, die ihm gereicht wird, oder der Kelch, aus dem er den Wein trinkt. Nein, ich wünschte, ich wäre die Perlen des Weins, / so hätte ich das Vergnügen, ihm nahe zu sein, und er nähme mir Krankheit, Kummer und Sorgen.“

Als Abu Nuwas seine Einkäufe auf dem Papiermarkt beendet hat, steht die Sonne bereits hoch über Bagdad. Betäubend schwer legt sich die Mittagshitze über die Stadt. Die Markthändler decken ihre Stände ab, Passanten flüchten in den Schatten einer Moschee oder ziehen sich in ihre Häuser zurück.



Es sind nicht nur die gewaltigen Mauern und Tore, die Bagdad schützen, es ist auch seine Lage zwischen Euphrat und Tigris. Die Flüsse bilden eine natürliche Verteidigungslinie

In manchen Palästen schleppen Diener nun Eisblöcke herbei, stellen sie in die Ecke der Zimmer und fächeln den Hausherren mit Tüchern kalte Luft zu. Die Blöcke stammen aus den Bergen Persiens, die Hausherren haben sie im Winter nach Bagdad transportieren lassen und monatelang in unterirdischen Kammern gelagert. Einige nutzen diese Art der Klimatisierung täglich mehrere Stunden – und bekommen mitten im Hochsommer einen Schnupfen.



Harun al-Raschid sitzt in einem Gemach mit geöffneter Tür, hört das leise Schnaufen des Dieners, der draußen auf dem Gang die *chaisch* schwingt – einen mit Stoff bespannten Holzrahmen, der von der Decke herabhängt und, angetrieben von dem Bediensteten, alle paar Sekunden eine kühle Brise ins Zimmer weht.

Der „Befehlshaber der Gläubigen“, so einer seiner Titel, trägt ein dünnes, bodenlanges Gewand und wartet darauf, dass die sieben Sklavinnen erscheinen, die er herbeibefohlen hat.

Doch die Frauen müssen sich für ihren Herrn vorbereiten. Als Erstes ziehen sie sich ein Leinengewand an, das eine Aufseherin in Parfüm getaucht hat. Nun sitzen sie auf einem Stuhl mit durchlöcherter Sitzfläche, darunter brennt in einer Schale Weihrauch. Langsam treibt die aufsteigende Hitze die Feuchtigkeit aus dem Gewand, überzieht Haut und Stoff mit verführerischem Duft. Sobald die Kleidung trocken ist, werden die Frauen zum Kalifen geschickt, um ihm Lust zu verschaffen.

Die Sklavinnen gehören zu seinem *haram*, einer Gruppe von Menschen, die seinem persönlichen Schutz unterstehen. (Das Wort „Harem“ kommt erst später in Gebrauch und bezeichnet nicht eine Gruppe, sondern den Teil des Palastes, in dem die Frauengemächer liegen.)

Bis zu 2000 Sklavinnen, so spätere Schätzungen, leben in Harun al-Raschids Residenzen, beaufsichtigt von Wärterinnen und Eunuchen. Einige der Frauen sind hohe Adelige, die aus Fürstentümern am Kaspischen Meer oder anderen Gegenden Zentralasiens stammen.

Als Kriegsbeute sind sie von Soldaten des Kalifen nach Bagdad verschleppt worden. Auch viele Berberinnen aus Nordafrika leben hier, ihre erotischen Fertigkeiten gelten als außerordentlich.

Dazu kommen zahlreiche Frauen aus der heiligen Stadt Medina, die für ihre Gesangslehrer berühmt ist. Mädchen aus armen Familien werden dort zu Musikerinnen ausgebildet. Reiche Männer zahlen ein Vermögen für sie. 100 000 Dirham lässt sich etwa al-Raschids Vater eine dieser Sängerinnen kosten; dass sie außerdem für Liebesdienste bereitzustehen hat, ist selbstverständlich.

Trotzdem ist für viele der Frauen das neue Leben am Hof des Kalifen ein Gewinn, denn diese Töchter von Handwerkern und Straßenhändlern wohnen nun in prächtigen Palästen. Mit Witz und virtuosem Gesang können sie die Zuneigung des Herrschers gewinnen, von ihm hohe Geldgeschenke erhalten. Und ihm vielleicht gar den Thronfolger gebären und so in die einflussreiche Position der Kalifenmutter aufsteigen.

Denn nicht nur eheliche Söhne, sondern auch all jene, die der Herrscher mit seinen Sklavinnen gezeugt hat, können ihm als Kalif nachfolgen.

Ein Vorrecht für den Erstgeborenen gibt es in muslimischen Dynastien meist nicht: Der Kalif ist frei, unter seinen männlichen Verwandten – seinen Söhnen, seinen Brüdern – denjenigen auszuwählen, den er für den Fähigsten hält.

Al-Raschid selbst ist Sohn einer Sklavin, die sein Vater einst auf einem Markt in Mekka entdeckt hat. Und von drei Dutzend Abbasiden-Kalifen werden nur drei als Söhne freier Frauen geboren.

Zum Haram zählen auch die Ehefrauen des Kalifen sowie dessen Schwestern und Kinder. Oberste Dame am Hof ist seine Hauptfrau Zubayda, deren Name „Butterflöckchen“ bedeutet; ihr Großvater nannte sie so, weil sie als Kind eine dralle Figur hatte.

Zum Zeichen ihrer Würde trägt sie an Festtagen eine 100 Jahre alte, ärmellose Jacke, die mit großen Rubinen verziert ist: die *badana*, ein Kleidungsstück, das bereits die Frauen der Umayyaden trugen und von einer Generation zur anderen weitergegeben haben.

Zubayda ist nicht nur al-Raschids Frau, sondern auch seine Cousine; auch sie stammt aus dem Geschlecht der Abbasiden. Anders als die meisten Frauen des Haram führt sie ein eigenständiges Leben. Sie hat ein großes Vermögen, besitzt eigene Paläste in Bagdad und Gü-

ter, in denen mehrere Sekretäre damit beschäftigt sind, all ihre Häuser und Ländereien zu verwalten.

In der Stadt tuschelt man über ihre Liebe zum Luxus: Juwelenbesetzte Pantoffeln soll sie tragen und manchmal mehr als eine Million Dirham für ein einziges Gewand ausgeben. Doch sie tut mit ihrem Geld auch gottgefällige Werke, lässt etwa nach einer Dürre in Mekka eine fast 20 Kilometer lange Wasserleitung errichten, damit die heilige Stadt stets mit frischem Wasser versorgt ist.

Auf ihren zögerlichen Mann hat sie großen Einfluss: So setzt sie etwa durch, erzählt man sich, dass ihr einziger gemeinsamer Sohn Mohammed al-Amin bereits mit fünf Jahren zum Thronfolger ernannt wird. Aber auch eine Frau aus der engsten Verwandtschaft des Herrschers stößt schnell an die Grenzen von Religion und Tradition, wenn sie sich für mehr interessiert als für Wohltätigkeit und das Fortkommen ihrer Kinder.

Zum Beispiel für Poesie.

Ulayya bint al-Mahdi, eine Halbschwester Harun al-Raschids, ist eine hochbegabte Dichterin und Sängerin, künstlerisch vielen ihrer männlichen Kollegen überlegen. Doch sie darf ihre Werke nicht wie andere Dichter vor Publikum lesen: Das wäre nach Ansicht des Kalifen und vieler am Hof nicht mit der Ehre einer Frau aus der Familie des Propheten Mohammed vereinbar, würde nach Meinung mancher auch gegen islamische Vorschriften verstoßen. Nur im Palast kann sie ihre Lieder und Lyrik vortragen.

Eine weitere Schwierigkeit: Für jeden arabischen Poeten gehört es selbstverständlich dazu, Liebesgedichte zu schreiben. Doch wie soll eine der höchsten Frauen der Herrscherfamilie ein solches Poem verfassen, ohne einen Skandal auszulösen? Selbst wenn sie von einem komplett erfundenen Geliebten schwärmen würde, gäbe es am Hof Gerede, wer wohl gemeint sein könnte.

Ulayya fällt aber eine Lösung ein – sie richtet ihre Liebesgedichte an Eunuchen. Während ihr Bruder, der Kalif, in seinem Leben wohl mit Hunderten von Frauen sexuell verkehrt, darf Ulayya selbst in ihrer Fantasie nur Männer be-

gehören, die die in Versen beschworene Zuneigung niemals körperlich werden erwidern können.



Am Nachmittag bricht sich zum dritten Mal an diesem Tag der Ruf der Muezzins an den Kuppeln und Dächern der Stadt. Yahya al-Barmaki, der Wesir des Kalifen, sitzt in seinem Palast östlich des Tigris und hat bereits einen langen Arbeitstag hinter sich.

Schon am frühen Morgen hat eine große Menge an Bittstellern vor seiner Residenz gewartet, geduldig hörte er sie an: hier ein Wunsch nach finanzieller Hilfe, da eine Klage über das ungerechte Urteil eines Richters.

Später dann erschienen die Beamten des Schatzamtes und der Steuerbehörde, legten ihm Listen mit den Einnahmen der vergangenen Monate vor, Grundsteuern aus Syrien und Churasan, Ernteabgaben aus dem Sawad, dazu die Erträge aus den gewaltigen Staatsländereien der Abbasiden. Ein steter Strom von Geld und Gütern, ohne den es diese Stadt voller Pracht und Luxus nicht gäbe.

Seit Jahren schon führt Yahya al-Barmaki umsichtig und effizient all diese Staatsgeschäfte; er und seine Söhne sind es ja, die anstelle des introvertierten Kalifen das Reich de facto lenken.

Nun, am Nachmittag, beginnt für ihn eine Zeit des intellektuellen Vergnügens. Zehn oder zwölf Gäste treffen ein; es sind Religionsgelehrte und Rechtskundige, einige mehr als 100 Kilometer weit aus Basra und Kufa angereist. Hochgebildete Männer, vertraut auch mit antiken abendländischen Denkern wie dem Griechen Aristoteles.

In gemeinsamen Diskussionen wollen sie versuchen, mit den Begriffen der griechischen Philosophen die mehrdeutigen Passagen des Koran besser zu verstehen. Es geht um Fragen wie diese: Wenn Gott alles auf der Welt geschaffen hat, auch die schlechten Taten des Menschen – wie kann er ihn dann zur Strafe für solche Verbrechen in die Hölle schicken? Wie lässt sich das mit Gottes Gerechtigkeit vereinbaren?

Yahya liebt solche Debatten. Er ist begeistert von den antiken Wissenschaften, von der Philosophie, aber auch von Medizin, Mathematik und Astronomie. Nicht nur in die Schriften der Griechen vertieft er sich regelmäßig, auch in die Überlieferungen der Perser und Inder; er hat ein Buch über indische Heilkunde ins Arabische übertragen lassen.

Und seit Längerem schon sucht er nach einem Gelehrten, der ihm das Hauptwerk des griechischen Sternenkundlers Ptolemäus übersetzen kann.

Erst wenige Jahrzehnte ist es her, dass gebildete Muslime begonnen haben, sich dem antiken Denken zuzuwenden. Zunächst wohl aus praktischen Gründen: Die täglichen Gebetszeiten richten sich nach dem Stand der Sonne, der Beginn des Fastenmonats Ramadan nach dem Mond – und die präzisen Beobachtungen und Berechnungen der griechischen Astronomen sowie die Werke gelehrter persischer und indischer Himmelsforscher helfen ihnen, ihre religiösen Pflichten pünktlich zu erfüllen.

Auch bei Krankheiten vertrauen die muslimischen Gelehrten auf das Wissen des Altertums, wie es vor allem in den Schriften der griechischen Ärzte Galen und Hippokrates festgehalten ist.

Als etwa Kalif al-Mansur an einem hartnäckigen Magenleiden erkrankte, ließ er christliche Ärzte nach Bagdad kommen, die ihn nach Galens Methoden heilten. Und als sein Enkel Harun al-Raschid 786 in Bagdad ein Krankenhaus gründete – eines der ersten in der islamischen Welt –, stellte er es ganz selbstverständlich unter die Aufsicht der hervorragenden christlichen Mediziner.

Denn niemand im Kalifenreich kennt das Wissen der europäischen Antike so gut wie die Elite der Christen. In Bibliotheken und Klöstern in Ägypten, Syrien und Mesopotamien verwahren sie Hunderte von Abschriften der Werke von Aristoteles, Galen, Hippokrates und Euklid.

Viele Christen sprechen oder verstehen Griechisch, vor allem in den Pro-

vinzen Syrien und Ägypten, die vor der Eroberung durch die Araber zum Byzantinischen Reich gehörten. Sie sind in der Lage, die alten Werke zu lesen und zu studieren. Sehr verbreitet ist unter den Christen zudem die syrische Sprache, in die sie schon viele der antiken Werke übertragen haben.

Die christlichen Ärzte am Bagdader Krankenhaus sind nicht nur in der Medizin kundig, sondern auch in der Philosophie – denn schon Galen hat gefordert, dass ein guter Arzt zugleich ein guter Denker sein müsse.

Am Hospital beginnen sie, Wissbegierige in beiden Disziplinen zu unterrichten. Bei den Lektionen hilft es, dass manche antike Werke bereits in arabischer Übersetzung vorliegen.

Am Bagdader Krankenhaus haben vermutlich auch einige der Religionsgelehrten studiert, die nun mit dem Wesir Yahya debattieren. Ihre Art, über den Glauben zu reden, ist völlig neu: Bisherlang beschränkten sich viele Theologen darauf, den Koran auszulegen und die Hadithe, Berichte über Taten und Aussprüche des Propheten. Doch Yahyas Gäste möchten, den Verstand erprobt am logischen Denken der Griechen, tiefer in die Geheimnisse Gottes eindringen.

Einer dieser Gelehrten findet um diese Zeit auch eine Antwort auf jene Frage, wie der Schöpfer Menschen für ihre Sünden bestrafen könne, wenn er doch diese Missetaten selbst geschaffen habe. Gott, so postuliert dieser Denker, hat zwar die böse Tat geschaffen, aber der jeweilige Delinquent hat sie sich aus freiem Willen angeeignet.

Mit anderen Worten: Die Hand, die den Apfel stiehlt, hat Gott gemacht, und auch die Bewegung, die den Diebstahl ausführt. Aber den Entschluss, diese Bewegung in Gang zu setzen, trifft der Mensch.

Dieser philosophisch geprägten Theologie schließen sich in den folgenden Jahren immer mehr muslimische Gelehrte an. Immer schärfer durchdringt ihr Rationalismus den Glauben.

Rigoros verteidigen sie vor allem den Monotheismus – jene Lehre, dass es nur einen einzigen Gott gibt – und argumentieren voller Eifer gegen die kleinste Abweichung von dem, was ihnen als vernunftgemäß erscheint.

Es ist eine kompromisslose Vernunft, die sie vertreten: So widersprechen sie etwa vehement der Vorstellung, der Schöpfer habe eine physische Gestalt, obwohl selbst im Koran von Gottes Hand



Die Hauptstadt der Muslime ist ein Ort feiner Genüsse. Selbst der Wein, der den Gläubigen nach Ansicht vieler Theologen verboten ist, wird von vielen Einwohnern gierig getrunken – und von Dichtern besungen

und Antlitz zu lesen ist. Doch die entsprechenden Passagen deuten die Rationalisten als rein metaphorisch. Dass sie auf diese Weise selbst jene Worte, die den meisten Gläubigen als direkte göttliche Offenbarung gelten, ihrer Interpretation unterwerfen, erscheint vielen als anmaßend. (In ihrem Privatleben sind einige dieser Theologen allerdings weit weniger dogmatisch: Da sie häufig an den Höfen der Mächtigen zu Gast sind, teilen sie deren weltliche Vergnügungen.)

Zudem erklären die Rationalisten, der Koran sei zu einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte von Gott geschaffen worden.

Viele andere Theologen und einfache Muslime sind dagegen der Auffassung, der Koran sei ewig, also schon von Anbeginn der Zeiten da gewesen.

Dies ist eine Frage, die nur Ungläubigen belanglos erscheinen kann: Denn wenn der Koran ewig wäre, so argumentieren die Rationalisten, dann gäbe es ja ein zweites ewiges Wesen neben Gott.

Die traditionellen Religionsgelehrten dagegen fürchten um die Integrität des Koran: Wäre das Werk nur erschaffen

worden, könnte man es ja auch jederzeit neu interpretieren und den Zeitumständen anpassen.

Ein paar Jahre später wird die neue, rationalistische Theologie einen prominenten Unterstützer erhalten: Harun al-Raschids Sohn Abdallah al-Mamun, der 813 als Nach-Nachfolger seines Vaters das Kalifenamt übernehmen wird.

Dessen Erziehung hatte Harun al-Raschid dem Sohn des Wesirs, Dschafar ibn Yahya al-Barmaki, anvertraut. Al-Mamun verbrachte viel Zeit im Palast der Familie al-Barmak, lauschte den Diskussionen der Gelehrten, lernte das philosophische Denken.

Als Kalif verteidigt al-Mamun mit Vehemenz die rationalistische Auslegung des Islam. 833 verfügt er, dass hohe Beamte und Theologen sich zu der Lehre bekennen müssen, dass der Koran erschaffen wurde und nicht ewig ist.

Den Polizeichef von Bagdad beauftragt er, Abweichler aufzuspüren. Wer sich widersetzt, wird scharf verhört, einige Gläubige sterben durch Folter.

Es ist ein unerhörter Schritt, dass ein Kalif in einem Streit um Glaubensfragen so eindeutig Partei ergreift, denn bis dahin haben die Abbasiden eine große Vielfalt islamischer Glaubensrichtungen zugelassen.

Al-Mamun ist zutiefst überzeugt von der neuen Lehre, doch sie ist ihm auch politisch nützlich: Sollte der Koran nur erschaffen worden und nicht ewig sein, dann kann und muss er stärker interpretiert werden – eine Aufgabe, die er persönlich zu übernehmen gedenkt, um so seine Macht zu erweitern.

Fast 20 Jahre dauert diese Inquisition im Namen des Rationalismus, doch der Widerstand wird immer größer.

Immer entschiedener wehren sich viele Muslime gegen den Einfluss der in ihren Augen heidnischen antiken Philosophie auf den Islam. Der Glaube, so fordern sie, solle sich allein nach dem Koran ausrichten und nach der *sunna* Mohammeds, seinen in den Hadithen niedergelegten Weisungen und Taten.

Tausende Fromme lauschen den Predigern, die sich gegen die vom Herrscher verordnete Theologie aussprechen. In dieser Zeit formt sich eine Bewegung, deren Anhänger später unter dem Namen „Sunniten“ bekannt werden. Als einer von al-Mamuns Nachfolgern um 850 die Inquisition aufhebt, werden ihre Vertreter häufige Gäste am Hof des Ka-

lifens. Und im Laufe der folgenden Jahrhunderte werden die Sunniten zur größten und einflussreichsten Gruppe der muslimischen Welt heranwachsen.

So brutal Kalif al-Mamun die Doktrin der Vernunfttheologen auch durchzusetzen versucht – andere Wissenschaften führt der Herrscher des Reichs der Abbasiden auf friedliche Weise zu höchster Blüte. Vor allem fördert er die Astro-

nomie, lässt in Bagdad und Damaskus Sternwarten gründen.

Bei seiner Lektüre stößt al-Mamun in einer Schrift des griechischen Himmelskundlers Ptolemäus auf eine Methode, den Umfang der Erde zu bestimmen (deren Kugelform bereits im Altertum bekannt war). Das Ergebnis dieser Messung ist in „Stadien“ angegeben, allerdings weiß weder er noch sonst jemand, welche Länge diese Maßeinheit angibt. Er ordnet daher an, die Vermessung der Welt nach den Methoden der Griechen zu wiederholen.

Er schickt dazu mehrere Forscher in eine ebene Steppe nordwestlich von Bagdad. Dort markieren sie den Punkt,

Unter Sonnensegeln suchen die Bewohner Bagdads Schutz vor der Hitze des Orients: Schon Mitte des 9. Jahrhunderts beginnen Dichter damit, die Geschichten aus der Stadt der Kalifen fortzuspinnen. Ihre Erzählungen gehen später ein in die große Märchensammlung aus »Tausendundeiner Nacht«



an dem die Sonne zur Mittagszeit senkrecht über ihnen steht. Dann teilen sie sich in zwei Gruppen auf, ziehen nach Norden und Süden.

Immer wieder bestimmen sie mit einem Messgerät, dem Quadranten, also jenen Winkel, in dem die Sonnenstrahlen auf die Erde stoßen. Als an einem der folgenden Tage (abermals zur Mittagszeit) der Einfallswinkel genau ein Grad beträgt, markieren sie ihren Standort, messen die Entfernung zum Ausgangspunkt – und haben damit die Länge von einem Grad des insgesamt 360 Grad umfassenden Erdkreises ermittelt.

Durch einfache Multiplikation kommen sie so auf einen Erdumfang von

gut 32 000 Kilometern. Zwar weicht dieser Wert von der tatsächlichen Länge (40 075 Kilometer) deutlich ab. Aber wohl an keinem anderen Ort der Welt hat man um diese Zeit eine so exakte Vorstellung von der Größe und Gestalt der Erde wie in Bagdad.

Kalif al-Mamun beginnt auch damit, die Werke der antiken Mathematiker, Mediziner und Philosophen in nie gekanntem Umfang ins Arabische übertragen zu lassen. Er und bald auch zahlreiche wohlhabende Familien der Stadt heuern Übersetzer an, die in viele Gegenden des Reiches ausschwärmen. In Kirchen und Bibliotheken fahnden sie nach Manuskripten.

Einer von ihnen reist vom Irak über Syrien und Palästina bis nach Ägypten – nur um ein vollständiges Exemplar einer Abhandlung des Arztes Galen über Logik zu finden. Sogar ins feindliche Byzantinische Reich brechen Boten auf, um alte Handschriften zu kaufen. Der Kalif persönlich schreibt dem Kaiser in Konstantinopel, bittet um die Übersendung von Traktaten.

Die Übersetzer, meist Christen, sind brillante Kenner des Arabischen und Griechischen und werden für ihre Arbeit hoch bezahlt. Von einem heißt es, seine Übersetzungen würden ihm in Gold aufgewogen – weshalb er immer mit weitem Zeilenabstand und auf dickem Papier schreibe.

Bald sammelt sich in Bagdad, auf Tausenden Bögen Papier, ein einzigartiger Schatz von Wissen an: Fast alle Werke des Aristoteles können Gelehrte hier auf Arabisch lesen, dazu Schriften Platons sowie die Bücher der großen Astronomen und Mediziner. Einen gewaltigen Teil des geistigen Erbes des Abendlandes hüten nun die Forscher in der Hauptstadt der Muslime.

Und es werden nicht nur alte Werke übersetzt, sondern auch neue geschrieben: Der Gelehrte Yaqub ibn Ishaq al-Kindi, geboren um 800, ist ein Experte in nahezu allen antiken Wissenschaften und verfasst mehr als 200 Traktate über Mathematik, Musik, Medizin, vor allem aber über Philosophie.

Beeinflusst von den Gedanken der rationalistischen Religionsgelehrten, entwickelt er seine philosophische Lehre. Darin zeigt er unter anderem, wie der Mensch allein mithilfe der Vernunft Gott als die Ursache allen Seins erkennen kann.

Al-Kindi ist der erste in einer Reihe muslimischer Philosophen, zu denen

später auch Männer gehören wie der Universalgelehrte Ibn Sina, auf Latein Avicenna genannt, und der Andalusier Ibn Ruschd, bekannt auch als Averroës.

Ihre Namen sind ab etwa 1250 Gelehrten und Studenten überall in Europa geläufig, ihre Werke zirkulieren an den Universitäten. Denn nun beginnen auch im Abendland immer mehr Menschen, sich für antike griechische Wissenschaft zu interessieren. Doch zu den Originaltexten haben sie kaum Zugang – nach dem Untergang des Römischen Reiches ist im Westen Europas das Wissen der Antike weitgehend verloren gegangen.

Und so lernen sie viele Werke des Altertums durch die arabischen Übersetzungen kennen (die nun wiederum ins Lateinische übertragen werden). Bis zum Beginn der Renaissance lesen die Europäer Schriften von Aristoteles und Platon auf der Grundlage jener arabischen Texte, die Jahrhunderte zuvor die Kalifen in Bagdad haben anfertigen lassen.



Nach dem Abendgebet, in Harun al-Raschids Palast der Ewigkeit: Sieben Musiker warten vor einem Vorhang aus Seidenbrokat, der leicht zittert. Dahinter hören sie Getuschel, mehrere Minuten, plötzlich gereizte, unwirsche Worte.

Ist der Herrscher verstimmt? Hat einer von ihnen aus Versehen zu wenig Parfüm aufgetragen, riecht schlecht? Oder hat der Kalif durch einen Spalt im Vorhang erspäht, dass ein Musiker ein ähnliches Kleidungsstück trägt wie er? Der Monarch ist ja so leicht zu verärgern.

Dann erscheint am Rand des Vorhangs ein Diener, macht ein beruhigendes Zeichen, gibt das Signal zum Start.

In der ersten Reihe, gut fünf Meter vom Vorhang entfernt, steht Ibrahim al-



WELTMACHT DES GLAUBENS

Mausili, der angesehenste und oberste der Hofmusiker. Er stimmt eines der vielen Lieder an, die er selbst komponiert hat – Melodien, die ihn zu einem reichen Mann gemacht haben.

In seiner Jugend war Ibrahim ein Herumtreiber ohne Geld. Erst als zwei Eunuchen des Kalifen seine schöne Stimme auffiel, begann seine Karriere am Hof. Inzwischen gehört er zu den wohlhabenden Einwohnern des Reichs: 10 000 Dirham zahlt ihm Harun al-Raschid pro Monat, dazu hat al-Mausili eine Art Monopol auf Vertonungen der Verse eines verstorbenen Lieblingsdichters des Kalifen, das ihm weitere hohe Einnahmen bringt.

Der Hofkomponist lebt in einem luxuriösen Stadthaus, besitzt mehrere Landgüter. Doch dafür muss er sich fast täglich für den Kalifen bereithalten, ihn auch auf Reisen begleiten. Nur samstags hat er frei.

Wie stets zu Beginn dieser Palastkonzerte üblich, stimmt Ibrahim zunächst eine feierliche, langsame Melodie an. Mehrere Instrumentalisten begleiten ihn mit Flöte, Trommel und *sandsch*, einer Art Harfe, einige unterstützen ihn beim Gesang.

Ibrahim zupft eine Laute, deren vier Saiten rot, weiß, gelb und schwarz gefärbt sind. Diese Farben sind Symbole für die vier Körpersäfte (Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle), die nach der verbreiteten Lehre des griechischen Arztes Galen in Harmonie durch den Organismus fließen müssen; Musik, so meinen die Heilkundler, helfe, diese Balance herzustellen, besänftige die Seele.

Und tatsächlich hören Ibrahim und seine Kollegen bald ein Lachen hinter dem Vorhang. Die Laune des Kalifen bessert sich, was aber auch an dem Wein liegen kann, den Bedienstete nun in goldene und silberne Trinkschalen füllen (und wie in Bagdad üblich mit Wasser mischen). Oder daran, dass Dschafar eingetroffen ist, der Sohn des Wesirs Yahya al-Barmaki. Er ist einer der engsten Freunde des Kalifen, verbringt viele Abende mit ihm.

Der Diener tritt wieder an den Rand des Vorhangs, signalisiert den Musikern, dass sie nun beschwingtere Lieder vortragen dürfen. Bis weit nach Mitter-



Im Goldenen Zeitalter Bagdads um das Jahr 800 herrschen die Kalifen noch über ein weitgehend geeintes Reich, das sich von der algerischen Küste bis nach Afghanistan erstreckt. Einzig in Spanien (»al-Andalus«) und im Nordwesten Afrikas haben sich bereits eine rivalisierende Dynastie und mehrere kleinere Herrschaften etabliert. Doch in der Folge schwächen Bürgerkriege und Erbstreitigkeiten die Zentralgewalt, immer mehr Regionen sagen sich von Bagdad los. Das Imperium zerbricht

nacht lässt der Kalif sie spielen, manche Stücke gefallen ihm so gut, dass sie sechs, sieben Mal wiederholt werden müssen.

Gegen Ende des Abends eine besondere Gnade: Harun al-Raschid lässt den Vorhang hochziehen. Die Musiker dürfen vor ihn hintreten und ihm Bitten vortragen, etwa um Geld für die Ausbildung ihrer Kinder. Der Kalif hört ihre Wünsche an, gewährt ihnen einige. Dann lässt er ihnen durch Diener das Honorar für den Abend überreichen (das sie zusätzlich zu ihrem Festgehalt bekommen).

Und da er gerade gehobener Stimmung ist, lässt er noch Geschenke verteilen wie Parfüm, Kissen und – eine besondere Ehre – kleine Stoffstücke, die aus einem seiner nicht mehr benötigten Gebetsteppiche herausgeschnitten worden sind.

Ibrahim und seine Kollegen werfen sich zum Dank vor ihm nieder, küssen ihm Hände und Füße. Noch einige Lieder, nun wieder in ruhigerer Tonart, dann beschließt der Kalif den Abend mit dem Ruf: „Lob sei dir, mein Gott, und Preis.“

Draußen in der Stadt vergnügen sich währenddessen einige seiner Untertanen weiter. Vor allem junge Leute aus reichen Familien ziehen gern durch die Schänken am Stadtrand oder zu den christlichen Klöstern, die bekannt sind für ihre hervorragenden Weinkeller. In

den weiten Gärten der Konvente trinken und feiern sie oft bis zum Morgen.

D

Die Jahre um 800 in Bagdad sind eine unbeschwerte Zeit, voller Luxus und raffinierter Genüsse – und eine Phase der Sicherheit und Stabilität: Seit Langem schon herrscht innerhalb des Kalifenreichs weitgehend Friede.

Doch zu Beginn des Jahres 803 verbreiten sich in Bagdad Nachrichten, die vielen kaum fassbar erscheinen: Harun al-Raschid hat die Wesirfamilie al-Barmaki aus allen Ämtern entlassen.

Yahya steht unter Arrest (und wird für den Rest seines Lebens nicht mehr freikommen). Und sein Sohn Dschafar, eben noch der engste Freund des Kalifen, ist enthauptet worden.

Betäubt und verwirrt drücken sich in den folgenden Tagen Tausende an Dschafars zerstückeltem Leib vorbei, der an den Tigrisbrücken öffentlich zur Schau gestellt wird.

Harun al-Raschid wird sich nie zu seinen Gründen für diese Strafen äußern. In den Gassen wird gemutmaßt, Dschafar habe ein Verhältnis mit einer Schwester al-Raschids gehabt, sie sogar geschwängert – und dadurch den Kalifen so maßlos erzürnt. Andere Bürger Bagdads berichten, Yahya und sein Clan hätten einen Widersacher al-Raschids unerlaubt aus dem Arrest entlassen.

Möglicherweise aber ist Harun al-Raschid auch nur seiner Rolle des machtlosen Herrschers überdrüssig geworden und empfand die Stellung der Wesirfamilie immer mehr als Anmaßung.

In den folgenden Jahren sucht der Kalif nach Ruhm im Dschihad. Dieser Kampf zur Ausbreitung des Islam gehört nach Auffassung vieler Gläubigen zu den wichtigsten Pflichten eines muslimischen Herrschers.

Harun al-Raschid wendet sich dabei nun gegen einen Feind, den schon der Prophet Mohammed und die Umayyaden-Kalifen bekämpft haben: den christlichen Kaiser von Byzanz, dessen Reich sich in dieser Zeit von der anatolischen Schwarzmeerküste über Griechenland und Sizilien bis nach Sardinien erstreckt. Bereits vor seinem Amtsantritt als Kalif hat al-Raschid zwei Feldzüge gegen die Byzantiner geführt. Nun zieht er wieder an die Nordgrenze seines Imperiums, rückt von den Ebenen unterhalb des Taurusgebirges auf das Territorium der Feinde vor.

Mit einer Streitmacht von wohl 135 000 Mann gelingt es ihm im Jahr 806, eine Grenzstadt in Anatolien einzunehmen und den Kaiser zur Zahlung einer großen Summe Geldes zu zwingen.

Doch schon bald muss er im eigenen Reich mit Truppen eingreifen: In der Provinz Churasan, in der jahrelang ein raffgieriger Statthalter herrschte, erheben sich immer wieder Aufständische.

Im Jahr 808 bricht al-Raschid mit einer großen Armee und seinem Sohn al-Mamun von Bagdad aus in Richtung Osten auf. Am Ende des Jahres erreichen sie die Stadt Tus in Churasan.

Der Kalif, der schon bei seinem Aufbruch unter einer Krankheit gelitten hat (unter welcher genau, ist nicht überliefert), beschließt, hier zu rasten. Sein Sohn zieht währenddessen weiter in die Unruhegebiete. Die beiden werden sich nicht wiedersehen: Knapp drei Monate später, am 24. März 809, stirbt Harun al-Raschid – nie wieder genesen – nach 23-jähriger Herrschaft in Tus, 1500 Kilometer von seiner Hauptstadt entfernt.



Wie bereits viele Jahre zuvor festgelegt, folgt ihm nun sein Sohn Mohammed al-Amin nach. Allerdings hat al-Raschid auch verfügt, dass nach al-Amins Tod das Kalifenamt auf einen seiner weiteren Söhne übergehen soll: auf Abdallah al-Mamun, den großen Anhänger der rationalistischen Theologie. Während einer Pilgerfahrt nach Mekka hat al-Raschid diese Regelung 802 noch einmal ausdrücklich von seinen Söhnen unterschreiben lassen und deponierte die Dokumente anschließend in der Kaaba, dem höchsten Heiligtum der Muslime.

Doch Mohammed al-Amin, beeinflusst von seinen Ratgebern, bricht die unter heiligen Eiden beschworene Regelung und ruft seinen eigenen Sohn zum Thronfolger aus. Ein Krieg zwischen den beiden Brüdern beginnt.

Al-Mamuns Truppen belagern ein Jahr lang Bagdad; Angreifer und Verteidiger verwüsten bei den Auseinandersetzungen weite Teile jener Hauptstadt, die ihr Urgroßvater aufgebaut hat. Al-Amin versucht schließlich, über den Tigris zu fliehen, wird aber gefasst und von den Soldaten seines Bruders getötet.

Al-Mamun übernimmt nun die Macht – und es gelingt ihm nach den Wirren der Thronfolge, das Reich wieder weitgehend zu stabilisieren.

Sein Nachfolger jedoch trifft um das Jahr 835 eine folgenreiche Entscheidung: Er stützt sich auf Militärs aus Zentralasien, die zunehmend selbstbewusst werden, Ämter und Macht beanspruchen. Sie bedrängen die Abbasiden, verschwören sich zu Aufständen, ermorden später sogar einen Herrscher.

Immer mehr Teile des Imperiums lösen sich von den Kalifen, auch wenn sie formell weiter deren Herrschaft unterstellt bleiben. Das Reich der Abbasiden zerfällt nach und nach.

Schon bald erscheint vielen Muslimen das Bagdad unter der Herrschaft von Harun al-Raschid wie eine märchenhafte Erinnerung, als eine versunkene Glanzzeit. Und tatsächlich war die Ära

dieses Kalifen so etwas wie das Goldene Zeitalter des Islam. Eine Epoche, in der die Kerngebiete der muslimischen Welt, von Nordafrika bis zur Grenze Indiens, zum letzten Mal von einem einzigen Herrscher gelenkt wurden.

Die Geschichten dieser grandiosen Zeit schmücken Schreiber in Bagdad wohl bereits um 850 zu wunderschönen Erzählungen aus, die später Eingang finden in einen gewaltigen Textzyklus mit dem Namen „Tausendundeine Nacht“.

Die Märchen um den Kalifen Harun al-Raschid machen aber nur einen Teil dieser Sammlung aus. Daneben finden sich auch persische Legenden, die mitunter auf indische Vorbilder zurückgehen. Und es waren womöglich die kundigen Übersetzer im Bagdad des 9. Jahrhunderts, die diesen Teil des Zyklus ins Arabische übertragen haben. Jedenfalls ist der älteste Hinweis auf die Sammlung ein Fragment in arabischer Sprache aus dem späten 9. Jahrhundert.

Harun al-Raschid wird in dem Werk als ein Herrscher beschrieben, der sich um seine Untertanen sorgte, nachts mit seinem Freund Dschafar al-Barmaki durch die Straßen wandelte, um die Klagen des Volkes über ungerechte Richter zu hören und Missständen abzuwehren.

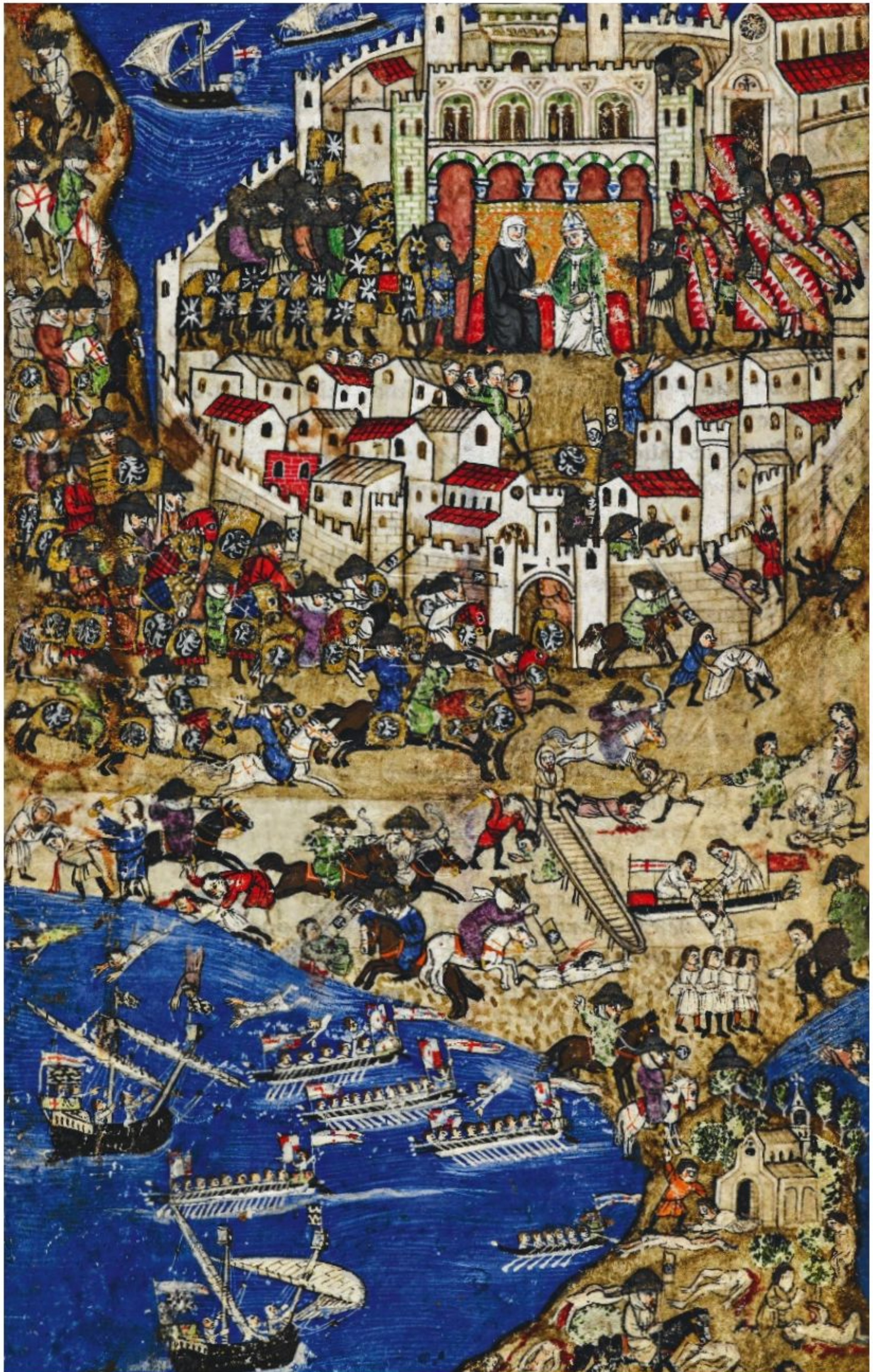
Es ist ein ganz und gar verklärtes Bild, weit weg von der Realität.

Aber es passt gut zu einer Stadt, in der man Dichtkunst und Fantasie so hoch schätzte wie zu jener Zeit wohl nirgendwo sonst auf Erden. ●

Oliver Fischer, Jg. 1970, Journalist in Hamburg, würde allzu gern das heutige Bagdad kennenlernen. Der schottische Künstler Arthur Melville, 1855–1904, wurde von Zeitgenossen für seine einzigartige Aquarelltechnik gerühmt. Auf seinen Reisen durch die islamische Welt gelangte er bis nach Indien.

LITERATUREMPFEHLUNG: Hugh Kennedy, „When Baghdad Ruled the Muslim World“, Da Capo Press: brillant geschriebener Band über die Glanzzeit des Islam. Sehr lebendig schildert der britische Orientalist den Aufstieg der Abbasiden-Familie, die Blüte von Kunst und Wissenschaft an ihren Höfen und den Alltag in der Hauptstadt ihres Reiches.

Truppen des ägyptischen Sultans belagern 1289 das von Kreuzrittern beherrschte Tripolis im heutigen Libanon. Die an der Küste liegenden europäischen Schiffe (im Bild oben und unten) können den eingeschlossenen Christen in der Stadt nicht helfen



KAMPF UMS HEILIGE LAND

Von Glaubenseifer getrieben, brechen im Jahr 1096 europäische Ritter in den Nahen Osten auf, um die von Muslimen beherrschte Region für das Abendland zu erobern, darunter die Stadt Jerusalem. Es ist der Beginn eines zwei Jahrhunderte währenden Ringens zwischen den Anhängern Christi und den Gefolgsleuten Mohammeds. Doch dann macht sich ein mächtiges ägyptisches Heer auf, die Europäer für immer zurückzuschlagen

— Von HAUKE FRIEDERICH

H

Heute noch soll Akkon fallen. Heute noch wird er die Ungläubigen ins Meer treiben. An diesem Tag will er, Sultan al-Malik al-Aschraf Chalil, Herr über Ägypten und Syrien, die Hauptstadt des christlichen Kreuzritterstaates an der Bucht von Haifa erobern.

Im Morgengrauen lässt er seine Streitmacht antreten: Zehntausende Reiter, weit mehr Fußsoldaten. Mit dröhnenden Schlägen geben 300 Trommler das Signal zum Angriff. Hunderte Bogenschützen entzünden ihre Brandpfeile und lassen sie auf die Hafenstadt niedergehen.

Zugleich stürmen erste Kolonnen über den mit Schutt, Tierkadavern und Leichen gefallener Kämpfer verfüllten Graben auf die beiden Tore an der Ostecke des Festungswerks zu. Sollte es Chalils Soldaten gelingen, hier einzudringen, ist der Weg ins Zentrum Akkons frei.



Die Häupter mit Turbanen geschmückt, versuchen Muslime, die gepanzerten Ritter aus Europa aufzuhalten. Auf insgesamt sieben großen Kreuzzügen greifen die Invasoren im Vorderen Orient an



Es ist der 18. Mai 1291. Seit sechs Wochen belagert der 28-jährige Sultan mit seinen Truppen die Stadt. Aushungern kann Chalil Akkon nicht. Er mag mit seinen Soldaten das Land beherrschen, das Meer aber kontrollieren die Christen. Daher erreichen immer wieder Schiffe mit Hilfsgütern den Hafen, über den in friedlicheren Zeiten ein Großteil des Handels zwischen dem Vordenen Orient und den Mittelmeeranrainern lief.

Mächtige Befestigungen schützen Akkon. Zum Meer hin ist es nur eine einfache Einfriedung, zur Landseite aber ragen hintereinander zwei mit Türmen besetzte Mauern in die Höhe. Vor jeder Mauer liegt ein zehn Meter breiter Graben. Holzpalisaden schließen die Wehranlagen nach außen hin ab. Akkon ist ein Bollwerk der abendländischen Christen, umgeben von muslimisch beherrschtem Territorium.

Fast 40 Kirchen stehen innerhalb der Mauern, dazu eine Residenz des Patriarchen von Jerusalem, die Festungen von Ritterorden wie den Templern und den Johannitern, überdies Paläste, Häuser und Kontore der Kaufleute.

Etwa 35 000 Menschen drängen sich in der kaum einen Quadratkilometer großen Stadt: Siedler aus Europa, Händler aus Venedig, Pisa, Byzanz und Genua, deutsche, englische und französische Ritter, ägyptische Christen – sowie Tausende Flüchtlinge. Denn die Truppen der Muslime haben bereits zahlreiche von Europäern beherrschte Städte und Dörfer in der Region zurückerobert. Drei der ehemals vier Kreuzfahrerstaaten in der Levante existieren nicht mehr.

Der einzig verbliebene, das Königreich Jerusalem, gebietet nur noch über einzelne befestigte Orte direkt an der Küste des Mittelmeers (Jerusalem ist bereits seit einem halben Jahrhundert nicht mehr Teil des Königreiches). Und sollte nun Akkon fallen, wäre dies das Ende der Herrschaft europäischer Christen im Vordenen Orient.

Bei ihrem ersten Kreuzzug stehen die Ritter im Jahr 1099 vor Jerusalem.

Über einen Belagerungsturm (grau) erklimmen sie die Mauern, stürmen die Stadt und machen sie zum Zentrum eines christlichen Königreichs (Buchillustration, 14. Jh.)

Anfangs verkennen die Muslime die Gefahr

Der Krieg zwischen Kreuzrittern und Muslimen um die Levante wird hier an der Bucht von Haifa entschieden. Die Mauern von Akkon sind für beide Parteien in diesem Ringen ein Symbol.

Für die Christen steht die Hafenstadt für die lang gehegte Hoffnung, sich dauerhaft in Palästina festzusetzen und über die Stätten der Bibel zu herrschen. Die Muslime unter der Führung Chalils hingegen sehen in dem Bollwerk das letzte Hindernis, um die Ungläubigen aus Europa endlich wieder loszuwerden.

Rund zwei Jahrhunderte bereits reichen die Anfänge des Konflikts zurück. Im Jahr 1071 begannen muslimische Seldschuken – Nachfahren kriegerischer Reiternomaden aus den Steppen Zentralasiens –, das christliche Reich von Byzanz zu bedrängen, und rangen ihm nach und nach weite Teile Anatoliens und Nordsyrien ab.

Im Frühjahr 1095 schickte der byzantinische Kaiser Gesandte mit einem Hilfsgesuch zu Urban II., dem Papst in Rom. Wenig später rief der Stellvertreter Christi dazu auf, den bedrohten Glaubensbrüdern im Osten beizustehen. (Ob es seine Absicht war, dass christliche Kämpfer auch das Heilige Land und die Stätten der Bibel erobern, ist bis heute unter Historikern umstritten.)

Urbans Appell wurde tausendfach gehört. Und die bewaffneten Pilger, die sich bald im Zeichen des Kreuzes Richtung Osten aufmachten, hatten nicht allein die Rettung von Byzanz im Sinn: Von Glaubenseifer getrieben, wollten sie auch gleich Jerusalem, die Stätte der Passion Christi, aus der Hand der Muslime befreien, die dort seit dem 7. Jahrhundert herrschten.

Von alldem ahnen die Seldschuken wohl nichts, als 1096 erste von christlichen Priestern angeführte Gruppen in Anatolien einfallen. Sie wundern sich wahrscheinlich über die blasse Haut und die hellen Haare einiger Fremder, staunen vermutlich auch über deren schlechte Ausrüstung. Denn die ersten Gruppen von Kreuzfahrern sind keine Ritter, sondern schlecht bewaffnete Pilger, die erkennbar wenig militärische Erfahrung haben.

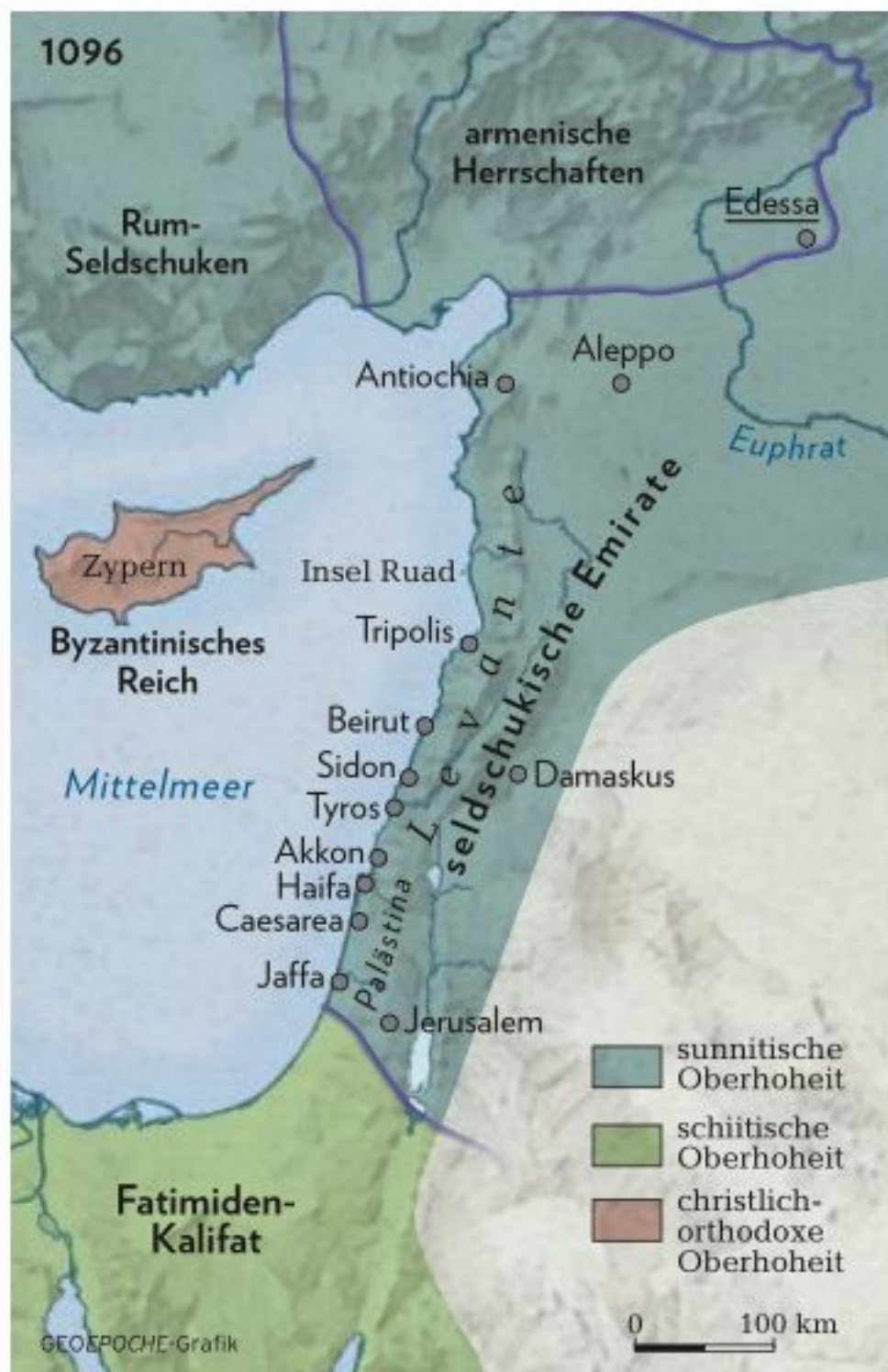
Ohne Mühe machen die Seldschuken die Europäer nieder, die sie „Franken“ nennen, da viele der Eindringlinge aus Frankreich stammen oder Französisch sprechen. Die Muslime nehmen sie nicht ernst.

Aber der Strom der Kämpfer aus dem Westen schwillt bald wieder an. Und diese Neuankömmlinge sind gut ausgebildete Fußsoldaten und schwer gerüstete Ritter auf Streitrössern.

Es sind ernst zu nehmende Gegner – fanatisch und nahezu unaufhaltsam.

DIE ZEIT DER KREUZRITTER

Die Kreuzfahrer dringen in mehreren Wellen in die Levante vor. Sie machen sich Rivalitäten der Muslime untereinander zunutze und lassen sich dauerhaft nieder. Bis 1102 gründen sie vier eigene Staaten: Edessa, Antiochia, Tripolis und das Königreich Jerusalem



Vor der Ankunft der Kreuzritter 1098 ist der Nahe Osten in zahllose Herrschaften zersplittert. Seldschuken und Fatimiden streiten um die Levante; dabei müssen seldschukische Kleinfürstentümer um ihre Existenz fürchten



Ihre größte Ausdehnung erreichen die Kreuzfahrerstaaten 1142. Doch 1144 erobern die Muslime Edessa zurück, bis 1229 erkämpfen sie weitere Gebiete. 1291 halten die Christen nur noch wenige Küstenorte, darunter Akkon

Die Seldschuken verlieren die Stadt Nicaea im Nordwesten Anatoliens. Im Februar 1098 zieht ein Kreuzfahrerheer weiter nach Osten über den Euphrat bis zur Stadt Edessa. Der dortige Herrscher, ein armenischer Christ, ist nur aus Zwang Gefolgsmann der Seldschuken geworden.

Nun erhofft er sich von den Europäern Beistand gegen die Muslime, adoptiert den Anführer der Ritter und macht ihn damit zum Erben und Mitregenten.

Als der Herrscher kurz darauf stirbt, übernehmen die Invasoren die Macht in der Stadt und gründen die Grafschaft Edessa, den ersten Kreuzfahrerstaat im Nahen Osten.

Gegenwehr von den Muslimen gegen die Angreifer aus dem Abendland gibt es kaum. Für

Wider-
stand
gibt es
zunächst
kaum

eine wirksame Koalition gegen die Kreuzritter sind die Rivalitäten und Feindschaften untereinander einfach zu groß:

- Im Irak, dem Iran, in Syrien, Anatolien sowie Teilen Zentralasiens haben mehrere, miteinander konkurrierende Seldschuken-Herrscher das Sagen. Sie gehören der sunnitischen Mehrheit der Muslime an, denen der Kalif von Bagdad als religiöses Oberhaupt gilt.

- In Ägypten regieren die schiitischen Fatimiden, die Bagdads Oberhoheit weder in religiösen noch in politischen Fragen anerkennen.

Fatimiden und Seldschuken ringen um die Levante. Die dortigen kleineren seldschukischen Fürstentümer müssen stets fürchten, in diesem Machtkampf aufgerieben zu werden.

Die Kreuzritter profitieren von der Uneinigkeit: Im Juni 1098 nehmen sie die nordsyrische Stadt Antiochia ein. Um Kämpfe gegen die Invasoren zu vermeiden, lassen lokale Machthaber die Kreuzritter durchziehen und zahlen zuweilen sogar Geld, damit die nicht plündern.

Die sunnitischen Fürsten in der Region hoffen wohl aber auch, dass die Europäer die Fatimiden schwächen werden. Denn die verhassten Schiiten aus Kairo haben den Seldschuken unlängst die Küstenstädte Palästinas entrissen – und im Herbst 1098 sogar Jerusalem erobert.

Jerusalem ist eine heilige Stadt für alle drei großen monotheistischen Religionen. Dort erhob sich einst Salomos Tempel, das zentrale Heiligtum der Juden. Dort starb Jesus Christus am Kreuz und stand angeblich von den Toten wieder auf. Und Mohammed stieg von dort der Überlieferung nach in den Himmel empor, wo er anderen Propheten begegnete und mit Gott sprach. Nach Mekka und Medina gilt Jerusalem als bedeutendste Kultstätte der islamischen Welt.

Mehrere Zehntausend Muslime, Einwohner und Soldaten, leben in Jerusalem, als die Kreuzritter im Juni 1099 die Belagerung der Stadt beginnen, dazu noch eine unbekannte Anzahl Juden. Die Christen hat der fatimidische Gouverneur sicherheitshalber ausgewiesen, weil er fürchtet, sie könnten Jerusalem an die Europäer verraten.

Am 15. Juli 1099 schieben die Angreifer einen riesigen Belagerungsturm an die Nordmauer. Auf den Zinnen entbrennt ein verzweifelter Kampf gegen die Invasoren. Die Europäer überwinden die Verteidiger, öffnen die Tore. Sie massakrieren Männer, Frauen und Kinder, ermorden – so berichten es Chroniken – allein auf dem Tempelberg Tausende Schutzsuchende. Aus dem Felsendom rauben sie silberne Leuchter und goldene Lampen, schänden den sakralen Ort.

Entsetzen ergreift die islamische Welt. Von nun an werden immer mehr Religionsgelehrte nach einer militärischen Antwort rufen. Ali ibn Tahir al-Sulami, ein Intellektueller aus Damaskus, fordert seine Glaubensbrüder auf, endlich vereint gegen die Eindringlinge zu streiten.

Er prangert in Predigten und in seinem um 1105 verfassten „Buch des Dschihad“ die Zerstrittenheit der islamischen Welt an. Der bewaffnete Kampf „auf dem Pfad Gottes“, so versprechen es al-Sulami und andere Gelehrte, bringe den Kriegen, die sich darin opferten, die Vergebung aller Sünden und ewige Freuden im Paradies.

Die Idee eines religiös motivierten Krieges soll die Anhänger des Islam zum gemeinsamen

Der Dschihad soll die islamische Welt einen

Kampf gegen die Kreuzritter in Palästina bewegen. Denn dort gründen die Eroberer nun das Königreich Jerusalem. Bis zum Jahr 1110 entreißen sie den Muslimen nach und nach die Städte Caesarea, Akkon und Sidon. Auch Tripolis fällt. Dort entsteht ein weiterer Kreuzfahrerstaat.

Fortan kontrollieren die Christen die gesamte Levanteküste. Doch statt sich gegen die Besatzer zu verbünden, schließen lokale Machthaber immer wieder Allianzen mit den Europäern, um die eigene Herrschaft zu sichern und zu erweitern.

Auch den Muslimen in den Kreuzfahrerstaaten, den Bauern, Hirten und kleinen Händlern, sind ihre eigenen Ländereien, ihre Höfe und Häuser wichtiger als Widerstand oder Flucht. Sie bleiben in den besetzten Städten und Dörfern, haben aber deutlich weniger Rechte als die Christen. Sie werden vor Gericht benachteiligt, müssen höhere Steuern zahlen und strikte Kleidungsvorschriften einhalten. Sie nehmen die Nachteile in Kauf. Ihnen bleibt keine andere Wahl, als sich mit den neuen Herren zu arrangieren.

Doch die Kreuzritter sind nicht unbesiegbar: Im Dezember 1144 erstürmt ein lokaler Machthaber Edessa und zerschlägt den ältesten der vier Kreuzfahrerstaaten. Einige Zeit später beginnt der über Ägypten, Syrien und Nordmesopotamien herrschende Sultan Saladin einen Feldzug, um die Levante zu erobern. Saladin besiegt 1187 ein Heer der Kreuzfahrer und nimmt Jerusalem ein.

Alarmiert ruft der Papst in Italien zu einem neuen Kreuzzug auf. Der römisch-deutsche Kaiser sowie die Könige von England und Frankreich sammeln Truppen, um die Heilige Stadt zurückzuerobern. Nach mehreren Niederlagen gegen diese kampfstärke Armee einigt sich Saladin auf diplomatischem Weg mit den Kreuzfahrern: Er behält Jerusalem, überlässt den Europäern aber einen schmalen Landstreifen an der Küste.

Der Frieden hält indessen nur kurz: Wenige Jahrzehnte später ringen Muslime und Christen erneut um Jerusalem, das noch mehrmals den Besitzer wechselt. Erst ab 1244 gehört die Stadt wieder dauerhaft zur islamischen Welt.

Immer weiter drängen muslimische Heerführer ab 1265 die Kreuzritterstaaten zurück: Ägyptische Truppen, angeführt von Sultanen aus der Herrscherriege der Mameluken, unterwerfen das Fürstentum Antiochia und die Grafschaft Tripolis. Die Kirchen dort seien „vom Angesicht der Erde wegradiert“ und „die Toten zu Leichenbergen aufgehäuft“ worden, notiert ein Chronist.

Das nächste Ziel soll Akkon sein: das letzte mächtige Bollwerk der Christen in der Levante.

Am 6. April 1291 schlugen die Soldaten Sultan Chalils ihr Lager vor Akkon auf. Sie bauen riesige Katapulte, die 200 Kilogramm schwere Steinbrocken schleudern. Ein zermürbendes Bombardement geht auf die Stadt nieder.

Erst nach Wochen kommt den Eingeschlossenen eine Flotte zu Hilfe. Das Kommando hat Heinrich II. Der Monarch ist König von Jerusalem, doch die Heilige Stadt gehört schon lange nicht mehr zu seinem Reich. Er regiert von Zypern aus über die Reste des einst so mächtigen Kreuzfahrerstaates. An Bord seiner Flotte aber sind nur 200 Ritter und 500 Fußsoldaten – eine klägliche Streitmacht, die die Mameluken nicht fürchten müssen. Der König bittet den Sultan daher rasch um Verhandlungen.

Chalil persönlich empfängt die Delegation. Die Christen fallen vor ihm auf die Knie. „Habt ihr mir die Schlüssel der Stadt mitgebracht?“, fragt der Sultan und macht den Unterhändlern ein Angebot: Wenn sie ihm die Stadt übergeben, dürfen alle Einwohner unbeschadet abziehen.

Fanfarenbläser und Bannerträger gehören zu muslimischen Heeren. Im April 1291 ziehen die Soldaten des Sultans Chalil vor Akkon auf, um die Kreuzritter endgültig aus der Region zu vertreiben

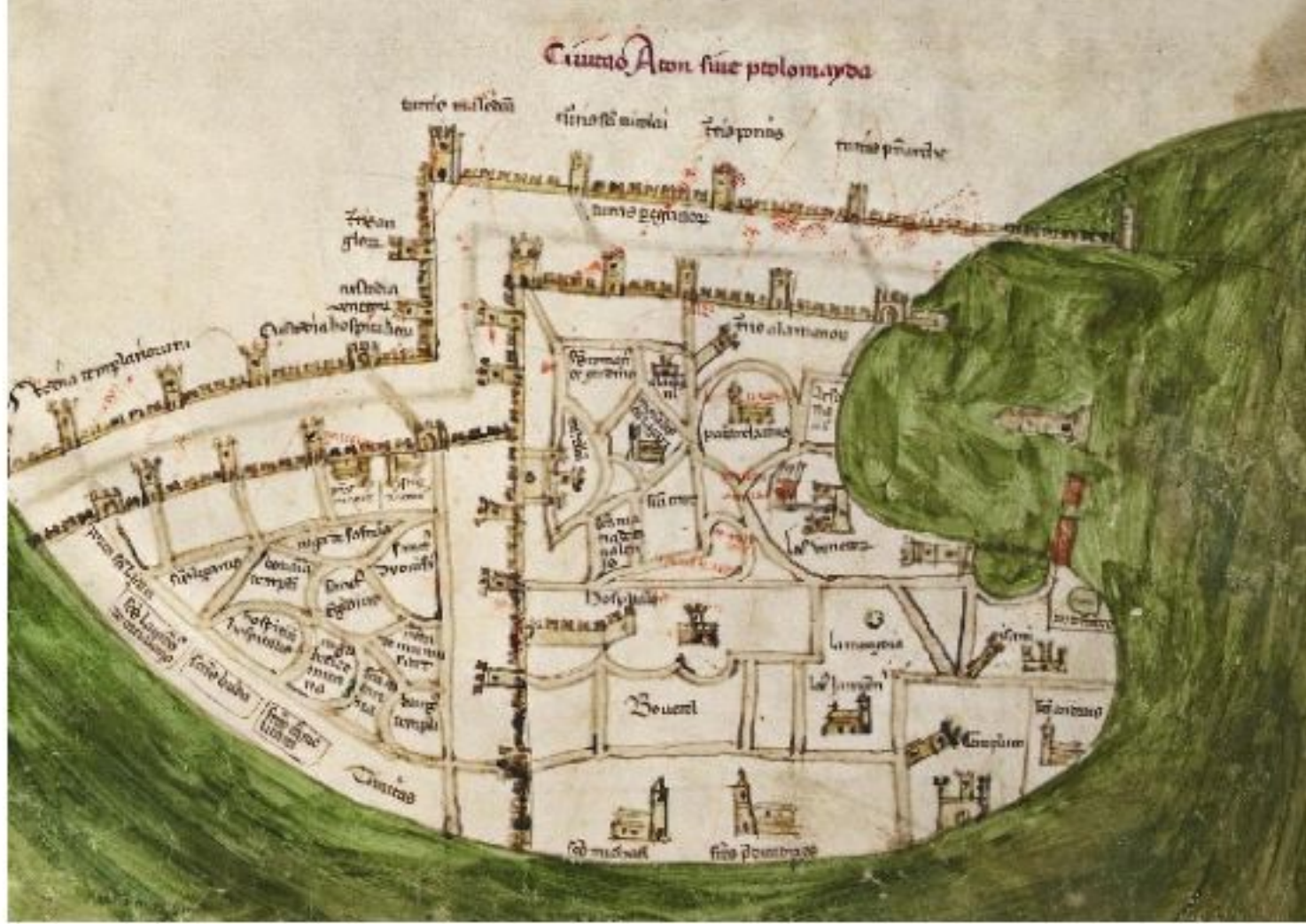
Doch die Christen lehnen ab. Und noch bevor die Delegation Chalils Zelt verlassen hat, schlägt ein Steingeschoss in der Nähe ein – eine unvorsichtige Geschützmannschaft auf den Mauern Akkons hat es wohl abgefeuert.

Auf den Sultan wirkt dieser Beschuss wie ein Attentat. Er springt auf, zieht sein Schwert. „Ihr dreckigen Schweine, was hindert mich, euch die Köpfe abzuschlagen?“, brüllt er. Mit Mühe kann ihn ein Vertrauter zurückhalten.

Die Christen dürfen abziehen. Ihr Schicksal wird ohnehin schon bald entschieden sein.

Denn Chalils Truppen greifen Akkon nicht nur mit Katapultgeschossen an, sondern auch unter der Erde. Seit Wochen schon treiben Pioniere Stollen bis unter die Außenmauer, graben dort jeweils eine Kammer, füllen sie mit trockenem Reisig und leicht entflammbarem Pech und stecken anschließend alles in Brand. Die Holzstützen verkohlen, Kammern und Stollen brechen ein, die Erdmassen darüber rutschen nach, das Fundament der Mauer sackt immer weiter ab. Erste Wachtürme sind schon in sich zusammengefallen.





Zwei Mauern
umschließen Akkon,
die letzte große
Stadt der Kreuzritter.
Als Sultan Chalil
sie im Mai 1291
erobert, ist die euro-
päische Fremd-
herrschaft in der
Levante de facto
beendet

Mitte Mai stürzt der Turm an der Ostecke ein. Kurz darauf reißt die Außenmauer auf. Nun steht Akkon kurz vor dem Fall. Die Angreifer setzen nach, greifen die beschädigte Festungsanlage an, treiben die Verteidiger zurück, schlagen eine große Bresche in die Mauer. Die Christen ziehen sich in den inneren Ring der Stadt zurück.

Am 18. Mai befiehlt Chalil den Sturm. Mit großer Wucht attackieren seine Männer die beiden östlichen Tore der inneren Mauer. Nach stundenlangem Anrennen brechen die Muslime endlich durch. Bereits am Mittag wehen Chalils Flaggen auf Akkons Mauern.

Zu Hunderten fliehen überlebende Verteidiger und Einwohner zum Hafen, um sich auf eines der letzten Schiffe zu retten. Der König von Jerusalem entkommt auf einer Galeere.

Tausende aber bleiben zurück. Manche verschanzen sich in den Festungen italienischer Kaufleute und christlicher Ritterorden. Die Krieger des Sultans plündern die Stadt, ermorden, wer ihnen in den Weg kommt. „So hat Gott den Ungläubigen vergolten, was sie den Muslimen angetan haben“, notiert ein Geschichtsschreiber.

Nach und nach nehmen die Muslime alle Türme und Festungen ein. Zehn Tage später erobern sie auch die letzte Zitadelle.

Chalil lässt sich als Bezwinger der Invasoren feiern. In Damaskus, von wo aus die Mameluken seit 1260 auch Syrien beherrschen, hält er im Sommer 1291 triumphal Einzug. Er schreitet vom Stadttor über kostbare Teppiche durch geschmückte Straßen zum Palast. Vor ihm laufen 280 christliche Gefangene in Ketten. Einer der Besiegten muss ein Banner tragen, an dem die Haare erschlagener Kameraden hängen.

Nach dem Fall von Akkon ergeben sich binnen weniger Wochen auch die übrigen christlichen Festungen wie Tyros, Sidon, Beirut und

Haifa: Die Europäer leisten Sultan Chalil praktisch keinen Widerstand mehr.

Die Zeit der Kreuzfahrerstaaten im Nahen Osten ist fast vorüber: Bis 1298 dulden die Mameluken noch den Herrn von Giblet in seiner Burg an der Küste zwischen Tripolis und Beirut – aber auch nur, weil er ihnen Tribut bezahlt.

Fünf Jahre später verjagen sie die Ritter des Templerordens aus dem letzten christlichen Stützpunkt in der Levante, einer Bastion auf der winzigen Insel Ruad vor der syrischen Küste.

Muslimische Chronisten feiern Chalil später für die Vertreibung der Christen, preisen den Triumph der „Religion der auserwählten Araber“ über die „Nation des Kreuzes“.

Doch als eine Zäsur in der Geschichte des Islam nehmen die Muslime jener Zeit den Fall Akkons nicht wahr.

Denn im Vorderen Orient müssen sie sich längst eines neuen machtvollen Gegners erwehren: der Mongolen. Und in al-Andalus auf der Iberischen Halbinsel wird der Kampf gegen die Christen noch jahrhundertlang währen.

Erst mit dem aufkommenden arabischen Nationalismus im 19. Jahrhundert werden muslimische Politiker und Intellektuelle die Helden des Dschihad in der Kreuzfahrerzeit für ihre Propagandazwecke wiederentdecken.

Vor allem Sultan Saladin wird nun zum großen Vorbild. In Jerusalem und anderen Städten werden Straßen und Schulen nach ihm benannt, eine jordanische Stadt errichtet ihm ein Denkmal. Der Heerführer gilt als Einiger der islamischen Gemeinschaft, als Widerstandskämpfer.

Und so kraftvoll ist die Legende vom strahlenden Triumph der vereinten Muslime über die christlichen Ritterheere, dass sich selbst säkular ausgerichtete Herrscher ihrer bedienen: Noch zum Ende des zweiten Millenniums haben sich Potentaten wie Saddam Hussein in Bagdad und Hafiz al-Assad in Damaskus auf Saladin und seine Siege gegen die Kreuzritter des Mittelalters berufen – als selbst ernannte Führer der arabischen Welt. ●

Hauke Friederichs, Jg. 1980, ist Journalist in Hamburg. Weitaus ausführlicher als hier sind die Kreuzzüge in der GEOEPOCHÉ-Ausgabe über „Die Zeit der Kreuzritter“ vorgestellt worden.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Paul M. Cobb, „Der Kampf ums Paradies“, Philipp von Zabern: gut lesbare Studie über die muslimischen Reaktionen auf die Herausforderung durch die Ritterheere des Mittelalters. Nikolas Jaspert, „Die Kreuzzüge“, WBG: konzise Darstellung der Kreuzritterzeit.

DAS SULTANAT VON MALAKKA

Muslimische Kaufleute dominieren im 15. Jahrhundert den Seehandel zwischen China und Europa. Auch in der Hafenstadt Malakka wächst ihr Einfluss immer mehr – und so konvertiert der König des Kleinstaates aus Machtkalkül schließlich zum Islam — Von KRISTINA MAROLDT und LENKA BRANDT

Um das Jahr 1436 wird aus dem malaiischen König Seri Maharaja von Malakka der Muslim-Herrscher Muhammad Syah. Gut 30 Jahre ist es her, dass sein Großvater das Königreich gegründet hat. Seit her ist der Kleinstaat im Süden der Malaiischen Halbinsel prächtig gediehen. Denn Malakka liegt direkt an der Handelsroute zwischen Europa und China und bietet einen sicheren Ankerplatz.

In kurzer Zeit entwickelt sich aus dem kleinen, von Dschungel umlagerten Ort, bewohnt von Fischern und Piraten, ein florierender Hafen. Alle paar Tage landen Schiffe an, die Händler stapeln ihre Waren auf bewachten Lagerplätzen und treffen sich auf einer langen Brücke über den Malakka-Fluss, um Geschäfte abzuschließen.

Vor allem die Zahl der muslimischen Kaufleute in dem kleinen Reich nimmt rasant zu. Und mit ihr auch deren Einfluss auf das Herrscherhaus.

Der Glaubenswechsel des malaiischen Herrschers ist eine Reaktion auf diese Entwicklung. Und der König liegt richtig: Binnen weniger Jahrzehnte wird Malakka zum größten islamischen Fürstentum Südostasiens aufsteigen.

Begonnen hat die Verbreitung des Islam in Südostasien bereits mehr als ein halbes Jahrtausend früher, mit der Ankunft der ersten muslimischen Händler. Die reisen spätestens seit dem 9. Jahrhundert vom Persischen Golf aus an der Küste Indiens entlang bis nach China.

In der Fremde verkaufen sie Glas, Keramik, Teppiche aus ihren persischen und arabischen Herkunftsländern und verschiffen dafür Seide aus China, Baum-

wollstoffe aus Indien sowie Gewürze und Edelhölzer zurück nach Hause. Von dort gelangen die Güter über Bagdad und die Levante nach Europa.

Um den Umschlag der Waren zu erleichtern, errichten die Muslime in den Hafenstädten Indiens und Südostasiens erste Handelsstützpunkte, so an den Küsten Javas und Vietnams. In den Orten leben bereits Menschen aus unterschiedlichen Regionen zusammen – und auch die Händler aus dem Westen werden meist freundlich aufgenommen.

Einige persische und arabische Kaufleute werden sesshaft, gründen mit einheimischen Frauen Familien. Um ihren Glauben in der neuen Heimat praktizieren zu können, bauen die Händler Moscheen und legen Friedhöfe an. Sie erziehen ihre Kinder nach dem Koran; und die wiederum tragen später als Seeleute und Händler ihren Glauben an weitere Orte.

Zwischen Sumatra und der Malaiischen Halbinsel mit Malakka (roter Punkt) verläuft die zentrale Passage auf dem Seeweg nach China (italienische Karte, um 1567)



Große Bedeutung gewinnt der Islam in Südostasien aber erst, als im 13. Jahrhundert die Nachfrage der Europäer nach Gewürzen und anderen asiatischen Produkten massiv steigt. Als zu dem Ende des Jahrhunderts die Sultane von Delhi weite Teile der nordwestlichen Küste Indiens erobern und dort das eigenständige islamische Königreich von Gujarat entsteht, werden die muslimischen Händler zur unumstrittenen Vormacht am Indischen Ozean.

Bald ist der Gewürzhandel fast ganz in muslimischer Hand. Immer wohlhabender werden die Kaufleute, immer größer wird ihr Einfluss. Und immer verlockender erscheint ihre Religion nun auch den lokalen Fürsten Südostasiens.

Die meisten Herrscher folgen einer jahrhundertealten Mischform aus Hinduismus und Buddhismus. Jetzt aber fragen sie sich, ob der große Erfolg der Fremden vielleicht mit einer besonders guten Verbindung zu den göttlichen Mächten zu tun hat. Fest steht jedenfalls: Wer mit den einflussreichen Händlern Geschäfte machen will, ist im Vorteil, wenn er durch einen gemeinsamen Glauben ihr Vertrauen gewinnen kann.

Bald konvertieren die ersten Herrscher. Oft allerdings nur formell. Sie nehmen einen muslimischen Namen an und verzichten auf Schweinefleisch, verehren aber weiter ihre Götter.

So ähnlich ist es auch um 1436 in Malakka: Der König spricht wohl vor allem deshalb die *schahada*, das Glaubensbekenntnis, und heiratet eine Muslimin, um die Handelsbeziehungen mit den muslimischen Herrschern im Norden Sumatras und auf Java zu verbessern



Im 16. Jahrhundert machen europäische Kaufleute den Muslimen zunehmend Konkurrenz im Gewürzhandel. Doch der Islam verbreitet sich in Südostasien immer weiter

und die Anhänger des Islam im eigenen Reich an sich zu binden. Denn viele muslimische Händler haben sich inzwischen in Malakka niedergelassen.

Doch als immer mehr Einheimische den Islam annehmen, zerstreiten sich die malaiischen Adelsfamilien über die Frage, ob man den wachsenden Einfluss der muslimischen Kaufleute und ihrer Religion hinnehmen oder an den alten Traditionen festhalten soll.

Nach einem Königsmord löst um 1450 der zweite Herrscher nach Muhammad Syah das Dilemma und trifft eine Entscheidung: Der Islam wird Staatsreligion, Malakka ein Sultanat.

Der gemeinsame Glaube schafft Solidarität zwischen Einheimischen und ausländischen Kaufleuten. So wird Malakka zu einem immer bedeutenderen Knotenpunkt im Handelsnetz muslimischer Kaufleute im Indischen Ozean, doch auch viele nicht muslimische Händler nutzen den Hafen.

Die vielen Ausländer sind für Malakka überlebenswichtig, denn mit ihren Waren sichern sie die Versorgung des Reiches und sorgen für ein hohes Aufkommen an Zollgebühren. Toleranz ist daher oberstes Gebot.

Das prägt auch die Auffassung vom Islam. In Malakka dürfen Muslime Andersgläubige heiraten, Alkoholgenuss ist üblich. Spezielle Steuern für Nichtmuslime, wie sie in einigen islamisch kontrollierten Häfen in Indien gelten, erheben die Sultane nicht. Und der Abfall vom Glauben wird (wenn der Abtrünnige reuig zurückkehrt) nicht mit dem Tode bestraft, wie es strenge Auslegungen des islamischen Rechts verlangen.

Diese Großzügigkeit und Nachsicht garantiert den inneren Frieden.

Daher leben in Malakka einheimische und ausländische Muslime einträchtig neben hinduistischen Malaien und Tamilen sowie christlichen und jüdischen Kaufleuten, die über die West-Ost-Route hierhergekommen sind.

Durch den Handel sowie mehrere Feldzüge, mit denen das Sultanat sein Territorium geschickt erweitert, wächst Malakka nach und nach zur Regionalmacht heran. Das Reich erstreckt sich um 1500 über den gesamten südlichen Teil der Malaiischen Halbinsel und reicht westlich der Meerenge tief ins Innere Sumatras hinein, kontrolliert also von beiden Ufern aus den Seeweg durch die Straße von Malakka.

Doch dann tritt ein Rivale auf: Im Jahr 1509 erreicht eine portugiesische Delegation Malakka und fordert einen Handelsvertrag, der Lissabon Privilegien einbringen soll. Mit Zustimmung des Sultans greifen Bewohner der Stadt die christlichen Händler an und schlagen sie in die Flucht. Doch schon zwei Jahre später kehren die Portugiesen zurück, diesmal mit Soldaten. Binnen weniger Wochen erobern sie Malakka.

Der Fürst verliert sein Reich und flieht mit seinen Anhängern zunächst ins Innere der Malaiischen Halbinsel und stirbt wenige Jahre später auf Sumatra.

So endet das erste große muslimische Fürstentum Südasiens.

Der Islam hingegen erlebt in der Region von nun an seinen stärksten Zulauf. Denn die Muslime Indiens und Südasiens sind nicht bereit, den feindlich gesinnten Portugiesen den Gewürzhandel zu überlassen. Die Angriffe der Christen führen zu einer neuen Welle

der Solidarität und des Zusammenhalts unter den Gläubigen, deren Religion zu dieser Zeit immer mehr Malaien und Javaner annehmen.

Die Muslime sammeln sich nun unter der Führung anderer, aufstrebender islamischer Fürstentümer und greifen die Europäer wieder und wieder an. Zwischenzeitlich schickt selbst das viele Tausend Kilometer entfernte Osmanische Reich Waffenschmiede und Krieger zur Unterstützung.

Viele muslimische Kaufleute aus Malakka flüchten sich nach der Eroberung ihrer Handelsstadt durch die Portugiesen in das an der Nordspitze Sumatras gelegene Sultanat Aceh, das nun rasch zum wichtigsten regionalen Handelszentrum aufsteigt – auch weil es seinen Herrschern zeitweise gelingt, den Seehandel durch die südlich gelegene Sundastraße an dem portugiesischen Malakka vorbeizuleiten.

Im 17. Jahrhundert tritt eine weitere europäische Großmacht in Südostasien auf: die Niederlande. Kaufleute aus Städten wie Amsterdam entscheiden das Ringen um die Gewürzroute endgültig für Europa. Durch kompromisslose Gewalt und geschickte Allianzen mit regionalen Fürsten werden sie zur vorherrschenden Handelsmacht der Region.

Doch der Glaube an Allah überdauert die Wechselfälle der Zeit: Auch heute noch gehört der Islam zu den wichtigsten Religionen in Südostasien. Und Indonesien ist das Land mit den meisten muslimischen Bewohnern weltweit. ●

Kristina Maroldt, Jg. 1976, ist Autorin in Hamburg. Lenka Brandt, Jg. 1974, gehört zum Verifikations-team von GEOEPOCHE.

Aus der Geschichte lernen.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt 6x im Jahr GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

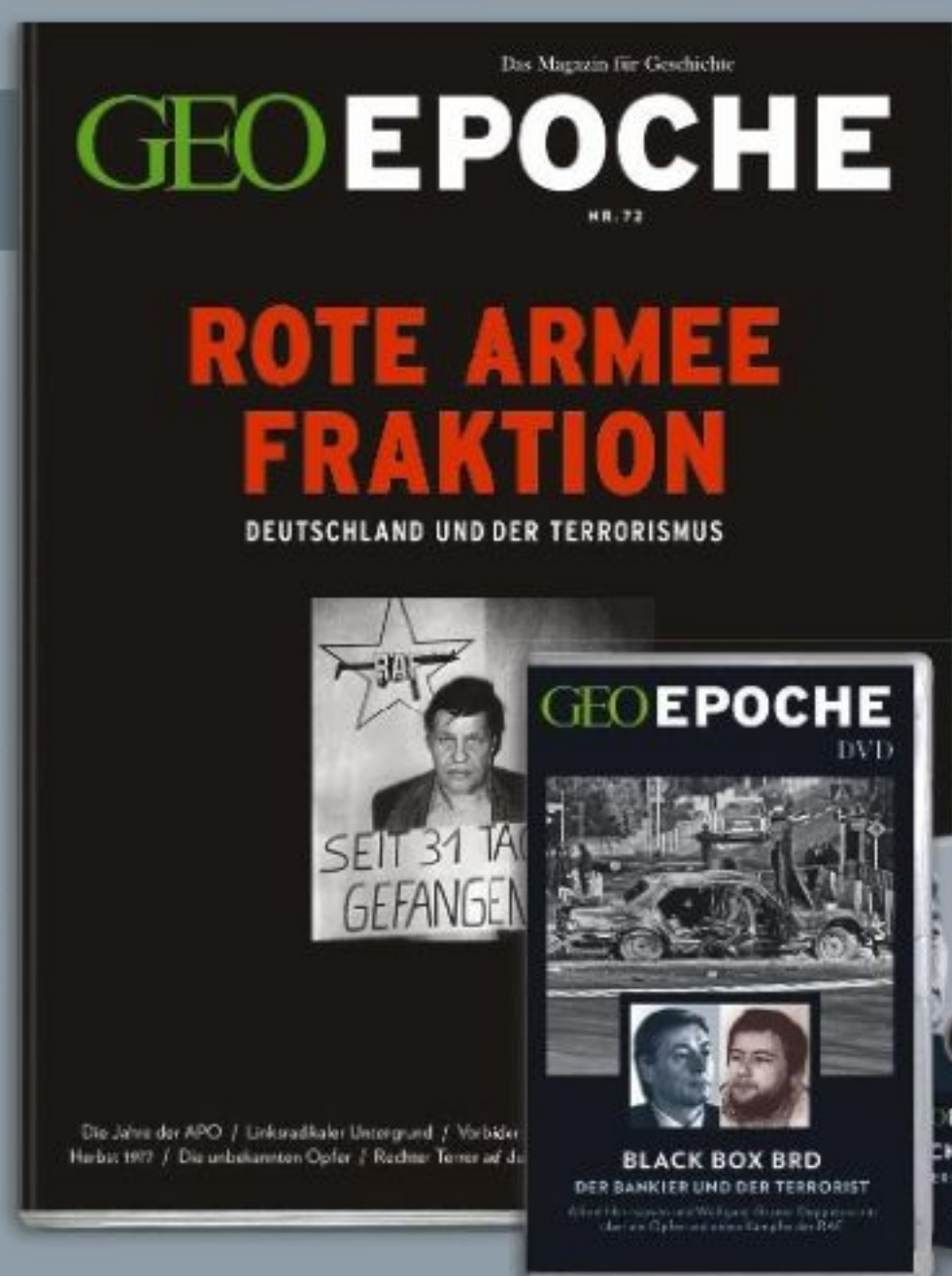
“

Herzlichst Ihr



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

GEO EPOCHE
Magazin



IHRE Abovorteile

- 1. Dauerhafte Ersparnis**
6x im Jahr 5 % sparen und portofreie Lieferung. Studenten sparen 40 %.
- 2. Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- 3. Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- 4. Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

GEO EPOCHE
eUpgrade



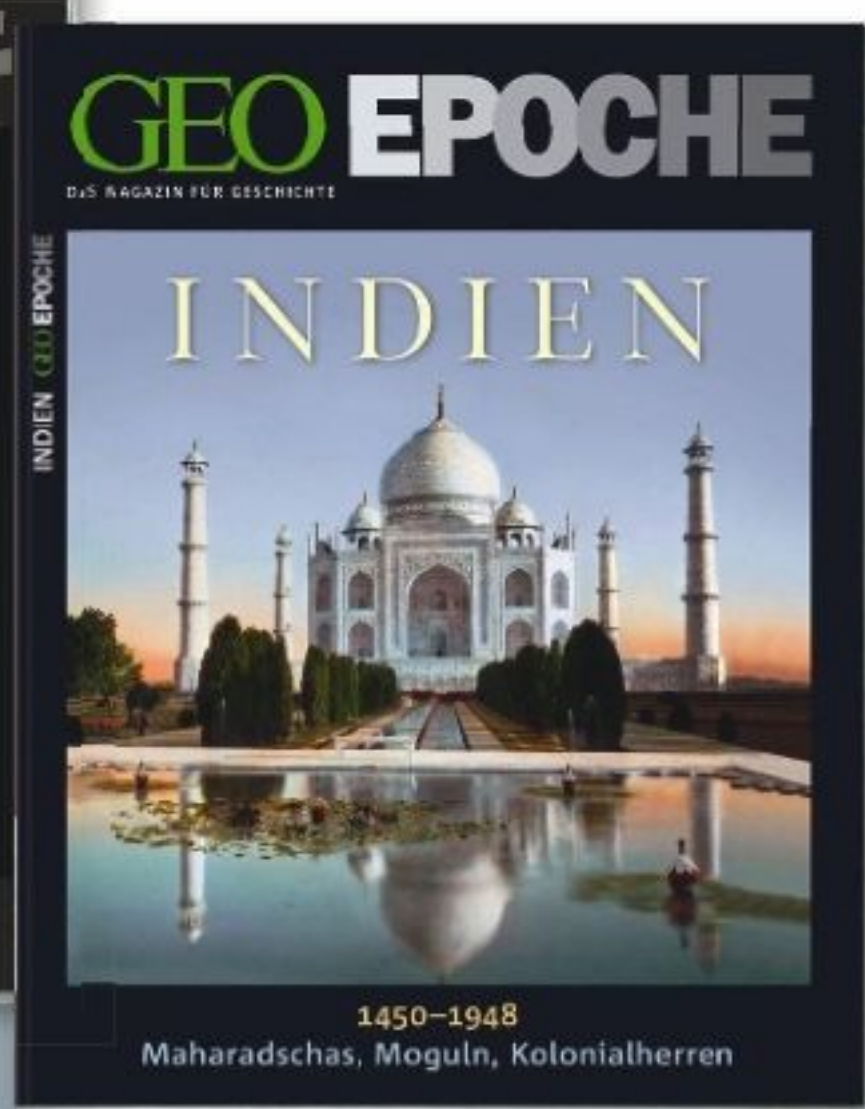
Für Abonnenten:

Das eMagazine von GEO EPOCHE grafisch völlig neu aufbereitet für Tablets.

Sie sind bereits Abonnent des GEO EPOCHE Magazins?

Dann buchen Sie jetzt Ihr GEO EPOCHE eUpgrade für nur 2 € mehr je Ausgabe.

Weitere Infos und Buchung unter +49 (0)40/5555 89 90 oder www.geo-epoche.de/digital



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Geschichtsträchtiges Wissen erleben.

- „Indien“ – vom Fabelland im Osten zur Weltmacht des 21. Jahrhunderts
- „Der Sonnenkönig“ – Ludwig der XIV



GRATIS
zur Wahl



2. GEO EPOCHE-Sammelschuber

Perfekt für Ihr Archiv zu Hause: Schützt und bringt Ordnung in die Sammlung.

- Schuber aus robustem Hartkarton
- Fasst bis zu 8 Ausgaben

3. Asia-Messerset „Taki“

Fernöstliches für jede Küche.

- Set aus einem Koch-, Gemüse- und Sushimesser im japanischen Stil
- Klingen aus Edelstahl, Griffe aus Holz

1 Jahr GEO EPOCHE bestellen – Karte abschicken oder

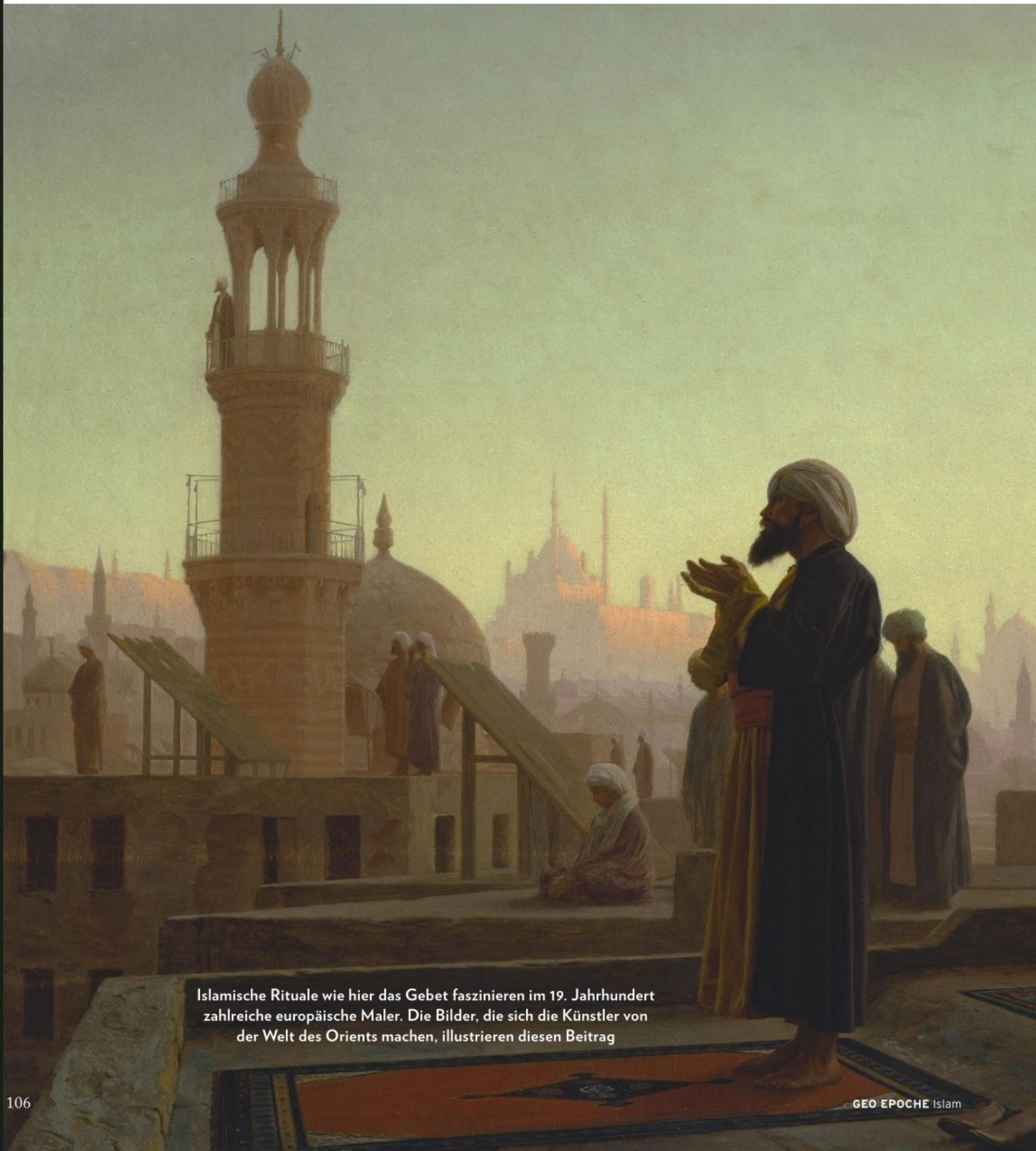
per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0)40/5555 89 90

online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

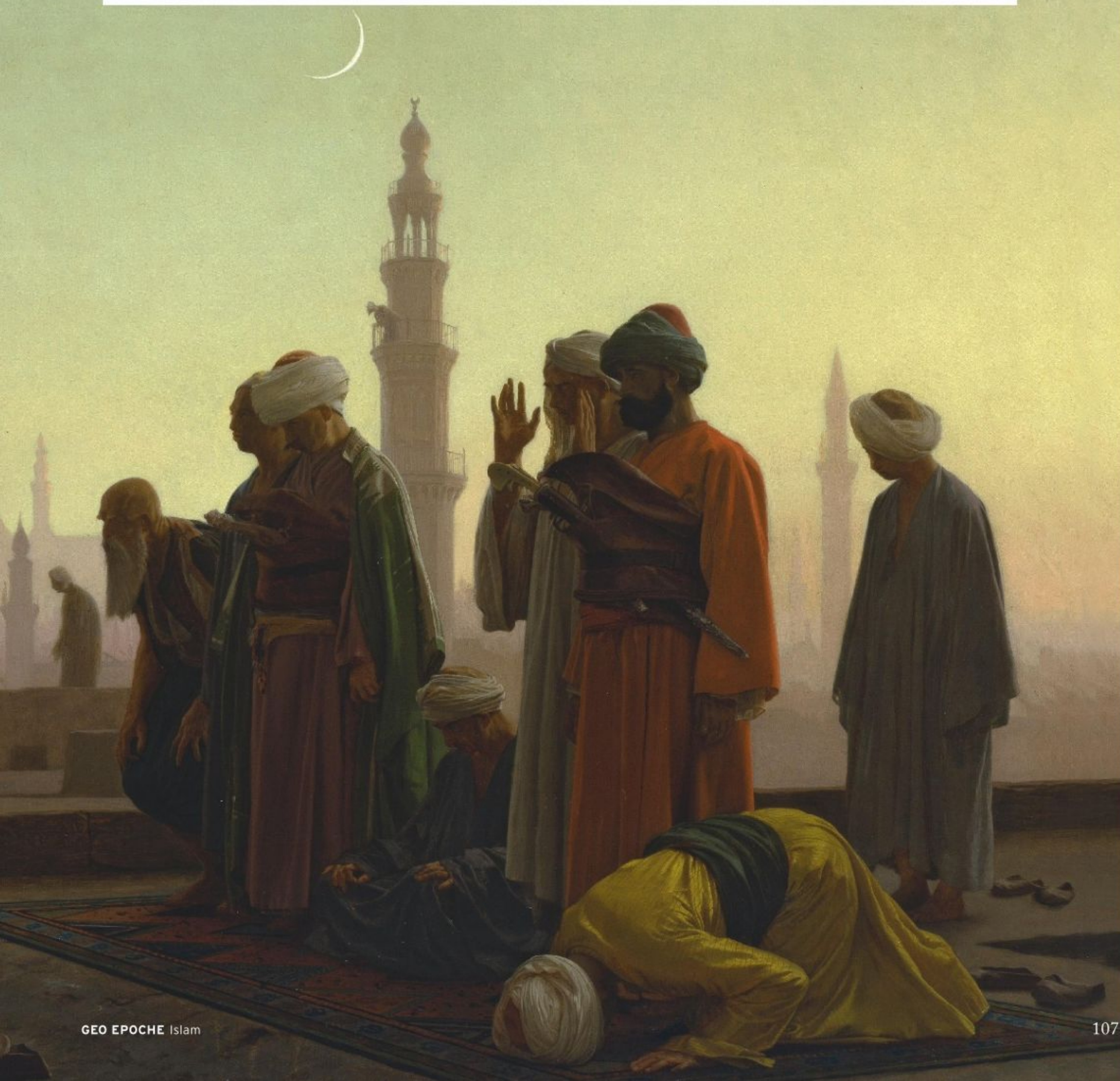
AUF DEN SPUREN



Islamische Rituale wie hier das Gebet faszinieren im 19. Jahrhundert zahlreiche europäische Maler. Die Bilder, die sich die Künstler von der Welt des Orients machen, illustrieren diesen Beitrag

MOHAMMEDS

Er ist eine Glaubenssäule des Islam: der Hadsch, die Pilgerfahrt nach Mekka. Jeder fromme Muslim, der wirtschaftlich und physisch dazu in der Lage ist, muss ihn einmal im Leben unternehmen. Im 17. Jahrhundert gehört die heilige Stadt zum Territorium des osmanischen Sultans. Doch trotz der Protektion durch den mächtigen muslimischen Herrscher ist der Zug durch die Wüste hochgefährlich — Von JÖRG-UWE ALBIG



E

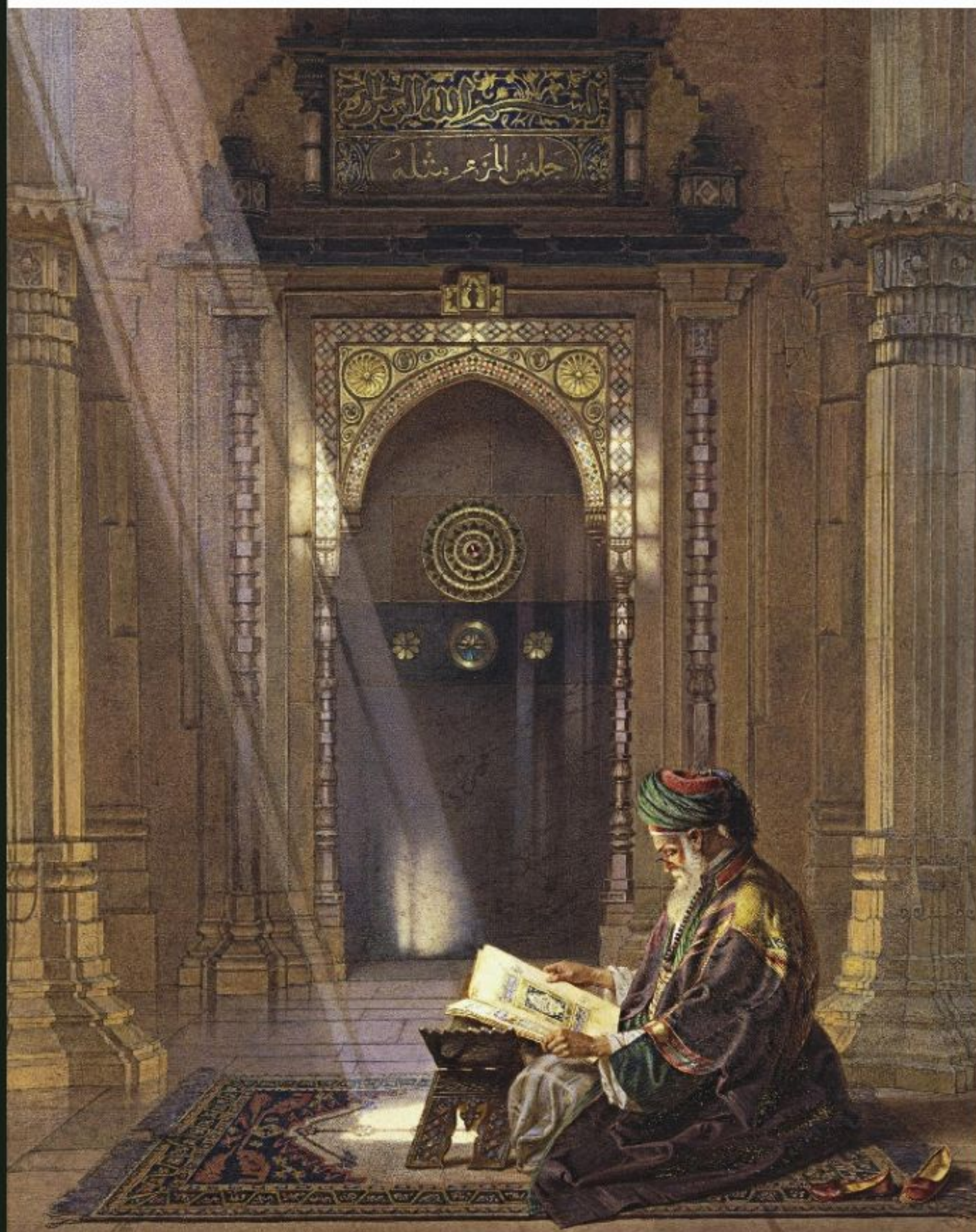
Es ist ein Überfall, ein Feldzug, der Einmarsch einer Armee. Ein Strom aus Zehntausenden wälzt sich in die Stadt, eskortiert von Soldaten in goldenen Uni-

formen und mit Kettenhemden aus blau schimmerndem Eisen.

Eine dreißigköpfige Militärkapelle schmettert Fanfaren in die Wüstenluft. Boten in Goldbrokat, federbesetzten Helmen und Westen mit Perlknöpfen schreiten einher, Infanteristen mit Kniehosen und seidenen Köchern. Musketiere in rotem Tuch und goldbestickten Filzhängen präsentieren Schwerter mit Intarsien aus Edelstein und juwelenbesetzte Gewehre, die in der Sonne blinken.

Das militärische Aufgebot, das den Zug begleitet, ist mehrere Tausend Mann stark. Allein Husain Pascha, der Gouverneur von Damaskus und Anführer des Trecks, führt 5120 Soldaten mit sich.

Mekka, die Geburtsstadt Mohammeds, steht im Mittelpunkt der islamischen Glaubenswelt. Sie ist das wichtigste Wallfahrtsziel, und die Muslime richten sich bei jedem Gebet nach der dort stehenden Kaaba aus



Zudem begleitet ihn auch noch seine hundertköpfige, himmelblau gerüstete Entourage, die auf vollblütigen Araberpferden mit Kopfschmuck und vergoldeten Satteltaschen reitet.

Natürlich wissen die Einwohner von Medina, dass von diesen Heerscharen keine Gefahr droht. Es ist nur der Hadsch, der Pilgerzug der Muslime, der sich jedes Jahr auf seinem Weg in die allerheiligste Stadt Mekka durch ihre Straßen wälzt.

Doch was hier mit Pauken und Flöten und unter Flagge und Banner des Reichs einzieht, sieht kaum aus wie eine unterwürfige Schar von Gottsuchern: Hier marschiert gleichsam ein Staat.

Zwar ist die Wallfahrt nach Mekka, so will es der Islam, eine Absage an die Welt. Wer die Kaaba umrundet, den schwarzen Stein küsst und stundenlang auf der Hochebene Arafat im Gebet verharret, betreibt nicht Reliquienkult, sondern geistliche Übung. Die Wandernden suchen nicht Hilfe in persönlicher Not, wie es christliche Wallfahrer beispielsweise tun, sondern die Ergebung in die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes.

Nicht etwa Hoffnung auf Heilung treibt sie, sondern Demut.

Doch dies ist das Jahr 1082 nach islamischer Zeitrechnung, nach christlichem Kalender 1672. Dies ist das Osmanische Reich – ein Imperium, das sich Demut nicht leisten will.

Natürlich ist dieser marschierende Staat kein Territorium, das sich hier auf den Weg macht. Er ist kein mobiler Sultanspalast, auch nicht der berittene Hof eines Herrschers. Er ist ein Symbol, das sich in diesem Zug verkörpert: Diese Pilgerkarawane ist ein Medium – der Selbstdarstellung, der Propaganda, Ausweis der Frömmigkeit einer Dynastie.

Und so sind die Gläubigen, die hier mitmarschieren, nicht nur Menschen auf der Suche nach Seelenheil. Sie sind auch Statisten in einer Inszenierung – finanziert, organisiert, ausgestattet und kommandiert vom osmanischen Sultan und seinen Beamten.

Die Osmanen stammen von türkischen Nomadenstämmen ab, die im 13. Jahrhundert mit den Mongolen aus den Steppen Zentralasiens nach Anatolien gezogen sind. Schon lange sind



Vorhof der großen Moschee von Damaskus, um das Jahr 715 vom damals herrschenden Kalifen errichtet. Die syrische Metropole ist traditionell einer der Sammelpunkte der Pilgerzüge, die sich einmal im Jahr nach Mekka aufmachen. Die Reise durch die Wüste dauert bis zu 50 Tage

sie islamischen Glaubens. Doch vom 14. Jahrhundert an wächst ihr entstehen-des Imperium um immer mehr christliche Gebiete. Erst mit der Eroberung der muslimischen Kernlande in den Jahren 1516 und 1517, die ihnen die Städte Kairo, Aleppo und Damaskus beschert, wird das osmanische Reich wieder zu einem mehrheitlich muslimischen Staat.

Doch was noch schwerer wiegt: Anders als frühere muslimische Dynastien wie die Umayyaden und Abbasiden, die ihre Herkunft direkt auf den Stamm des Propheten Mohammed zurückführen konnten, hat das Turkvolk keinen Anteil an dieser noblen Provenienz. Und so sind die von Istanbul aus herrschenden Osmanen Parvenüs geblieben, die unter dem Makel der Illegitimität leiden.

Der Hadsch aber ist ihre Chance, sich als die wahren Beschützer des Glaubens zu feiern.

Denn mit seinem Sieg über das Mamelukenreich im Jahr 1517 hat der Osmanensultan Selim I. auch jene Region am Westrand der Arabischen Halbinsel erobert, in der die heiligen Städte Mekka und Medina liegen – und so zugleich die Schlüssel zur Kaaba und die Reliquien Mohammeds erworben.

Wirtschaftlich ist dieses Gebiet kaum von Nutzen, für die Legitimität der Dynastie aber von großem Wert: Denn nun nehmen die Sultane den Titel „Kalif“ an, lassen sich mithin als Nachfolger Mohammeds verehren. Und haben die Schirmherrschaft über die Wallfahrt nach Mekka: als Bühne der Selbsterhöhung, aber auch als Werkzeug ihres Imperiums.

Die heilige Wanderung dient den Osmanen nicht nur als Ausweis der Frömmigkeit. Sie ist auch ein Integrationsfaktor, ein Herrschaftsinstrument, das sie in die Lage versetzt, ihr Imperium zusammenzuhalten – jenes Reich, das inzwischen von Algier bis zum Persischen Golf reicht, von der Krim bis zum Sudan.

In einer Welt und einer Zeit, in der Informationen und Befehle nur mühsam und stockend durch die Lande reisen, ist eine Versammlung, die Gleichgesinnte aus Westafrika wie aus Zentralasien zusammenführt, ein wichtiges Medium der Kommunikation.

Mekka ist ein Zentrum der Lehre, der bindenden Auslegung der Gesetze: Scharen von Pilgern hören hier religiöse Vorträge, kaufen Bücher, debattieren mit Glaubensbrüdern über den rechten Weg. Sie hören Neuigkeiten aus entfernten

Gläubige sammeln sich im Innenhof der al-Azhar-Moschee von Kairo, in der osmanischen Zeit ebenfalls ein Startpunkt für die Reise nach Mekka. Manche der Pilger, die aus weit entfernten Gebieten der islamischen Welt kommen, etwa aus Westafrika, sind oft mehrere Jahre unterwegs





Koranschule in Kairo. Ein Pilger, der die zahlreichen Vorschriften für die Wallfahrt nach Mekka gewissenhaft befolgt, entledigt sich durch seine Reise all seiner Sünden

Gegenden des Reichs, bestärken einander in dem Gefühl, zu einem großen Ganzen zu gehören, vereinen sich in einem multikulturellen Miteinander – und tragen, was sie erlebt haben, wieder in die Heimat zurück.

Und zugleich ruft diese kollektive Reise die nomadischen Wurzeln der Osmanen in Erinnerung: Auf dem Hadsch wird das Reich der Sultane, die längst in den festen Mauern Istanbuls residieren, zumindest sinnbildlich noch einmal zum wandernden Staat.

Dabei ist dieses multikulturelle Imperium, bewohnt von Türken, Arabern und Kurden, von Ungarn, Serben, Griechen und Armeniern, nicht nur das mächtigste der islamischen Welt, sondern wohl das modernste seiner Zeit.

Es hat die erste Berufsarmee seit den römischen Legionen ins Leben gerufen: die weiß bemützen Janitscharen. Es hat das Steuerwesen effizient organisiert, die Verwaltung perfektioniert und die Rechtsprechung schneller und unbestechlicher gemacht als irgendwo in Europa.

Und es hat seine mehr als 25 Millionen Untertanen mit einem flächendeckenden Regelwerk diszipliniert. Viele Hunderte von Gesetzen und Vorschriften regeln etwa die Menge der Butter im Kuchen, die Dicke des Zinnbelags auf Küchengeräten in öffentlichen Restaurants oder die Buße für einen Mann,

der einem anderen den Turban vom Kopf stößt. Alles nur mit einem Ziel: *zabt u rabt* – Recht und Ordnung.

So sehr liegt den Osmanen der Hadsch, dieses bewegliche Schauspiel der Macht, am Herzen, dass sie es mit enormem Aufwand in Szene setzen und das gottgefällige Werk jährlich mit einer Summe subventionieren, die ausreichen würde, einen größeren Krieg zu finanzieren.

Angesichts des pompösen Einmarschs der Pilger in Medina reibt sich selbst der berühmte Reisende Evliya Çelebi, dem doch kein Wunder der Erde fremd ist, staunend die Augen: Solch einen „wohlgeordneten, geschmückten und gut bewaffneten Trupp“ habe diese Stadt lange nicht gesehen.

Evliya, der Çelebi (was „Edelmann“ bedeutet), ist ein frommer Mensch. Seine Heimatstadt Istanbul nennt er stolz Islam-

bol, „angefüllt mit dem Islam“. Den Koran kennt er auswendig, sagt ihn komplett und fehlerfrei in acht Stunden auf – und wenn es sein muss, auch in sieben.

Bei einer dieser Rezitationen in Istanbuls Hagia Sophia hat sein Talent das Wohlwollen des Sultans Murad IV. gefunden, der ihn zum offiziellen Unterhalter und Trinkgefährten ernannt hat.

Evliya ist ein überzeugter Osmane. Er ist stolz auf die Istanbuler Münze, die Geschützgießerei und die unvergleichliche Küche. Vor allem aber schätzt er *zabt u rabt* – und zitiert oft den alten Spruch: „Ohne einen Sultan würden die Menschen einander verschlingen.“

Doch auch das Nomadentum, der Motor der osmanischen Expansion, steckt ihm im Leib.

Evliya Çelebi verbringt sein Leben auf Reisen, an alle Grenzen des Reichs und darüber hinaus. Streift voller Neugier durch Ungarn, die Krim und den Sudan. Um reisen zu können, verzichtet er auf Amt und Ehe, lebt vom Erbe des Vaters, seinem Charme und seinen Verbindungen zum Hof – die ihm immer wieder kleinere Aufträge bescheren: Seinen Gönnern dient er etwa als Sekretär und Kurier, Vorbeter und Gebetsrufer, Unterhalter und Zechkumpan.

Und am Ende seines Lebens wird er das zehnbändige „Seyahatname“ hinterlassen, das „Buch der Reisen“: das wohl umfangreichste Protokoll einer Wanderschaft, das je ein Sterblicher verfasst hat.

Mohammed persönlich, beteuert Evliya, habe ihn in die weite Welt gesandt. Eines Tages sei der Prophet ihm in einem Traum erschienen, gehüllt in den aromatischen Duft kostbaren Safrans. Einen Mantel aus Kamelhaar habe er getragen, einen Zahnstocher im weißen Turban und einen purpurnen Kasch-

DIE PILGERZÜGE SIND AUCH SCHAUSPIELE DER MACHT

mirschleier vor dem Gesicht. Dann habe er ihm die Lizenz zum Reisen erteilt.

Seither tut Evliya Çelebi, wie ihm von seinem Propheten geheißen.

Nur nach Mekka ist er bisher nicht gelangt. Doch ein weiterer Traum, der ihm in Erinnerung geblieben ist und der ihm noch einmal dringlich den Koran-Vers 6:11 („Durchstreife die Erde“) ans Herz legte, hat ihn nun bewogen, sich mit drei Gefährten, acht Sklavenjungen und 15 Araberpferden auf die Wallfahrt nach Mekka zu machen. Und so bricht der 60-Jährige am 19. Februar 1672 zur langen Reise an die heiligen Stätten auf – von Damaskus aus.

Denn obwohl der Kalif in Istanbul inzwischen den Hadsch organisiert, für sein Gelingen verantwortlich ist, ihn sogar absagen kann, wenn Epidemien oder Hungersnöte die Sicherheit gefährden – und obwohl sich abenteuerlustige Pilger auch auf eigene Faust, in kleineren Gruppen, auf den Weg nach Mekka machen können –, liegen die Startpunkte der beiden offiziellen Karawanen, die einmal im Jahr zu den heiligen Stätten aufbrechen, wie schon seit Generationen in Kairo und Damaskus.

Von beiden Städten aus sind es knapp 50 Tagesreisen nach Mekka.

Neben dem Glaubensbekenntnis, den fünf täglichen Ritualgebeten, dem Entrichten einer bestimmten Form von Almosen sowie der Fastenzeit des Ramadan ist der Hadsch eine der „fünf Säulen“ des Islam. Anders als die *umra*, die kleine, ganzjährig mögliche Wallfahrt mit eingeschränktem Programm, findet der Hadsch ausschließlich in den Tagen um den neunten Tag des zwölften Mondmonats statt – der sich freilich, anders als die Monate des Sonnenkalenders, durch die Jahreszeiten verschiebt und ebenso in die Winterkälte wie in die Sommerhitze fallen kann.

Dieser Termin ist verbindlich – auch wenn manche Pilger schon im zehnten Monat anreisen oder die Stadt

erst zu Anfang des folgenden Mondjahrs wieder verlassen. Und wer alle Vorschriften gewissenhaft befolgt, dem sind sämtliche Sünden vergeben.

Dabei ist der Hadsch offenbar weit älter als der Islam. Auch die etymologische Herkunft des Wortes ist nicht mehr mit Sicherheit zu rekonstruieren.

Der Koran führt das heilige Tun bis auf den Stammvater Abraham zurück: Der habe mit seiner Familie jene Handlungen vollzogen, die noch heute den meisten Ritualen als Vorbild dienten, wie sie in der *sunna* Mohammeds, seinen vorbildlichen Worten und Handlungsweisen, überliefert sind. Tatsächlich befolgten die polytheistischen arabischen

Stämme, die später die Region bevölkerten, die Tradition des Hadsch, stellten die Bilder ihrer Götter um die Kaaba auf, pilgerten zu verehrungswürdigen Orten in deren Umgebung – und nutzten dabei auch die Gelegenheit, um miteinander Handel zu treiben.

Nach seiner Eroberung Mekkas im Jahr 630 aber ließ der Prophet Mohammed die 360 Götzen an der Kaaba zerstören, weihte das Heiligtum dem einen und einzigen Gott und reinigte das Ritual von vermeintlich heidnischen Resten – vom Sonnenkult, dem Regenzauber, der Verehrung des Donnergottes, den die Wallfahrer mit Lärm und Schüssen anriefen. 632, im Jahr seines Todes,



führte Mohammed persönlich die Pilgerfahrt an – und legte dabei endgültig jene Stationen und Riten fest, denen bis heute die Gläubigen folgen.

Eigentlich soll jeder erwachsene und schuldenfreie Muslim, der die Mittel und die geistige und körperliche Gesundheit dazu besitzt, einmal im Leben die heilige Reise wagen. Doch der Entschluss zur Pilgerfahrt ist keine leichte Entscheidung. Aus Marokko etwa ist ein Frommer zu Evliya Çelebis Zeiten in der Regel mehr als 15 Monate unterwegs.

Wallfahrer aus Westafrika brauchen sogar mindestens zwei Jahre, manchmal auch bis zu acht. Kaum einer, der sich von dort aufmacht, glaubt an seine Rückkehr. Manche verkaufen zuvor alles Eigentum und lassen sich scheiden. Und die Breiten, in denen die heiligen Städte liegen, machen vielen das Reisen zur Qual.

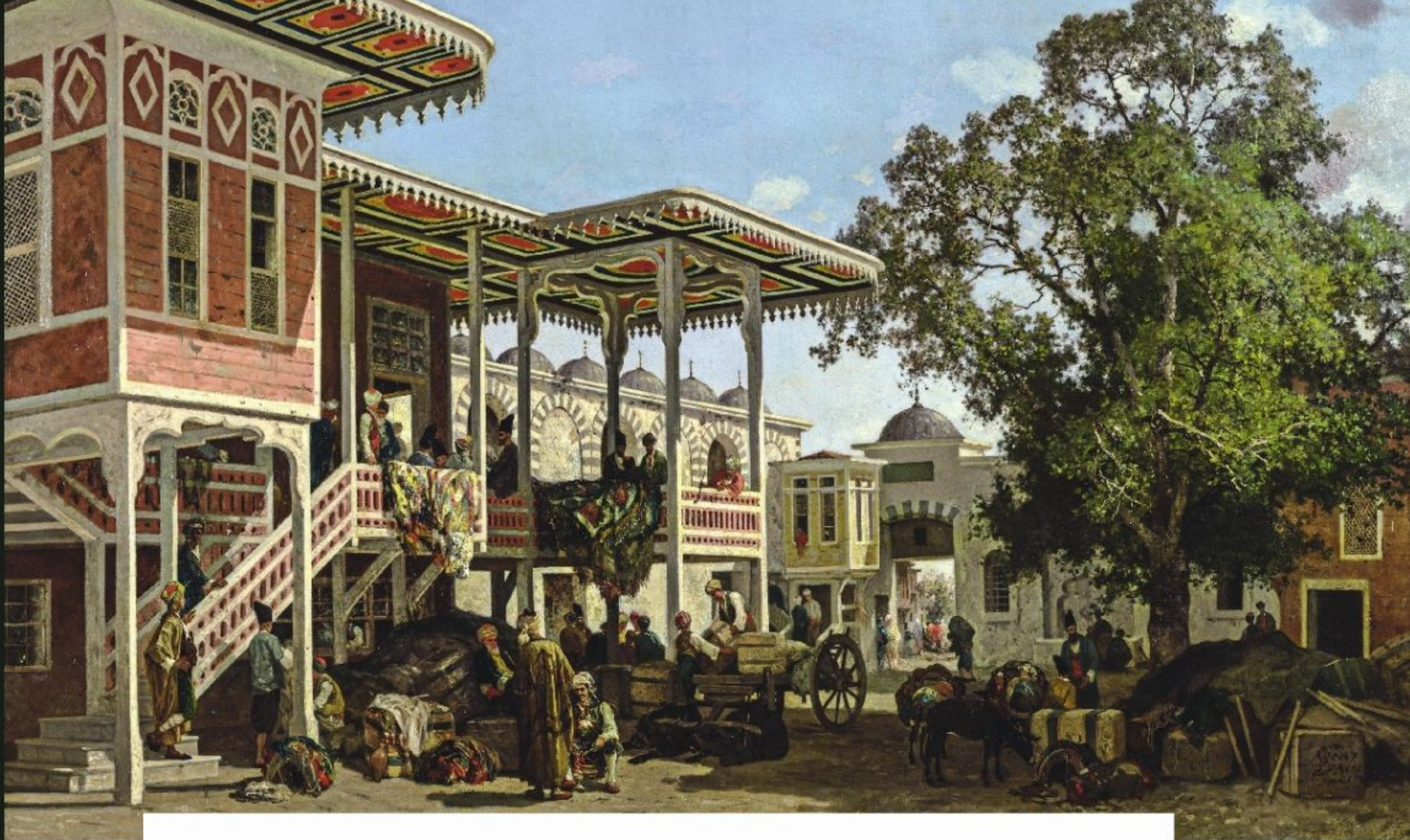
Sommerhitze oder Winterkälte zehren die Körper aus. Pest, Durst und Hungersnöte drohen. Plötzliche Sturzfluten machen ausgetrocknete Flussbetten zur Falle, und die Glut der Sandstürme kann

tödlich sein. Räuber lauern am Wegesrand, die nach Gut und Leben der Gottesfreunde trachten. Und so machen sich oftmals Alte und Kranke auf den Hadsch, die nicht mehr viel zu verlieren haben – und sichern sich zugleich den besonderen Segen, den der Märtyrertod auf dem Weg nach Mekka verheißt.

Wie viele es sind, die um 1670 jedes Jahr nach Mekka aufbrechen, ist selbst in dem bürokratisch durchorganisierten Reich

Kundschafter reiten dem Zug voran, dann kommen die Kamele der Wasserträger. Ihnen folgen das Begleitpersonal und die Pilger – in einer streng hierarchischen Ordnung. Die Militäreskorte der Prozession ist in der osmanischen Zeit mitunter mehrere Tausend Mann stark





Rastplätze entlang der Wallfahrtsroute werden zu belebten Markttorten, sobald der Pilgerzug sie erreicht. Die Reisenden kaufen unter anderem Lebensmittel und veräußern umgekehrt an die Einheimischen mitgebrachte Güter: Seidentuche, Küchengerät – und Sklaven

der Osmanen, das seine Untertanen regelmäßig mit peniblen Volkszählungen inventarisiert, nicht leicht zu ermitteln.

Augenzeugen nennen zwischen 17 000 und 50 000 Menschen pro große Karawane – die Zahl der Gläubigen, die sich dann zum Höhepunkt des Hadsch auf dem Berg Arafat versammeln, schätzt ein Beobachter auf 200 000. Jedenfalls sind es derart viele, dass nur eine rigorose Ordnung den Erfolg des Unternehmens garantieren kann.

An der Spitze der Karawane reiten ortskundige Kundschafter. Ihnen folgen die Kamele der Wasserträger, die ihre kostbare Fracht in Ziegenhäuten transportieren.

Fackelträger, Bogenschützen und Artillerie eskortieren die wertvollsten Güter: die grüne Fahne Mohammeds, das Herrschaftszeichen des Sultans sowie die Gastgeschenke an die heiligen Städte – handgeschriebene Exemplare des Koran, Seidenteppiche, Pelze und Samt, Kandelaber und Silbergeschirr, Kleider, mit Perlen und Edelsteinen bestickt.

Und sie beschützen einen imposanten Lederbeutel namens *sürre*, der mit Gold in Barren und Münzen angefüllt ist. Aus dieser Kasse, für die der osmanische Staat eine eigene Behörde eingerichtet hat, fließen die Geschenke für die Würdenträger Mekkas, die Almosen für die Armen – und nicht zuletzt auch die Schutzgelder für feindselige Beduinen.

Denn jede Karawane, die ihr Ziel *nicht* erreicht, ist eine Niederlage für den Sultan. Daher gilt: Sicherheit zuerst. Die ist militärisch aber kaum zu garantieren.

Zwar begleiten Soldaten den Zug, deren Kanonen den Musketen der Beduinen überlegen sind, säumen gut ausgebauten Festungen die Karawanenstraßen. Doch nur bei akuter Unruhegefahr werden die Begleitmannschaften zur schlagkräftigen Armee verstärkt. Und die Forts dauerhaft mit Militär zu besetzen würde nicht nur enorme Staatsgelder aufzehren, sondern auch die knappen Wasservorräte für die Pilger.

Wirksamer ist es, das Gold direkt an die potenziellen Angreifer auszusahlen: als Schutzgeld, das sich der osmanische Staat jedes Jahr zwischen 15 000 und 17 000 Goldstücke kosten lässt.

Hinter den Kamelen mit den Staatsschätzen reiten die reichen Kaufleute. Denn viele Händler nutzen die Sicherheit der Karawanen, um im Windschatten des Glaubens ihre Waren nach Mekka und Medina zu transportieren.

Auch der Zug der Kaufleute ist ein gottgefälliges Werk, das der Koran ausdrücklich gutheißt. Auf diese Weise hilft der Hadsch, die Wirtschaft in den durchpilgerten Gegenden zu beleben.

Er streut nicht nur fromme Gedanken über die islamische Welt, sondern auch begehrte Konsumgüter sowie neue Methoden in Handwerk und Design.

Und trägt so dazu bei, dass sich Zivilisation, Werte und Waren an allen Enden des Reichs einander angleichen: eine frühe kulturelle Globalisierung.

Sobald sich die Karawane nähert, werden einsame Rastplätze zu Markt-

orten; Wälder aus Zelten wachsen aus der Wüste; Kaufleute zaubern Tuch und Seide herbei, auch Küchengerät aus Messing und Kupfer zum Weiterverkauf an die Beduinen. Und nicht zuletzt Lebensmittel, um die karge Reisediät aufzubessern – auch wenn mancher Anbieter die gespannte Marktlage im Nirgendwo ausnutzt und Wucherpreise verlangt.

Doch die Pilger sind nicht nur Kunden, sondern auch Verkäufer. Die reicherer unter ihnen führen, quasi als bewegliche Reiseschecks, Sklaven mit sich, die sich unterwegs für Geld abstoßen lassen. Andere transportieren, um ihre Pilgerfahrt zu finanzieren, Waren aus der Heimat nach Mekka. Oder sie kaufen dort Güter, um sie daheim gewinnbringend losschlagen zu können.

Wie der gesamte osmanische Staat so ist auch dieser Pilgerzug, der sich durch die Einöde der arabischen Wüste quält, eine streng geordnete Hierarchie aus oben und unten, aus Behörden und Amtsträgern, aus Zuständigkeiten und Privilegien.

Ganz oben rangiert der *amir al-hadsch*, der Kommandant der Karawane. Sein Rang drückt sich darin aus, dass ihm acht Kamele zustehen. Und sein Posten ist begehrt – nicht zuletzt, weil er dem Inhaber die lukrative Oberaufsicht über den Handel der Karawane beschert: Viele Kommandanten steigen selbst ins Geschäft ein und häufen dabei große Reichtümer an.

Das Amt ist auch ein sicherer Schritt auf der politischen Karriereleiter: Der erfolgreiche Anführer eines Pilgerzugs kann darauf hoffen, eines Tages zum Gouverneur ernannt zu werden.

Daher scheuen manche Kandidaten auch nicht vor Geldspenden an die stets klamme Zentralregierung zurück, um sich für den Posten zu empfehlen. Und umgekehrt kommt es vor, dass ein verschmähter Anwärter aus Rache einen Überfall auf die Pilger inszeniert.

FÜR JEDE AUFGABE IM ZUG IST EIN FUNKTIONÄR ABGESTELLT

Dem Stellvertreter des Kommandanten, der zwei Kamele mit sich führt, obliegt es, die Reisenden in Unterabteilungen zu ordnen.

Der „Emir der Halteplätze“ wiederum sorgt für gesitteten Andrang an den Wasserstellen, und ein Kadi schlichtet Streitigkeiten unter den Wanderern; beiden stehen ebenfalls je zwei Kamele zu.

Ein weiterer Funktionär verwaltet die Angelegenheiten der Armen, verteilt wohl Almosen an bedürftige Pilger: vor allem einfache Lebensmittel wie Zwieback, aber auch Geld-, Hemden- oder Schuhspenden. Doch ebenso wie der

Vorbeter, der Gebetsrufer und der Nachlassverwalter für verstorbene Pilger muss er sich mit einem Kamel begnügen – und steht so nicht höher als ein Musikant oder anderes Dienstpersonal.

Für jede Aufgabe während des Pilgerzugs ist ein eigener Funktionär zuständig, so für die Wasserversorgung, das Holzsammeln und das Feuerwerk; für die Finanzen, die Vorratsverwaltung und die Tierhaltung.

Es gibt einen Polizeichef und einen Verwalter für die Gastgeschenke des Sultans, es gibt eine wandernde Bäckerei und ein Orchester sowie Scharfrichter und Augenärzte, es gibt Sattler und Zimmerleute, die Kamelsättel reparieren.

Es gibt Dichter mit Fiedeln zur Unterhaltung des Kommandanten, es gibt Köche und Vorkoster, Zeltaufsteller und Kuriere für eilige Nachrichten an den Sultan.

Es gibt eine transportable Armenküche, die den Mittellosen warme Mahlzeiten bereitet (allerdings wartet die Karawane nicht immer, bis die Beschenkten mit dem Essen fertig sind).

Und es gibt Totenwäscher sowie Erbschaftsverwalter, die sich um die Opfer der langen Reise kümmern – auch wenn verstorbene Pilger meist heimlich in ihren Zelten bestattet werden, da ihr Besitz sonst dem Staat zufällt.

Eigens bestellte Beduinen drängen säumige Pilger am Ende der Kolonne zur Eile. Und einige ihrer Stammesbrüder reiten in gebotenen Abstand hinterher, um sich die toten Kamele, die auf einer solchen Reise stets auf der Strecke bleiben, für die nächste Mahlzeit zu sichern.

Selbst die Kamele haben ihre Hierarchie. Der Kern der Herde ist Staats Eigentum, gestärkt auf den satten Wiesen Anatoliens; professionelle Kamelunternehmer und Beduinen stellen, oft zu

DER WEG DER PILGER



Jedes Jahr bricht je eine Zehntausende Pilger zählende Wallfahrtsprozession in Damaskus und Kairo Richtung Mekka auf. Rund 1300 Kilometer sind es von der syrischen Metropole bis nach Mekka



staatlich festgelegten Niedrigpreisen, zusätzliche Kontingente.

Die edelsten Tiere heißen *namiyya*, die „Schlafbringenden“, da ihr Gang so sanft ist, dass der Reiter selig in Schlummer fällt. Die Führungskamele tragen mächtige Glocken. Hinter ihnen, mit Stricken aneinandergekoppelt, marschiert der Rest der Herde in Viererreihen, stoisch Kuchen aus Gerstenmehl und Bitterweizenbrei malmend, in Trab gehalten von den Gesängen der Kamelführer.

In der Ebene von Muzayrib, rund 100 Kilometer hinter Damaskus, lässt Husain Pascha, der Kommandant des Pilgerzugs, zu dem Evliya Çelebi gehört, an einem Tag im Februar 1672 die Prozession anhalten und ein Lager aufschlagen. Hier finden sich an den folgenden Tagen weitere Pilger ein, hier versammeln sich auch die Kamelverkäufer mit ihren Tieren.

Und da sind sie nun, die Tiere, mehr als 40 000 an der Zahl, und füllen die Ebene mit ihrem Gebrüll. Pferde und Maultiere ergänzen die dienstbare Schar.

Berauscht schiebt sich Evliya Çelebi durch das Gedränge aus Tieren und

Menschen. Und hat dabei immer ein Auge auf die allgegenwärtigen Diebe, die, wie er weiß, nicht zögern, einem „die Augentropfen aus den Augen“ zu stehlen.

Doch noch bevor Pilger und Reittiere an diesem Tag aufbrechen können, werden sie schon gestoppt. Erst ist es nur eine Ahnung: Gegen Mittag spürt Evliya, wie die Luft schwerer wird. Kurz darauf bricht der Sturm los. Ein Sturzregen ergießt sich, „als ob die Wolken ihr Haar herunterließen und weinten“.

Die Beduinen verziehen sich mit ihren Kamelen in die umliegenden Täler. Die Frommen flüchten in ihre Zelte. Dort harren sie bebend aus, während um sie herum die Fluten stetig steigen.

Denn da der Zeitpunkt des Hadsch ja vom Mondkalender abhängt und sich daher über die Jahre verändert, fällt er auch immer wieder mal in den Winter.

Und so fegt in dieser Februarnacht ein Schneesturm mit Flocken groß „wie Spatzenköpfe“, so Evliya, über die Ebene. 200 Kamele und „70 oder 80 nackte Araber“ geben „den Geist auf“, wie er notiert.

Tausende Pferde und Maultiere reißen sich los und suchen Zuflucht in den Dörfern der Umgebung. „Gott sei Dank“, stellt Evliya fest, bringen die Bewohner, „aus Furcht vor Husain Pascha“, die Tiere wieder zurück.

Dann setzt wieder Regen ein und lässt auch am folgenden Tag nicht nach. Kamele stehen bis zu den Knien im Wasser und zittern. Die Pilger wickeln ihre Kleider zu Bündeln, um in den Zelten nicht auf dem nassen Boden zu sitzen.

Mäuse fliehen aus ihren Löchern, finden Obdach in den Kleiderhaufen, die sie in Fetzen nagen. Machen sich sogar über die Mähnen, Schweife, Nasen und Ohren der Pferde her.

Und immer näher rückt der unauf-schiebbare Tag, der neunte Tag des zwölften Mondmonats, den Mohammed für das Verharren auf dem Berg Arafat vorgeschrieben hat. Längst ist der Zeitplan hinfällig. Die Pilger sind jetzt schon



Kurz bevor sie Mekka erreichen, bringen sich die Gläubigen in den Weihezustand; nur so ist es ihnen erlaubt, die heilige Stadt zu betreten. Sie hüllen sich in weiße Tücher und dürfen sich von nun an für die Dauer der Wallfahrt weder rasieren noch Haar oder Nägel schneiden

Pilgerzug

müde, zu erschöpft für die Abreise. Und noch immer sitzen Nachzügler wegen des Wetters in Damaskus fest.

Husain Pascha schiebt alle Bedenken beiseite. Dass viele der Gläubigen nun auf die Wallfahrt verzichten müssen, sei bedauerlich, aber nicht zu ändern. Schließlich sei er, erklärt er, nicht in erster Linie für die Pilger verantwortlich. Sondern für den *mahmal*.

Der Mahmal! Er ist das wandernde Heiltszeichen, das die Herrschaft des Sultans über die heiligen Stätten repräsentiert: eine reich geschmückte Sänfte mit einem zeltartigen Aufbau aus bestickten Stoffen, leer wie die Kaaba und getragen von einem Kamel, das anschließend nie mehr arbeiten muss. Sowohl der Pilgerzug aus Damaskus wie der aus Kairo führen dieses erhabene Symbol mit sich.

Kein Pascha, kein General oder Geistlicher reist in dieser Sänfte – sondern eine abstrakte Idee.

Wohl nirgendwo wird die Einheit von Hadsch und Politik so deutlich wie im Mahmal. Dabei ist diese Verbindung keine osmanische Idee. Schon die Aneignung des Hadsch durch Mohammed war ja nicht nur religiöser Akt, sondern zugleich militärische Landnahme: Nicht nur das polytheistische Ritual machte er für den neuen Glauben nutzbar, sondern er nahm auch die leibhaftige Stadt Mekka in Besitz. Von der Wallfahrt dorthin verbannte er jeden, der kein Muslim war. Und er reinigte das Ritual von allem Götzendienst – und widmete es fortan der reinen Anbetung des einzigen Gottes.

Schon wenige Jahrzehnte nach Mohammeds Tod aber begann der Zank um das rituelle Erbe. Die Umayyaden, die ab 661 von Damaskus aus als Kalifen über die muslimischen Länder herrschten, zögerten nicht, den Hadsch als Ausweis ihrer Autorität zu kapern.

Sie setzten beispielsweise fest, dass es fortan nur dem Herrscher zukomme, die *kiswa*, die Stoffhülle der Kaaba, zu

liefern. Im Jahr 682 stritten bereits zwei politische Herausforderer umayyadischer Macht mit den Herrschern um den einzig wahren Hadsch, führten eigene Pilgergruppen an, die die Rituale in feindseliger Abgrenzung vollzogen – und wurden schließlich von den Truppen des Kalifen mit Katapulten bombardiert. Hinterher lag die Kaaba in Trümmern.

Die Abbasiden, die sich 750 die islamische Welt unterwarfen, erhoben den Hadsch vollends zum Zentrum der Politik. Und in einer logistischen Großoffensive, wie sie der Erdkreis seit dem Ende des Römischen Reichs nicht mehr erlebt hatte, statteten sie die Pilger Routen mit Straßenbefestigungen und Versorgungsstationen aus.

Doch kaum ein Regime hat den Hadsch so untrennbar mit seiner Herrschaft verknüpft wie das der Osmanen. Und sollte der Mahmal nicht zur rechten Zeit in Mekka eintreffen, mahnt Husain Pascha, dann wäre das eine „Befleckung der Ehre der osmanischen Dynastie“.

Das Unwetter freilich, das Chaos aus Regen und Schnee, schwächt sich auch an den kommenden Tagen nicht ab. Immer wieder lässt der Kommandant sein Gefolge Koran-Suren anstimmen und Segenswünsche an den Propheten.

Endlich haben die Anrufungen Erfolg: Der Dauerregen bricht ab. Und zwischen den Wolken lugt sogar die Sonne hervor.

Noch am selben Abend geben Kanonenschüsse das Zeichen zum Aufbruch. Schlammverschmierte Pilger und Tiere, beladen mit triefendem Gepäck, ziehen in die Wüste gen Süden.

Tag und Nacht wandert der Tross nun, um die siebentägige Verspätung aufzuholen, eilt in bis zu 30-stündigen Märschen voran. Nebenbei kauen die Pilger trockenes Gebäck, und auch die Kamele verzehren ihr Futter im Gehen, nachts beleuchtet von Tausenden Fackeln.

Staunend notiert Evliya Çelebi, dass nicht nur die Kamele, sondern auch manche der Fackelträger fähig sind, gleichzeitig zu marschieren und zu schlafen: „Das ist einfach eines von Gottes verblüffenden Wundern.“

Doch auch die Feinde des frommen Zugs schlafen nicht. Bei der Festung al-Qatrana, etwa 50 Kilometer östlich des Toten Meeres, müssen die Soldaten den Überfall einer Hundertschaft Beduinenkrieger zurückschlagen. Ein weiterer Zusammenstoß lässt sechs Wüstenkämpfer tot im Sand. Um einen dritten Angriff abzuwehren, genügt der martialische Lärm der Militärkapelle.

Als aber eine Delegation der Beduinen kurz darauf ihr jährliches Schutzgeld einfordert, endet die Geduld des Kommandanten. „Solange ihr nicht aufhört, mit 5000 oder 10 000 Kriegern auf den Bergkämmen zu paradieren“, sagt er,

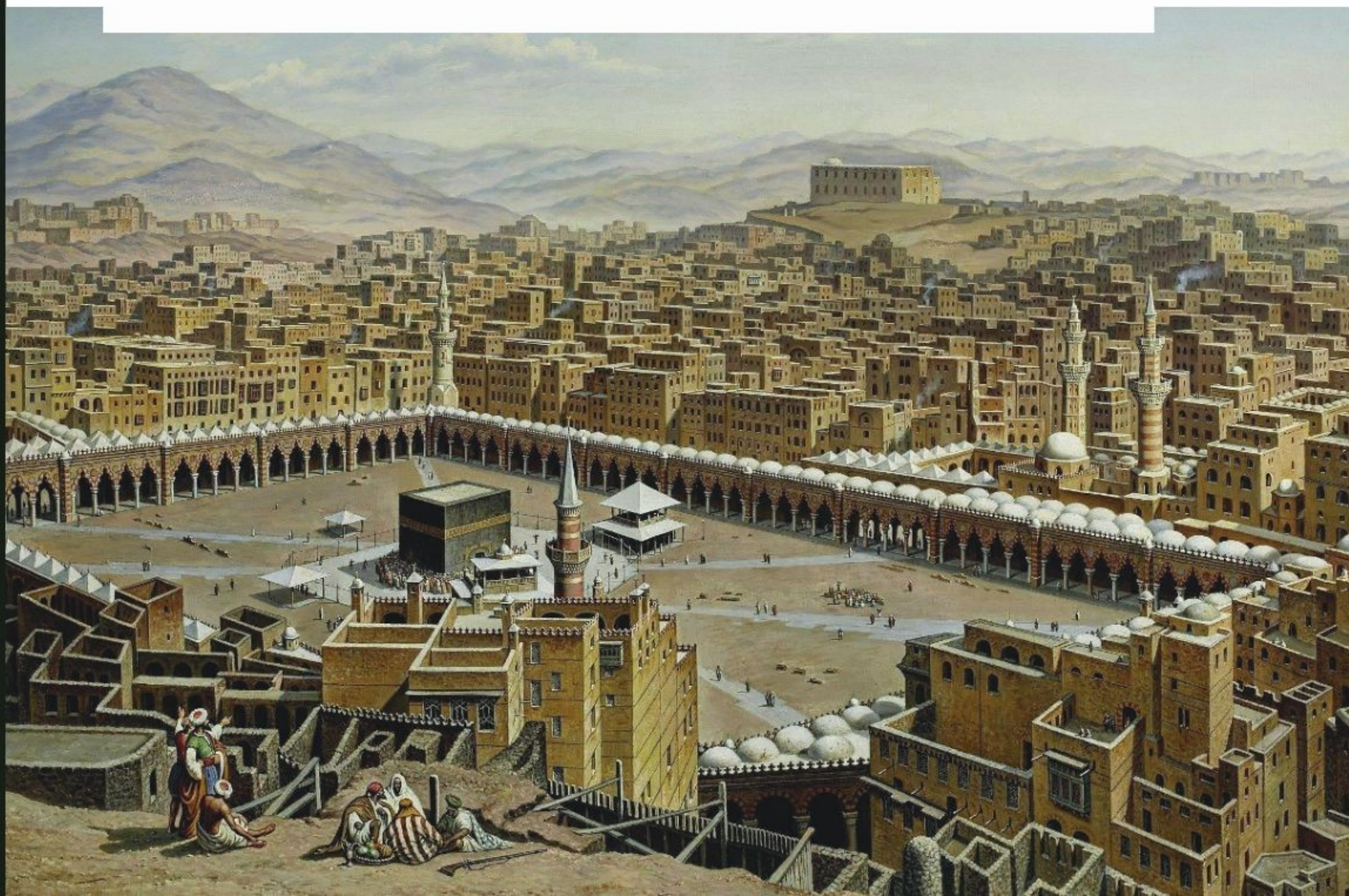
„sprecht nicht von der Sürre. Ich gebe euch kein einziges Stück Silber.“

Endlich, nach 350 Stunden im Sattel und dem endlosen Einerlei karger Bergketten, erkennen die Pilger vom Gipfel eines Hügels aus die goldene Kuppel einer Moschee, die im Sonnenlicht glänzt und die gesamte Ebene mit Licht füllt. Dort unten liegt Medina, die Stadt, in der Mohammed begraben ist.

Viele der Gläubigen stoßen bei dem Anblick erregte Rufe aus. Doch auch die Tiere, notiert Evliya, werden unruhig: Die Kamele erwachen aus ihrem Trott und grollen wie Donner. Die Pferde wiehern, und die Maultiere schreien auf.

Der Besuch Medinas ist kein vorgeschriebener Teil des Hadsch. Doch die Stadt, in der Mohammed im Jahr 632 gestorben ist, beherbergt sein Grab sowie die Ruhestätten mehrerer seiner Nachfolger. Und so nutzen viele Pilger die

Sobald die Pilger in Mekka angekommen sind, müssen sie jene Riten vollziehen, die schon Mohammed festgelegt hat. Dazu gehört auch die siebenmalige Umrundung der Kaaba, des schwarzen Quaders im Innenhof der Großen Moschee, der in der islamischen Überlieferung als das erste Haus Gottes auf Erden gilt



Gelegenheit, auch hier die heiligen Orte zu besuchen.

Evliya Çelebi beschließt, schon jetzt den Auftakt der heiligen Pflicht zu zelebrieren. Zwar kann der Gläubige an zahlreichen Punkten, *miqat* genannt, in den Weihezustand des *ihram* eintreten, der den Beginn des eigentlichen Hadsch-Rituals markiert – der Mekka nächstgelegene befindet sich gut 50 Kilometer von dort.

Der Reiseschriftsteller aber legt bereits in Medina, gut 400 Wegkilometer von der Kaaba entfernt, das ungenähte Pilgergewand aus zwei lakengroßen weißen Stoffbahnen an, das die Gleichheit aller Gläubigen im Angesicht Gottes veranschaulicht.

Derart gewandet, betritt er das Mausoleum Mohammeds und ist „so berauscht und verwirrt vor Liebe“, dass er fast in Ohnmacht fällt. Denn die Moschee, in der die Grabstätte liegt, strahlt „juwelengleich wie das Paradies selbst“.

Das Grabmal mit dem Sarkophag, in grünes Tuch gehüllt, ist bis zum Rand angefüllt mit Kostbarkeiten: mit Leuchtern, Öllampen und Weihwasserspender, gesandt von Herrschenden und Würdenträgern der islamischen Welt.

A

ber auch dieser Glanz trägt einen politischen Schimmer: Er ist Resultat eines Kampfes um weltliches Prestige. Eines Krieges, der nicht mit Waffen gefochten wird, sondern mit milden Gaben: Denn nicht nur die Osmanen haben sich des Hadsch angenommen, sondern auch die muslimischen Reiche im Osten, etwa die Dynastie der Moguln, die seit 1526 Nordindien beherrschen.

Sie wollen ebenfalls teilhaben an der religiösen Autorität, die das heilige Unternehmen verleiht – und lassen nicht nach, ihren Anspruch durch die Unterstützung von Pilgern sowie Geschenke an Mekkas Lokalfürsten, die Scherifen, in Erinnerung zu halten: Denn vor allem die Sympathie dieser Regenten, deren Kooperation für den Erfolg des Hadsch

entscheidend ist, ist ein wichtiger Faktor im Kampf um den Einfluss auf die Gemeinschaft der Gläubigen.

Auch die Schahs im Iran, die die schiitische Glaubensrichtung vertreten, mühen sich um die heiligen Stätten. Von den Osmanen aber werden sie nicht als rechthgläubige Muslime betrachtet und ihre Pilger pauschal als Spione oder Propagandisten des Schahs verdächtigt.

Die Hadsch-Behörden unterziehen die Perser genauen Kontrollen bei Ein- und Ausreise und zwingen ihnen Routen abseits der großen Städte auf, wo sie wenig Kontakt zur Bevölkerung haben. Es kommt sogar vor, dass Istanbul zur Ausschaltung eines besonders suspekten, hochgestellten iranischen Pilgers einen Beduinenüberfall organisiert.

Doch vor allem suchen die Osmanen ihre Rivalen (wenn sie nicht gerade Krieg mit ihnen führen) mithilfe von Weihegaben auszustecken: Teppichen, Kandelabern und kostbaren Büchern.

Und mit unermüdlicher Bautätigkeit. Denn die heiligen Stätten, häufig von Bränden, Sturzfluten und Erdbeben heimgesucht, erfordern beständige und kostspielige Fürsorge und Restauration.

Daher bauen die Sultane die Gotteshäuser Stein für Stein zu Ruhmesstätten für die osmanische Dynastie aus – mit enormem Finanzaufwand und einer Schmuckwut, die sie nicht einmal den Sultansmoscheen Istanbul zugestehen.

Dabei ist das Bauen in den heiligen Städten schwieriger und kostspieliger als andernorts. Holz muss aus Indien oder Anatolien beschafft werden, Eisen aus Bulgarien. Handwerksarbeit verrichten Gastarbeiter aus Syrien oder Ägypten, die bisweilen nur durch Zwang oder fromme Verheißungen zum Verlassen ihrer Heimat bewogen werden können.

Denn Mekka ist eher ein Ort zum Beten als zum Leben.

Die letzte Etappe, die der Pilgerzug aus Damaskus zu bewältigen hat, führt von Medina aus durch menschenfeindliche Natur, ohne Flüsse oder Äcker, bewässert nur von geizigen Brunnen.

Der Zug schleppt sich durch eine Einöde aus nackten, von schwarzen Basaltbrocken gesprenkelten Bergen, zwi-

schen den Kratern erloschener Vulkane hindurch.

Zieht durch eine Mondlandschaft, in der manchmal vier Jahre lang kein Regen fällt – und die dann von plötzlichen Sturzbächen überschwemmt wird.

Und als die Karawane endlich Mekka erreicht, betreten die Pilger einen unwahrscheinlichen Ort: eine Stadt, die ihre gesamte Existenz einzig und allein der Kaaba verdankt. Jenem Heiligtum, das schon längst stand, als Mohammed um 570 hier geboren wurde.

Die Überlieferung datiert es sogar auf den Anfang aller Zeiten zurück: von Adam als Haus für Gott gebaut, von der Sintflut zerstört, von Abraham wiedererrichtet, von den Heiden zum Götzendienst missbraucht. Und von Mohammed, dem letzten der Propheten, endlich wieder dem einzigen Gott geweiht.

Die Kaaba: Das ist ein rund 15 Meter hoher, leerer Quader mit Mauern aus blaugrauem Stein, umhüllt von der Kiswa – einem Tuch aus schwarzem Brokat, das jedes Jahr von Neuem in Kairo gewoben, mit Koran-Versen bestickt und mit der ägyptischen Karawane nach Mekka geschickt wird. Die alte Kiswa wird dann zerschnitten, und die Schnipsel werden als Reliquien verkauft.

Die Ecken der Kaaba zeigen annähernd in die vier Himmelsrichtungen. An der östlichen Ecke ist der Schwarze Stein eingemauert, den einst der Erzengel Gabriel Adam überreicht haben soll.

Er ist etwa so groß wie ein schwerer Medizinball, abgeschliffen von den Berührungen und Küssen der Gläubigen und, wie es heißt, geschwärzt von ihren Sünden: Wie die Stadt, so hat auch er seine Form durch Anbetung erhalten.

Doch auch wenn es die Kaaba war, die Mekka erst möglich gemacht hat – am Leben erhalten wird die Stadt von den Pilgern.

Ihr Geld hält die 1300 Läden in Betrieb, die beiden überdachten Märkte sowie die zahllosen provisorischen Verkaufsstände, die während der Pilgerzeit an Fassaden und in Haustoren aufblühen – und so die Zahl der Geschäfte, wie Evliya schätzt, auf „über 6000“ erhöhen. Und nährt auch noch die zahllosen Taschendiebe, die versuchen, den Frommen ihre Barschaft abzuja-gen.

Doch vor allem lebt Mekka vom osmanischen Staat. Denn der gewährt den Bürgern Steuerfreiheit, Befreiung vom Militärdienst und üppige Zuwendungen aus der Staatskasse. Und so reichlich ist offenbar der Strom der Subventionen, dass viele Bewohner der Stadt, wie Evliya feststellt, neben dem Handel wenig Anstalten machen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Ungesellig seien sie, schreibt er, melancholisch und weder zu Handwerk noch zu geistiger Arbeit geneigt. Am liebsten legen sie „feine Kleider an, reiben Füße und Bärte mit Henna ein und gehen von Kaffeehaus zu Kaffeehaus“. Oder kauen daheim Kekse – „und schlafen dabei auf ihren Kissen ein“.

Kein Wunder: Schließlich sei die Hitze derart groß, dass die Bewohner Mekkas, so Evliya, die Hälfte des Jahres auf Sex verzichten.

Auch die Pilger entsagen ja der fleischlichen Liebe, sobald sie in den Zustand des Ihram eintreten. Sie verzichten auf Parfüm, das Schneiden von Bart, Haaren und Nägeln; auf Streit und unschickliche Worte, auf die Tötung von Lebewesen und das Abschneiden von Pflanzen. So lösen sie sich von der Welt.

„Hier bin ich, Herr“, wiederholen sie, „und antworte auf deinen Ruf.“ Sie strömen in die Große Moschee, die 750 000 Menschen fasst – und ihre aktuelle Form einem Großbauprojekt der osmanischen Sultane des 16. Jahrhunderts verdankt. Sie drängen sich auf dem 28 000 Quadratmeter großen Innenhof, zwischen den 24 Toren der Moschee, unter ihren sieben Minaretten.

Sieben Mal umrunden sie entgegen dem Uhrzeigersinn die Kaaba, berühren an der vorgeschriebenen Stelle den schwarzen Brokat der Kiswa. Küssen, wenn es die Zeit und der Andrang erlauben, bei jeder Umrundung den Schwarzen Stein.

Ein frommer Strudel, der sich für Stunden um das leere, schwarze Zentrum

wälzt, immer wieder stockt und Anrufungen zum Himmel schickt: „Gott, gewähre uns Gutes in diesem Leben und im Jenseits Gutes und schütze uns vor der Pein des Feuers!“

Dann machen sich die Pilger bereit für den *say*, den siebenfachen Lauf zwischen den Hügeln Safa und Marwa, gut 200 Meter nordöstlich der Großen Moschee: Dort soll einst Abrahams verstorbene Nebenfrau Hagar verzweifelt auf der Suche nach Wasser umhergeirrt sein.

Und nach der Anstrengung laben sich die Gläubigen am Brunnen Zamzam, wo auch Hagar fündig wurde. Der, stellt Evliya fest, duftet am Morgen nach

glaubt gar, Hunderttausende zu zählen: „In weißen Lechentüchern wogen die Söhne Adams wie ein Meer.“ Ihre Flut, auf Kamelen und zu Fuß, verfolgt von den allgegenwärtigen Händlern, presst sich zwischen Bergen und überhängenden Felsen durch die Wüstentäler. Nach etwa 15 Kilometern erreichen die Pilger ihr Ziel und bauen Zelte auf, um sich vor der Sonnenglut zu schützen.

Die Waqfa beginnt zur Mittagsstunde. Für Stunden werden die Gläubigen jetzt auf dieser Fläche von 5000 Schritt Umfang verharren, Schulter an Schulter, in direktem Kontakt und im Zwiegespräch mit Gott.

IN DER EBENE VON MINA

STEINIGEN DIE GLÄUBIGEN

SATAN

Rosen, am Nachmittag nach Veilchen und am Abend nach Jasmin.

Doch all das ist nur ein Vorspiel für das eigentliche, das gemeinschaftliche Ritual: Am achten Tag des zwölften Mondmonats, nach der Freitagspredigt, ziehen die Pilger nach Mina.

Dort übernachten sie, um am Morgen des neunten Tages nach dem Frühgebet, also noch vor Sonnenaufgang, zur Hochebene Arafat zu ziehen und dort den ganzen Tag im Gebet zu verharren.

Die *waqfa*, das „Bleiben“ auf der Hochebene des Berges Arafat, ist der Höhepunkt des Hadsch.

Hier soll der Prophet Mohammed einst seine letzte Predigt gehalten haben. So erhaben ist dieses Ritual, dass es nicht durch ein Opfer ersetzt werden kann.

Und versäumt der Pilger auch nur knapp den vorgeschriebenen Zeitpunkt, war der ganze Hadsch vergebens.

Die Zahl der Sehnsüchtigen, die sich am neunten Tag des zwölften Mondmonats auf dem Berg Arafat versammeln, ist kaum zu fassen. Evliya

Gebete steigen zum Himmel: „Hier, mein Gott, hier bin ich!“ Der oberste Prediger von Mekka, umgeben von den Gelehrten der Stadt und die Augen mit Kajal umrandet, reitet auf einer geschmückten, mit Henna gefärbten Kamelstute heran. Sobald die Trommeln verstummt sind, beginnt er seine Predigt.

„Allahu akbar“, ruft er, „Gott ist unvergleichlich groß“, und: „Es gibt keinen Gott außer Gott.“ Doch zu hören ist er nur in seiner unmittelbaren Umgebung.

Jetzt füllen die Anrufungen der Gläubigen die Luft. „Hier bin ich“, rufen sie wieder und wieder. Sie bitten um Vergebung; sie geloben, ihr Leben zu ändern.

Viele Pilger brechen in Tränen aus, schluchzen, seufzen, wogen auf und ab – eine weiß gewandete Menge, die den Berg, so Evliya, „wie mit Gänseblümchen verziert“. Bis zum Sonnenuntergang verharren sie in Ergebung, zwischen Zehntausenden allein mit ihrem Gott.

Ein Fanfarenstoß reißt die Gläubigen aus ihrem Dialog. Jetzt beginnt die *ifada*, das „Rennen“. Bei schwindendem

Licht machen sich die Gläubigen auf den Rückweg Richtung Mekka. Und so dringlich ist ihre fromme Hast, dass sich die Leiber in hektischer Wirrnis aneinanderdrängen. Endlich versammeln sie sich im rund neun Kilometer entfernten Ort Muzdalifa, wo die Moschee von Wachskerzen hell erleuchtet ist.

Vor dem Schlafengehen klaubt jeder Gläubige mindestens 49 haselnussgroße Steine vom Wüstenboden – das Siebenfache jener Steine, die Abraham einst auf den Teufel schleuderte, der ihn vom Opfer seines Sohnes und so vom Gehorsam zu Gott abbringen wollte.

Am Morgen darauf macht sich die gottgefällige Menge auf den Weg nach Mina, wo drei Felssäulen an diese Niedertracht des Satans erinnern.

Hier lassen die Gläubigen nun ihren Abscheu an diesen Symbolen des Bösen aus. Zunächst nehmen sie sich den größten der drei Felsen vor. Aus zornigen Menschenknäueln schnellen Arme hervor, schleudern Stein um Stein auf die stummen Stellvertreter des Versuchers.

Dann beginnt, ebenfalls in Mina, das „Fest des Opfers“, das an diesem zehnten Tag des zwölften Mondmonats gleichzeitig von Millionen Muslimen in aller Welt gefeiert wird – in Anlehnung an Abraham, dessen Gott sich schließlich mit dem Schlachten eines Widder anstelle des Sohnes zufriedengab.

Beduinen haben bereits ihre Tiere nach Mina gezerzt. Einfache Pilger opfern Schafe und Ziegen, Würdenträger leisten sich oft ein Kamel. Schon bald riecht die Ebene wie ein riesiger Schlachthof. Einen Teil des Fleisches essen die Gläubigen selbst, einen Teil spenden sie den Armen. Die Überreste lassen sie auf der Schlachtstätte zurück.

Anschließend rasieren sich die Pilger Kopf-, Bart- oder Körperhaar und verlassen den Weihezustand des Ihram. Gereinigt ziehen sie nun nach Mekka, um dort noch einmal siebenfach die Kaaba zu umkreisen, die nun erstmals in die neue Kiswa gehüllt ist: Das ist die wichtigste, die eigentliche Umkreisung während dieses Hadsch. Noch am selben Abend kehren sie schließlich nach Mina zurück, um dort zu übernachten.

Zwei weitere Tage harren sie an dem Ort der Versuchung aus, bewerfen

erneut die Symbole des Teufels mit Steinen. Doch bevor sie, meist am 13. Tag des zwölften Mondmonats, wieder nach Mekka zurückkehren, um ein letztes Mal die Kaaba zu umkreisen, feiern sie den Abschluss der heiligen Pflichten mit einem großen Jahrmarkt, der für alle Entbehrungen entschädigt.

Ausrufer läuten das Fest ein, empfehlen es dem Schutz Gottes und dem Haus Osman. Mit zahllosen Laternen behängen viele Bewohner nun ihre Häuser, die Händler ihre Läden und die Pilger ihre Zelte. Familien lassen zur Feier des Tages ihre Söhne beschneiden, Soldaten feuern Freudenschüsse in die Luft, und ägyptische Feuerwerker, für ihre Kunst berühmt, malen ihre bunten Ornamente in den Nachthimmel.

Der Jahrmarkt von Mina ist kein Umschlagplatz für die Waren des Alltags. Nur Luxusgüter wechseln hier die Besitzer: Edelsteine, Seide und Gewürze, kostbare Stoffe und seltene Düfte, Perlen aus Bahrain und chinesisches Porzellan, Schals aus Kaschmir und schwarze Sklaven aus dem Sudan.

Die Pilger versorgen sich auch mit Kaffee, dem sagenhaft beliebten Getränk aus dem Jemen, das nicht nur in den Kaffeehäusern der Stadt zum Tanz abessinischer Sklavinnen ausgeschenkt wird, sondern auch im fernen Istanbul die Seelen zahlloser Genießer belebt – vorzugsweise in geselligen Runden, die den Sultanen derart suspekt sind, dass die Herrscher die schwarze Bohne aus Angst vor konspirativen Zusammenrottungen zeitweise verbieten.

Zu jenen, die ein größeres Kontingent Kaffee kaufen, um es später irgendwo mit Gewinn zu verkaufen, gehört auch Evliya Çelebi. Am 25. April 1672 macht er sich auf die Rückreise, diesmal mit der ägyptischen Pilgerkarawane, die nach Kairo zieht: Denn am Nil hat er einen neuen Gönner gefunden, den Gouverneur Kethüda Ibrahim Pascha, der ihm sogar eine Wohnung in der Zitadelle zur Verfügung stellt.

Von dort aus wird Evliya Çelebi noch mehrmals zu Expeditionen nach Äthiopien und in den Sudan aufbrechen – und schließlich nach Kairo zurückkehren, dort seine Memoiren verfassen und wohl um 1683, nach 50 Jahren des Umherschweifens, in der Stadt seine letzte Ruhe finden.

Als die Karawane mit ihm nach dem Hadsch im Frühsommer 1672 in Kairo eintrifft, kehrt nicht nur ein Pilgerzug zurück. Es ist auch das Symbol des Staates, das mit gebührendem Pomp empfangen wird. Notabeln und Offiziere reiten der Prozession entgegen, begleiten den Mahmal in die Stadt.

Der Gouverneur von Kairo nimmt die leere Sänfte in Empfang, küsst den Überwurf, ruft: „Bitte für mich, o Prophet Gottes!“ Und zum Dank für den Schutz des Staatssymbols hüllt er den Karawanenkommandanten in ein Ehrengewand aus Zobelpelz.

Vor einer Moschee wird der Mahmal nun zur Huldigung aufgestellt. Das Volk von Kairo strömt herbei, um dem Zeichen des Sultans seine Ehrerbietung zu erweisen.

Und der Karawanenkommandant rechnet vor dem Gouverneur feierlich und höchst sorgfältig alle Einnahmen und Ausgaben der Reise ab.

Denn Ordnung, *zabt u rabt*, muss sein. ●

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, Autor im Team von GEOEPOCHE, fühlte sich von der Praxis des Osmanenreichs, die Religion für politische Zwecke zu nutzen, bisweilen an aktuelle Geschehnisse erinnert. Für seinen Text konnte er Aufzeichnungen von Evliya Çelebi verwenden, die extra für diesen Artikel ins Deutsche übertragen wurden. Übersetzung: Gülfem Alici.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Suraiya Faroqhi, „Pilgrims and Sultans“, Tauris: Standardwerk über die Pilgerfahrt in der Zeit der osmanischen Herrschaft. Paul Auchterlonie (Hg.), „Encountering Islam“, Arabian Publishing: der authentische Bericht des Engländer Joseph Pitts, den 1678 muslimische Piraten versklavten und zum Übertritt zum Islam zwingen und der mit seinem Herrn auf Pilgerreise nach Mekka geht.

DER KALIF VOM NIGER

Händler verbreiten den Islam im Laufe der Jahrhunderte in Afrika, wo er vor allem südlich der Sahara mit einheimischen Kulturen verschmilzt. 1804 ruft ein strenggläubiger Muslim auf, die Religion zu reinigen – und errichtet am Rand der großen Wüste einen Gottesstaat — Von CHRISTOPHER PILTZ und JENS-RAINER BERG

Es ist, als ob ihn all die großen Ziele, sobald er sie erst einmal erreicht hat, nichts mehr angingen. Nachdem Usman dan Fodio den Dschihad im Westen Afrikas gewonnen, ein riesiges Reich erobert und einen Gottesstaat erschaffen hat, gibt der Herrscher die Macht aus seinen Händen.

Mehr als acht Jahre lang hat der einstige Wanderprediger in der Region des heutigen Nigeria einen religiösen Krieg geführt, mit dem Ziel, eine muslimische Gesellschaft zu errichten, in der allein die Scharia, das islamische Recht, gilt und traditionelle Rituale und Bräuche der früheren Naturreligionen getilgt sind.

Und nun, im Jahr 1812, auf dem Höhepunkt seiner Macht, teilt dan Fodio das Reich zwischen seinem Sohn und seinem Bruder auf – und wohnt fortan außerhalb der Hauptstadt, um nur noch zu lesen, zu schreiben, zu lehren.

Vorgedrungen nach Afrika ist der Islam bereits wenige Jahre nach dem Tod Mohammeds, verbreitet vor allem mit Feuer und Schwert. Um 640 fällt Ägypten in die Hand arabischer Eroberer, kurz darauf der gesamte Maghreb.

Doch es sind Händler, die den neuen Glauben in die Länder südlich der Sahara tragen. Auf den Karawanenrouten, die zu den Goldquellen in Westafrika führen, durchqueren die Kaufleute die Wüste und siedeln sich an den Wegen in kleinen Kolonien an. Auf ähnliche Weise gelangt der Islam nach Ostafrika: Hier sind es arabische Seehändler, die entlang der Küste die Religion verbreiten.

Die westafrikanischen Könige schätzen die Kaufleute aus Arabien, denn die sind wohlhabende, weit gereiste Menschen, oft gebildet, die lesen und schreiben können. Viele Fürsten laden die

Muslime an ihren Hof, stellen sie als Berater ein. Bald bekennen sich die ersten einheimischen Herrscher zum Islam.

Aber es wird noch lange dauern, bis diese Religion außerhalb der Königshöfe, der Wohnstätten von reichen Händlern und Schriftgelehrten verbreitet ist. Vorerst bleibt sie ein Glaube der Elite.

Im 14. Jahrhundert vermutlich erreicht der Islam auch Gobir, die zwischen Tschadsee und dem Niger gelegene Heimat des 400 Jahre später geborenen Usman dan Fodio. Das Königreich gehört zum Hausaland, einem Verbund von Kleinstaaten. Gobir ist das mächtigste Mitglied dieser Allianz, hat eine starke Armee und den Respekt der Nachbarn.

Nach und nach verbreitet sich die islamische Lehre in dieser Region in allen Bevölkerungsschichten. Aber der neue Glaube verdrängt nicht die ursprünglichen Bräuche, sondern verbindet sich mit ihnen. Die Menschen wollen die Trank-

opfer an ihre alten Naturgottheiten nicht aufgeben, sie ignorieren zudem das islamische Erbrecht und die neuen Heiratsvorschriften. Auch die Speiseregeln des Islam halten sie nicht ein, feiern Feste des alten Glaubens, die Frauen gehen ohne Kopftuch auf die Straße.

Es entsteht ein Religionsmix, gewünscht von den Herrschern, um die Mehrheit der Bevölkerung nicht zu verprellen. Doch dies ist für fromme Untertanen unerträglich. Und so verlassen viele orthodoxe Muslime die Städte und leben in eigenen Dörfern.

In einem dieser Weiler wird Usman dan Fodio am 15. Dezember 1754 geboren. Die Menschen leben hier von Ackerbau und Viehzucht, halten Schafe und Ziegen. Als Sohn des religiösen Oberhaupts der Dorfgemeinschaft lernt Usman früh Lesen und Schreiben, bekommt Koran-Unterricht, brütet schon als Junge über theologischen Schriften, die Verwandte aus Ägypten und Pilger aus Mekka mitgebracht haben. Später in der Schule lernt er klassisches Arabisch.

Einer seiner Lehrer ist ein strenggläubiger Scheich der Tuareg, ein Anhänger des Sufismus, einer mystischen Strömung des Islam. Spätestens seit dem 9. Jahrhundert gibt es diese Mystiker. Ihr höchstes Ziel: unmittelbaren Kontakt zu Gott aufzubauen, ihn zu erleben, gar spirituell mit ihm zu verschmelzen. Zudem glauben sie an Wunder und Heilige.

Ähnlich den christlichen Mönchen zählen Sufis vom 11. Jahrhundert an zu verschiedenen muslimischen Orden, die in vielen Regionen ansässig sind. Diese Bruderschaften entstammen den Sunniten ebenso wie den Schiiten; bei den übrigen Gläubigen erregen sie oft Misstrauen. Das liegt auch an den besonderen

Staatsgründer: Der Wanderprediger Usman dan Fodio (1754–1817) aus dem Volk der Fulbe errichtet das Kalifat von Sokoto





Sokoto im Nordwesten des heutigen Nigeria wird Hauptstadt des Kalifats, das rasch eine Größe von rund 450 000 Quadratkilometern erreicht

Gebetsritualen eines jeden Ordens, die einst angeblich direkt vom Propheten Mohammed empfangen wurden. So meditieren sie, singen oder tanzen sich in Trance, um einen erweiterten Bewusstseinszustand zu erlangen und sich so auf den Pfad zu Gott zu begeben.

Usman dan Fodio fasziniert die mitunter radikale Sicht der Sufis. Er lehnt jeden Wohlstand und Überfluss ab. Nur eine Hose, einen Turban und einen Mantel besitzt er, so heißt es. Die meiste Zeit verbringt er mit dem Studium des Koran und anderer religiöser Schriften. Oft zieht er sich nachmittags zum Meditieren in die Einsamkeit zurück.

Und dort hat er irgendwann Visionen: Ihm erscheinen der Prophet Mohammed und der Gründer eines mächtigen Sufi-Ordens. Sie befahlen dan Fodio, den Islam von fremden Einflüssen zu säubern – auch durch einen Krieg, wenn es sein muss.

Usman dan Fodio ist nicht der Erste, der nach einer energischen Reinigung des Islam strebt. Schon früh in der Geschichte des Glaubens haben Reformereine Besinnung auf die puren Ursprünge gefordert. Und auch südlich der Sahara treten in dieser Zeit noch andere Gläubige dafür ein. Dan Fodio aber ist bald der einflussreichste.

Denn längst hat der charismatische junge Prediger zahlreiche Anhänger um sich gesammelt. Sie alle eint der Wunsch, einen streng islamischen Staat auf Grundlage der Scharia zu errichten.

Das beunruhigt den König von Gobir, der dan Fodio an die Grenzen seines Reiches verbannt, in die Kleinstadt Gudu. Dort, so die Hoffnung des Herr-

schers, werde er – abgeschnitten von seiner Gefolgschaft – an Einfluss verlieren.

Doch dan Fodio verweigert sich auf seine Weise der Anordnung: Er zieht zwar nach Gudu, allerdings mit seiner gesamten Gemeinde. Daraufhin befiehlt der König, alle Muslime gefangen zu nehmen, die sich dem Prediger anschließen. Eine fatale Order.

Denn als dan Fodios Anhänger nun inhaftiert und auch getötet werden, ruft der Prediger in Gudu einen Gottesstaat aus und formiert eine Armee. Die meisten seiner Kämpfer sind zwar Gelehrte, aber dennoch in guter physischer Verfassung. Dass sie anfangs nur über wenige Waffen verfügen und keine Pferde haben, wird durch ihre Bereitschaft wettgemacht, für dan Fodios Traum zu sterben.

Und tatsächlich schlagen die Gotteskrieger die Armee des Königs zurück. Dieser Sieg sowie die Vision eines rein muslimischen Staates ziehen nun immer weitere Gefolgsleute an.

Schlacht um Schlacht gewinnen die Kämpfer des Predigers gegen eine Allianz der Hausa-Staaten und erobern 1805 die erste Hauptstadt eines dieser Reiche; drei Jahre später fällt auch Gobir.

Im Jahr 1812 endet der Kampf – mit dan Fodios Sieg. Mehr als 1000 Kilometer misst sein Reich nun von Ost nach West, fast 500 von Norden nach Süden. Das mächtige Kalifat wird nach der neuen Hauptstadt benannt: Sokoto.

In dieser Region errichtet Usman dan Fodio eine Theokratie und unterteilt das Gebiet in mehrere Emirate. Islamische Normen und Regeln dominieren Alltag, Steuerwesen und Gerichtsbarkeit. Die islamische Rechtsauffassung wird zur Staatsdoktrin. Daneben soll aber unter anderem auch das Bildungssystem

verbessert werden, um so vor allem Frauen zu fördern.

Usman dan Fodio zieht sich schon bald zurück. Er überlässt seinen Verwandten das Regieren und wendet sich wieder seinen Studien als Gelehrter zu. Nie wird er selbst in der neuen Hauptstadt Sokoto leben. Vor deren Mauern, umgeben von Hunderten von Schülern – von denen einige ähnliche Gottesreiche in Afrika begründen werden –, widmet er sich bis zu seinem Tod 1817 nur noch der Lehre und verfasst religiöse Texte.

Das Kalifat von Sokoto bleibt fast 100 Jahre lang bestehen. Selbst die Eroberung durch die Briten 1903 zerstört den Gottesstaat nicht vollends: Die Besatzer nutzen die Strukturen für ihre eigene Herrschaft. Und mit der kolonialen Unabhängigkeit 1960 verschwindet zwar das politische Gebilde, nicht jedoch der Einfluss der Elite des ehemaligen Kalifats.

Bis heute prägt sie die Politik des Landes: Sokoto ist ein nigerianisches Bundesland, und noch immer residiert dort ein Sultan, der als spiritueller Führer angesehen wird und dessen Wort in der Region großes Gewicht hat.

Inzwischen sehen sich die Erben dan Fodios allerdings einer neuen radikalen Kraft gegenüber: Islamistische Gruppen wie Boko Haram streben wieder nach einer Reinigung des Islam – diesmal von westlichen Einflüssen – und wollen ein eigenes Reich im Norden Nigerias und darüber hinaus erschaffen.

Einen Gottesstaat, wie einst Usman dan Fodio. ●

Christopher Piltz, Jg. 1988, ist Journalist in Hamburg.

Die Hoffnungen der Araber ruhen auf einem Prinzen: Faisal (Mitte) aus der hoch angesehenen Haschemiten-Dynastie, ein direkter Nachfahre des Propheten Mohammed, führt ihren Unabhängigkeitskampf an – zuerst gegen das Regime des Osmanischen Reiches, dann gegen die Kolonialtruppen der Europäer



IM GRIFF DES

Seit dem 19. Jahrhundert träumen muslimische Intellektuelle von einem eigenen arabischen Staat im Herzland des Islam. Als der Erste Weltkrieg die osmanische Herrschaft über die Region beendet, sehen sie ihre Chance gekommen. Doch die europäischen Siegermächte haben andere Pläne — Von REYMER KLÜVER



WESTENS



Auf Drängen der Briten erheben sich Beduinenkämpfer von der Arabischen Halbinsel im Ersten Weltkrieg gegen das mit Deutschland verbündete Osmanische Reich. Als Lohn stellt London Freiheit und Autonomie in Aussicht. Hier führt Prinz Faisal, begleitet von Standartenträgern, seine Wüstenkrieger gegen die Türken, die das Herzland des Islam seit vier Jahrhunderten kontrollieren

F

r hatte es gewusst. Es musste so kommen. Die Katastrophe war unvermeidlich. Der hochgewachsene, hagere Mann steht an der staubigen Landstraße, die sich von Damaskus leicht bergan nach Westen windet. Es ist der 24. Juli 1920. Mit der routinierten Lässigkeit eines starken Rauchers zündet er sich eine Zigarette nach der anderen an.

Faisal, der syrische König, ist ein Nachfahre des Propheten Mohammed, ein Kämpfer der arabischen Unabhängigkeitsbewegung – und nun, widerstrebend, auch Kommandeur im Kampf gegen die Usurpatoren aus Europa.

Noch mehr Zigaretten als sonst sind es wohl an diesem Morgen. Die großen, dunklen Augen zusammengekniffen,

blickt er hinüber zur schmalen Passhöhe bei Chan Maisalun. Hin und wieder nimmt er ein Fernglas zur Hand.

Was dort geschieht, das weiß Faisal, wird in die arabische Geschichte eingehen. In die Geschichte des Herzlandes der Muslime. In die Geschichte ihrer Enttäuschungen.

Kurz vor Sonnenaufgang hat er seinem Vater Husain, dem alten Scherifen, dem Herrn von Mekka, noch rasch ein Telegramm geschickt. „Gott gibt den Sieg“, hatte er gekabelt. Als wollte er sich selbst aufmuntern.

Durch die flirrende Morgenluft muss er nun beobachten, wie das Unglück seinen Lauf nimmt, vielleicht 15 Kilometer entfernt von seinem Stand-

DIE FELDZÜGE FAISALS, 1916–1918



Von Mekka aus tragen Faisal und Lawrence den Aufstand der Araber immer weiter nach Norden. 1920 kontrolliert Faisal ein Gebiet von Aleppo bis zum Roten Meer. Hier soll sein neuer Staat entstehen

ort, unweit von Damaskus. Dort, in Chan Maisalun, haben seine Offiziere die letzte Abwehrlinie errichtet.

Faisal hat sich gegen diese Konfrontation gestemmt, wochen-, monatelang: mit der Kraft, die der Verzweiflung entspringt. Daheim in Damaskus und in Beirut und ebenso im fernen London und Paris, wohin er zu Verhandlungen gereist war. Doch ändern konnte er am Ende nichts.

Bald nach dem Morgengrauen sind die Franzosen vorgerückt. Zehn Infanterie-Bataillone, dazu Kavallerie und Artillerie, rund 12 000 Mann. Mit schepfernden Ketten kriechen Panzer die Straße von Beirut nach Damaskus empor, den ausgehobenen Schützengräben von Faisals letztem Aufgebot entgegen.

Nun, um 6.30 Uhr, beginnt der Angriff der Franzosen auf die Kampflinie seiner Männer. Doch was haben seine Leute dem entgegenzusetzen?

Gerade einmal 600 Soldaten der regulären syrischen Streitkräfte konnten Faisals Kommandeure wohl noch zusammenziehen. Dazu Freiwillige: Beduinenkämpfer und Kamelreiter, zusammen nur wenige Tausend Mann. Hoch motiviert gewiss, aber kaum kampferprobt. Ihre Waffen sind veraltet. Oft passen die Patronen nicht einmal zu den Gewehren. Die Artillerie hat pro Geschütz gerade noch acht Granaten.

In den Jahren zuvor ist Faisal, ein Prinz aus dem Hause der Haschemiten, zum Hoffnungsträger aller Araber zwischen Mekka und Damaskus geworden. Der Emir gehört zum wohl angesehensten Clan der ganzen arabischen Welt: Die Familie der Haschemiten stammt direkt vom Propheten Mohammed ab, seit Jahrhunderten stellt sie die Scherifen, die Hüter von Mekka und Medina, der beiden heiligsten Städte der Muslime.

Faisal sollte den Traum eines vereinten, unabhängigen arabischen Staates Wirklichkeit werden lassen, der das Herzland des Islam umfasst – eines Königreichs, das von Mekka bis zum Taurusgebirge an der Grenze zu Anatolien reicht, vom Roten Meer in weitem Bogen über Bagdad in Mesopotamien bis nach Basra am Persischen Golf.

Doch hier, vor Damaskus, platzt der Traum von der Einheit der Araber. Nur kurz bringt Faisals desolater Haufen den Vormarsch des französischen Heers ins Stocken, in dem Truppen aus den Weiten des Kolonialreichs der Franzosen kämpfen. Zwei senegalesische Kompanien werden von den syrischen Verteidigern vorübergehend eingekesselt.

Dann greift die Kavallerie der Kolonialarmee ein. An den Flanken stürmen von Norden wie von Süden marokkanische und algerische Reiter heran. Tiefflieger feuern in die Schützengräben. Faisals Männer haben keine Chance

Gegen Mittag ist alles vorbei, der letzte Widerstand gebrochen. Nicht einmal die Minen, die die Verteidiger in den Gräben versteckt hatten, vermochten sie noch zu zünden. Wer kann, der flieht. Hunderte arabischer Kämpfer liegen tot im Staub. Den Franzosen steht der Weg nach Damaskus offen.

Die Kolonialmacht hat ihre Ansprüche mit Waffengewalt durchgesetzt. Frankreich tut das in der kühlen Gewissheit seiner militärischen Stärke und im arroganten Gefühl moralischer und zivilisatorischer Überlegenheit. Und das ausgerechnet im Gründungsjahr des Völkerbunds, der zum ersten Mal das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu internationalem Recht erhebt. Eine Farce.

Umso mehr, als die europäischen Siegermächte des Ersten Weltkriegs längst einen Großteil der arabischen Gebiete in Geheimgesprächen unter sich aufgeteilt haben. Mit dem Lineal haben die Beamten der Regierungen in London und Paris noch während der Kämpfe die Grenzen neu gezogen und die Landkarten eingefärbt: rot die britische, blau die französische Sphäre.

Faisal ist dies sehr wohl bewusst. Nach der Niederlage beordert der 37 Jahre alte Monarch sein Kabinett nach Kiswa, rund 20 Kilometer südlich von Damaskus. Die Minister kommen per Zug aus der Hauptstadt zur letzten, improvisierten Kabinettsitzung der Regierung des freien Syrien. Hastig lässt auch Faisal sich über holperige Feldwege mit dem Auto zur Bahnstation von Kiswa fahren. Ein geschlagener Mann.

Faisal versucht sich in den Tagen darauf irgendwie mit den vorrückenden



1916 wird Thomas Edward Lawrence vom britischen Oberkommando in Kairo als Verbindungsoffizier zu Faisal abgestellt. Der Archäologe, den man später »Lawrence von Arabien« nennen wird, kennt die Sitten und Gebräuche der Einheimischen

Theologen debattieren
im Hof der al-Azhar-
Moschee in Kairo, zu der
eine der ältesten Universi-
täten der Welt gehört.
Seit 1882 steht Ägypten,
zuvor eine Provinz des
Osmanischen Reiches, unter
britischer Oberhoheit.
London will den wichtigen
Seeweg nach Indien
durch die Kontrolle des
Suezkanals absichern



Franzosen zu arrangieren, bietet Verhandlungen über die Bildung einer neuen Regierung an. Doch die wollen davon nichts wissen, fordern Faisal vielmehr auf, unverzüglich das Land zu verlassen. Als der König zögert, lassen sie kurzerhand aus der Luft über seinem Aufenthaltsort Flugblätter abwerfen, in denen sie mit einem Bombenangriff drohen.

Damit muss Faisal sich endgültig eingestehen, dass er nicht mehr ist als eine Figur im Spiel der imperialistischen Mächte. Und dass nicht die Araber das

Geschehen in ihrer Heimat bestimmen, sondern die Kolonialherren aus Europa.

Größer kann die Schmach kaum sein. Ein direkter Nachfahre des Propheten wird von fremden Herren seines eigenen Landes verwiesen. Die Niederlage von Chan Maisalun geht in die islamische Geschichte ein: als die Demütigung der Araber durch den Westen. Die Folgen werden lange nachwirken.

Diese europäische Expansion in die arabisch-islamische Welt begann Ende des 18. Jahrhunderts. 1798 fiel der französische Feldherr Napoleon Bonaparte

an der Spitze eines Expeditionsheeres in Ägypten ein. Ihm ging es nicht in erster Linie um die Kolonisierung und Ausbeutung des Landes am Nil. Vielmehr wollte Napoleon seinem Land im geostrategischen Ringen mit Großbritannien die Vormachtstellung im östlichen Mittelmeer sichern. Doch das Abenteuer währte nur etwa drei Jahre, dann musste sein Expeditionskorps aufgeben.

Nominell gehörte die gesamte Küste Nordafrikas sowie die Levante Anfang des 19. Jahrhunderts zwar zum Osmani-



Trotz kultureller Zeugnisse wie dieser gewaltigen Grabmale vor den Toren Kairos gelten die Muslime in Europa als rückständig. Sie müssen, so die Meinung in London und Paris, »zivilisiert« werden – notfalls mit Gewalt



Schulklasse im Maghreb, um 1912. Europa dominiert zu dieser Zeit Afrikas Norden: Paris herrscht über Algerien, Tunesien und den Großteil Marokkos, Rom über Tripolitanien und die Cyrenaika, London über Ägypten, Madrid über Rest-Marokko

schen Reich. Der Herrscher dieses Imperiums, der Sultan von Istanbul, führte den Titel des Kalifen, des Oberhaupts aller Muslime. Tatsächlich aber regierten die Lokalherrscher von Ägypten, Tunesien oder Algerien – Paschas, Beys und Deys – weitgehend autonom. Die Algerier lieferten sogar Getreide für Napoleons Kriegszug gegen Ägypten.

1830 war es abermals die französische Regierung, die eine Armee übers Mittelmeer entsandte: nach Algerien. Und diesmal war der Feldzug der Beginn

einer dauerhaften Besetzung und späteren Besiedlung. Um 1850 lebten bereits 110 000 europäische Kolonisten an der fruchtbaren Küste des Maghreb-Landes. 1870 waren es wohl eine Viertelmillion; in jenem Jahr annektierte Frankreich Algerien. Berber und Araber blieben aber vom Bürgerrecht ausgeschlossen.

Immer mehr intensivierte sich nun der Wettlauf der europäischen Staaten um überseeische Territorien und Einfluss – und um Märkte für die sich rasant entwickelnden neuen Industrien: Paris annektierte 1881 Tunesien und später einen Gutteil Marokkos, London brachte 1882 Ägypten unter seine Kontrolle. Als

Italien schließlich in Nordafrika Tripolitanien und die Cyrenaika an sich riss, stand die gesamte Küste von der Straße von Gibraltar bis zum Suezkanal unter der Gewalt der imperialistischen Mächte.

Die Europäer waren nicht nur militärisch stärker – sie fühlten sich in allen Lebenslagen überlegen. Die muslimischen Gesellschaften galten ihnen als rückständig und reformunfähig.

Und das vor allem wegen der Religion. Den Glauben an die göttliche Fügung allen Geschehens werteten die

Europäer als größtes Hindernis für Muslime, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und zu bessern. Der Islam wurde als irrational abgetan, als ein Hemmschuh für den Fortschritt – den das Abendland den Völkern bringen müsse.

Auch unter vielen Muslimen im Osmanischen Reich hatte sich schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Vorstellung verbreitet, dem Westen unterlegen zu sein: militärisch, technisch, politisch. Immer mehr Offiziere, Beamte und Lehrer wünschten sich Reformen nach europäischem Vorbild. Einige Männer der gebildeten Eliten nahmen daher (wie in Nordafrika nach der Besetzung durch die Europäer) die neuen Werte enthusiastisch an. Mancher lehnte nun etwa ebenfalls die (von den Europäern verurteilte) traditionelle Polygamie ab.

Auch religiöse Würdenträger begeisterten sich für die Neuerungen aus Europa. Aber es waren nur wenige. Die meisten Prediger waren gegen die Reformen oder versuchten, sie totzuschweigen.

Und ein paar muslimische Intellektuelle entwickelten selbstbewusste Antworten: Die islamische Welt sei Europa

im Frühmittelalter weit überlegen gewesen, dann aber ins Hintertreffen geraten, weil sie vom wahren Islam abgefallen sei.

Sie predigten den Blick zurück, die Rückkehr zu den Werten des Glaubens. Auf diese Weise könnten die Muslime zu alter Einheit zurückfinden. Denn nur einig, so lehrten diese neuen Fundamentalisten, könnten die Anhänger des Islam den Herausforderungen des Westens und den neuen Kolonialherren widerstehen.

Es gab aber auch eine politische Antwort auf die erniedrigende Herrschaft europäischer Kolonialmächte: den Nationalismus – obwohl der Gedanke der Nation als politischer Einheit in der arabischen Welt bis dahin nahezu fremd gewesen war. Was zählte, war die lokale Herkunft. Die Menschen fühlten sich nicht als Syrer oder Algerier, als Iraker oder Jemeniten, sondern vor allem als Leute aus Damaskus, Oran, Bagdad oder Sanaa. Genauso wichtig war die Zugehörigkeit zu einem Stamm, zu einer eng umgrenzten Region. Oder aber man fühlte sich schlicht als Teil der religiösen Gemeinschaft.

Erst als Reaktion auf die Kolonialmächte entwickelte sich zunächst in Ägypten, später auch in anderen Gegenden Nordafrikas die Idee islamisch ge-

prägter Nationalstaaten – als Gegenmodell zur Fremdherrschaft der Christen.

Europas Mächte selbst schufen dafür die Voraussetzungen. Sie zogen oft die Grenzen neu, um jene Territorien für sich zu markieren, die sie dem Osmanischen Reich abnahmen. Innerhalb dieser Grenzen bildeten sich nun neue nationale Identitäten: die Ägypter, die Algerier, die Libyer. Die europäischen Usurpatoren waren der gemeinsame Feind, gegen den sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen in diesen neu entstandenen Staatengebilden zusammaten.

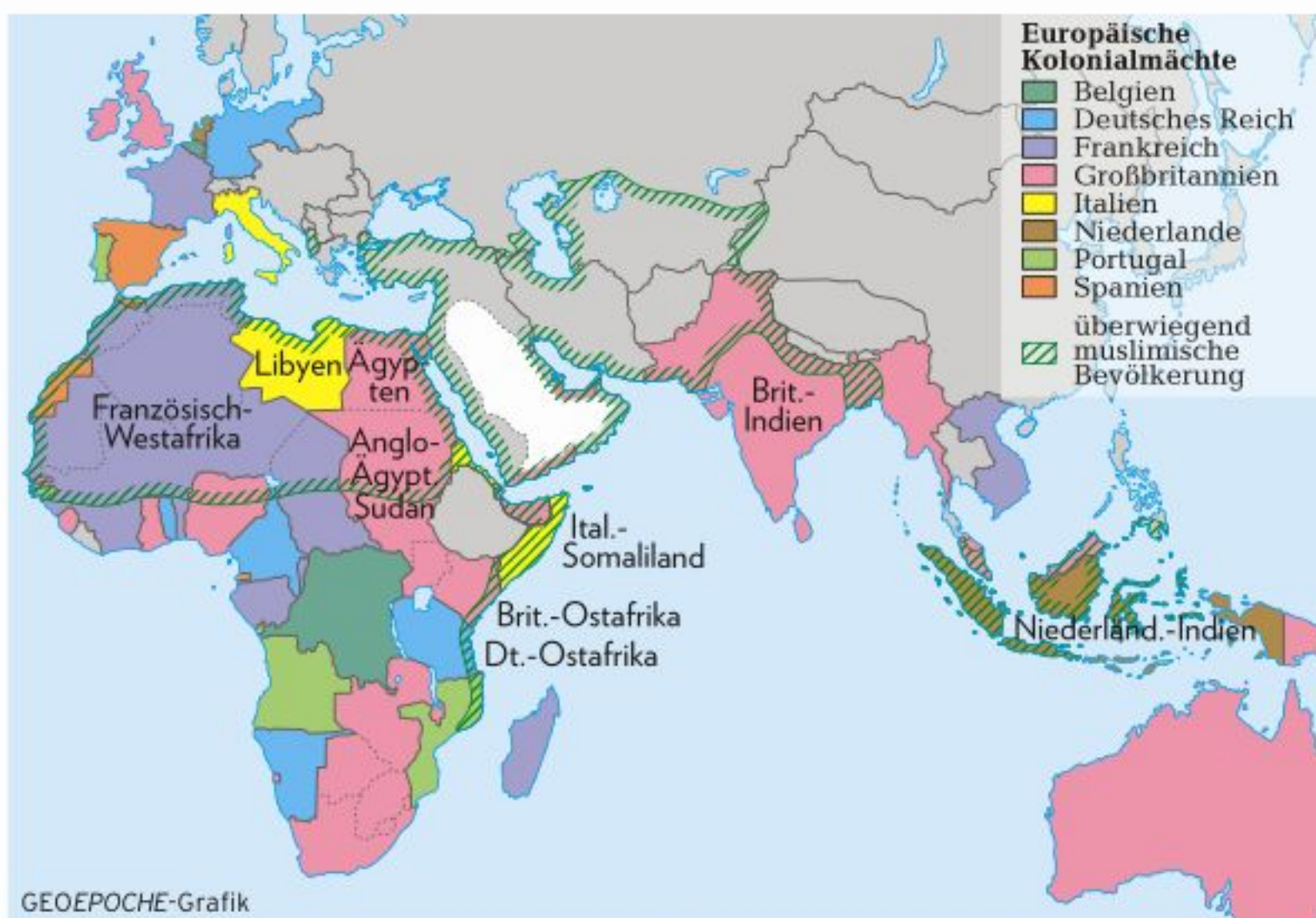


Zu Beginn des 20. Jahrhunderts findet der Gedanke eines Nationalstaats auch in vielen Gebieten, die noch direkt unter der Herrschaft des osmanischen Sultans stehen, immer mehr Anhänger, so in Syrien, Libanon, Irak, Palästina sowie im Hedschas, der Gegend um Mekka und Medina. Doch streben die meisten Aktivisten hier nicht jeweils eigene Staaten an, sondern träumen von einer Nation, die möglichst viele Araber vereint.

Vor allem Offiziere und Intellektuelle begeistern sich für die Idee. Geheimgesellschaften in Damaskus, Aleppo oder Bagdad werden gegründet, um die nationale Sache zu fördern. Ihr höchstes Ziel: ein Großarabien, ein Staat für die arabische Nation zwischen Mittelmeer und dem Persischen Golf, der zum großen Teil Muslime angehören und die islamisch geprägt ist, die aber auch arabische Christen und Juden einbezieht.

Der Erste Weltkrieg verwickelt das Osmanische Reich in den Großkonflikt der europäischen Mächte. Istanbul tritt aufseiten Deutschlands und Österreich-Ungarns in den Krieg ein. Und entgegen ihren Erwartungen gelingt es den Alliierten nicht, das vermeintlich schwache Reich des Sultans rasch in die Knie zu zwingen.

EUROPA UND SEINE KOLONIEN, 1914



GEOEPOCHE-Grafik

Die Kolonisierung der islamischen Welt durch die Europäer beginnt im 16. Jahrhundert in Südostasien und an der Ostküste Afrikas, im 19. Jahrhundert folgt Nordafrika. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges kontrollieren europäische Mächte etwa die Hälfte des von Muslimen bewohnten Territoriums. Als der Krieg 1914 ausbricht, greifen sie auch nach dem arabischen Kernland



Im Frühjahr 1917 erobern die Briten die osmanische Provinz Bagdad am Tigris und ziehen in die gleichnamige Stadt ein (links). Bereits zuvor haben London und Paris heimlich vereinbart, wie sie die errungenen Gebiete nach dem Krieg untereinander aufteilen werden. Von einem unabhängigen Staat für die Araber – wie deren Führern zugesagt – ist in den Gesprächen unter Briten und Franzosen nie die Rede

Statt weiter eigene Truppen zu gefährden, versuchen die Briten in der Folgezeit, den Widerstand der Araber gegen das Osmanische Reich zu organisieren. Denn die arabischen Nationalisten empfinden die jahrhundertealte Herrschaft der türkischen Sultane als Ära der Unterdrückung – zumal die seit 1908 in Konstantinopel regierenden „Jungtürken“ (eine neue politische Gruppe von Offizieren und Verwaltungsleuten, die das Türkentum stärken wollen) die Zentralisierung des Reichs noch fördern sowie Türkisch als Amtssprache in Schulen und Verwaltung einführen.

Nach dem Kriegseintritt im Herbst 1914 verfolgen die osmanischen Behörden die arabischen Nationalisten erbarmungslos als Feinde an der Heimatfront. Hunderte werden hingerichtet oder eingekerkert, Tausende werden deportiert oder müssen ins Exil zu

den Alliierten fliehen, unter anderem in das von den Briten dominierte Ägypten.

Im Juli 1915 beginnen der dortige britische Statthalter, Hochkommissar Henry McMahon, und der Scherif von Mekka, der Haschemiten-Herrscher Husain ibn Ali, einen Briefwechsel.

London verspricht den Arabern ein unabhängiges Königreich – doch nur zum Schein

Husain, der Vater Faisals, ist nicht irgendein lokaler Potentat. Unter der Oberhoheit der Osmanen regiert er die Region um Mekka und Medina. Acht Monate schreiben sich die beiden Briefe. Und langsam gelingt es McMahon, mit vieldeutigen Formulierungen und überzogenen Zusagen, Husain zu einer ara-

bischen Revolte gegen die Osmanen aufzustacheln.

Um diesen Aufstand auszulösen, sagt McMahon so gut wie alles zu, was Husain ibn Ali fordert. So sei Großbritannien unter anderem bereit, ein unabhängiges großarabisches Königreich anzuerkennen, das die Haschemiten regieren und das vom Mittelmeer bis an den Persischen Golf reichen soll. Allerdings nimmt London zwei „Modifikationen“ vor, wie McMahon im Oktober 1915 schreibt:

- Die Region Kilikien im Süden der heutigen Türkei, das syrische Küstengebiet sowie der Libanon sollen unter französische Hoheit kommen, weil

Großbritanniens Kriegsverbündeter dort bereits „Interessen“ habe, wie es im Brief heißt, also Gebietsansprüche erhebt. Die sind Gegenstand separater Verhandlungen zwischen London und Paris, was McMahon aber verschweigt.

- Für die bisherigen osmanischen Provinzen Basra und Bagdad stellt McMahon eine gemeinsame britisch-arabische Verwaltung in Aussicht.

Im Gegenzug will London den arabischen Aufstand gegen die Osmanen mit Waffen- und Weizenlieferungen sowie Geld unterstützen.

Die Zusagen an Husain sind nicht die einzigen Versprechungen, zu denen sich die Briten für die Nachkriegszeit im Vorderen Orient bekennen. Sie schließen zwei weitere Abkommen über die Zukunft einiger zu der Zeit noch osmanisch beherrschter Regionen ab – und geben da Garantien, die miteinander nicht vereinbar sind.

So sagen sie Chaim Weizmann, dem Führer der Zionistischen Weltorganisation, eine „nationale Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina“ zu: aber auf Territorium, das sie zuvor im Briefwechsel mit Husain den Arabern überlassen hatten.

Und in Geheimsprachen teilen London und Paris die arabischen Provinzen des Osmanischen Reiches unter sich auf. Die Briten haben zwei klare Prioritäten: Sie wollen Öl – und sie wollen ihre Kolonien in Asien schützen.

Deshalb streben sie danach, den Persischen Golf sowie das gesamte Zweistromland bis hinauf nach Mosul zu kontrollieren; in beiden Regionen ist Öl gefunden worden, und die Gebiete sichern den Zugang zu ihren indischen Besitzungen. Zudem wünschen sich die Briten einen Landstreifen vom Mittelmeer zum Golf, um dort eine Eisenbahn zu bauen. Daher wollen sie sich auch Palästina und Transjordanien sichern.

Für die Franzosen wiederum ist der Kolonialbesitz im Nahen Osten in erster Linie eine Prestigefrage. Darüber hinaus verstehen sie sich als Schutzmacht der christlichen Maroniten im Libanon und in Syrien; und auch sie haben wirtschaftliche Interessen in der Region.

Auf den Karten zum „Sykes-Picot-Abkommen“, benannt nach den Ver-

handlungsführern, sind die jeweiligen Gebiete mit Farben markiert.

Die rote Zone umfasst die osmanischen Provinzen Basra und Bagdad; sie fallen unter die Kontrolle der Briten. Blau werden Kilikien und die syrische Küstenregion eingefärbt bis hinab nach Tyros – die französische Zone. Palästina wird braun: Es soll im Widerspruch zu den Zusagen an Husain unter internationale Verwaltung kommen.

Darüber hinaus markieren die Unterhändler „Einflusssphären“, deren rechtlicher Status noch nicht definiert ist, bei denen aber klar ist, wer hier das Sagen haben soll:

- Die britische Sphäre, hellrot in die Karte eingezeichnet, erstreckt sich quer über Nordarabien, von Gaza über Transjordanien bis hin nach Kirkuk im Irak und hinunter an den Golf;

Die Briten verhandeln nicht nur mit den Arabern: Palästina sichern sie zugleich auch den Juden zu

- die Franzosen erhalten ein hellblau koloriertes Dreieck mit den Eckpunkten Mosul, Aleppo, Damaskus;

- die Wüste im Inneren der Arabischen Halbinsel gilt als strategisch nicht weiter interessant (denn noch ist dort kein Öl gefunden worden – das in diesen Jahren an Bedeutung gewinnt: Die Briten haben bereits vor Beginn des Weltkriegs begonnen, ihre Flotte von Kohle- auf Ölfeuerung umzustellen).

Von einem unabhängigen Großarabien ist keine Rede mehr. London und Paris haben andere Ziele: Sie planen für die Zeit nach dem Krieg gemeinsam die Kolonisierung der osmanischen Gebiete.

Mag sein, dass Husain jetzt schon das doppelte Spiel der Briten durchschaut. Doch er ist in einer misslichen Lage. Die Osmanen verstärken im Frühjahr 1916 bedrohlich ihre Garnisonen in seinem Herrschaftsgebiet und verlangen von ihm Truppen, um gegen die Briten am Suezkanal vorzurücken. Zugleich muss er fürchten, dass sein geheimer Briefwechsel mit McMahon als Verrat an den Osmanen entdeckt wird.

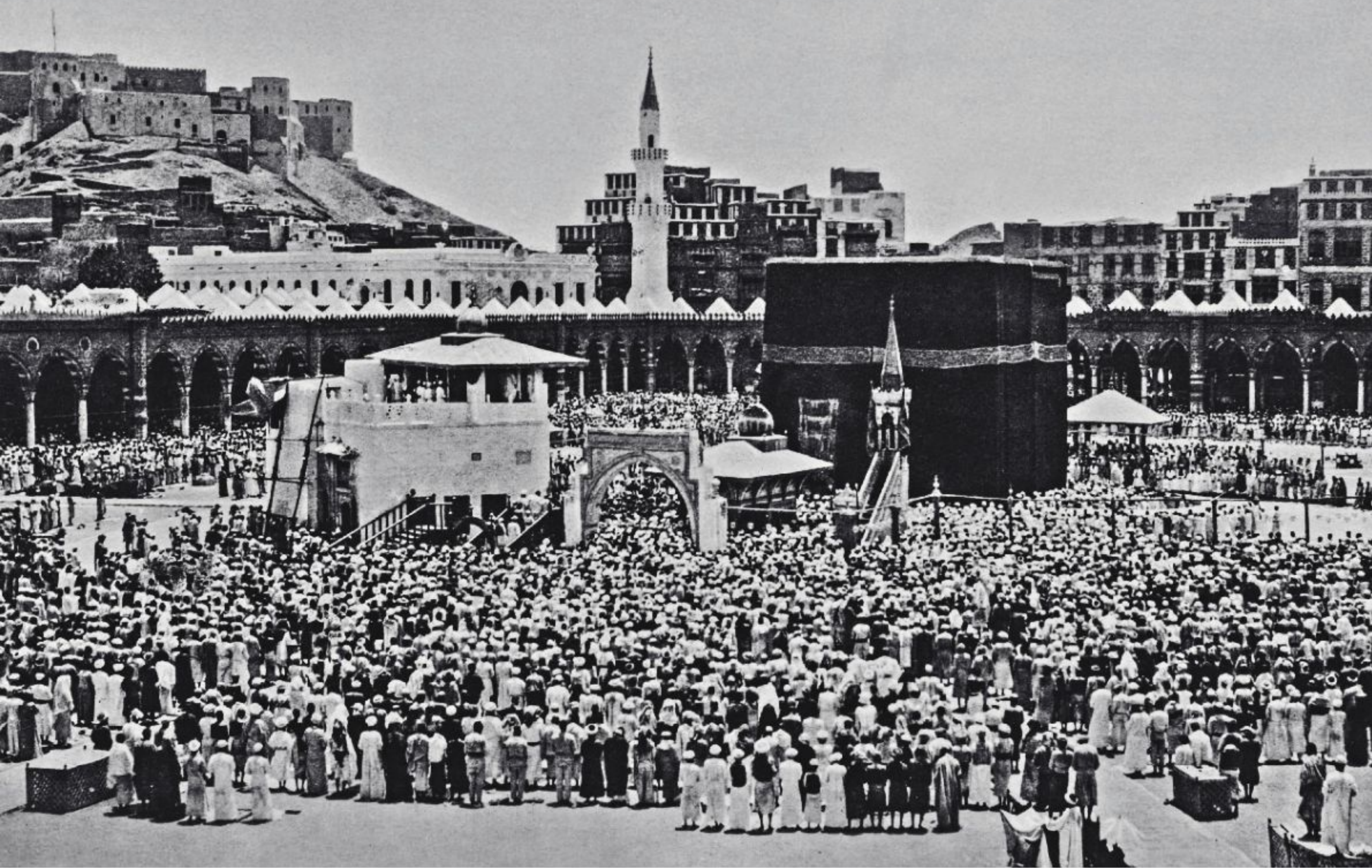
Und so entscheidet er sich am 10. Juni 1916 für die Revolte. Als Wächter der heiligen Stätten des Islam ruft er zum Dschihad gegen die Osmanen auf. Mit einem Schuss, den er aus dem Fenster seines Palastes in Mekka in Richtung des osmanischen Hauptquartiers abfeuert, bricht der Aufstand los.

Ein Fanal nach rund vier Jahrhunderten der Fremdherrschaft.

Zur zentralen Figur des Aufstands entwickelt sich rasch Husains drittgeborener Sohn Faisal, ein im Vergleich zu den meisten seiner Landsleute hochgewachsener Mann von stets aufrechtem Gang, mit blassem Gesicht und sorgfältig geschnittenem, dunklem Bart. Die goldgewirkte Kordel um seinen weißen Kopfumhang weist auf seine vornehme Herkunft als direkter Nachfahre des Propheten Mohammed hin (auch wenn er selbst nicht als tiefreligiöser Mensch gilt). Die nächsten Jahre werden diesen arabischen Prinzen ins Zentrum des internationalen Ringens um die Erbmasse des Osmanischen Reiches bringen.

Faisal ist 1916 erst 33 Jahre alt und befehligt schon die arabische „Nordarmee“, die die Osmanen aus Mekka und der Hafenstadt Dschidda vertreiben und von dort Richtung Norden ziehen soll. Er ist ein eher vorsichtiger Mann, lässt sich nicht von der Euphorie seiner Gefolgsleute in den ersten Tagen nach dem Gewehrschuss von Mekka anstecken.

Denn Faisal ist zutiefst skeptisch, was die wahren Motive der Politiker in London angeht. „Ich weiß, dass die Briten den Hedschas nicht wollen“, sagt er dem ihm zugeordneten britischen Verbindungsoffizier Thomas Edward Lawrence (den man später „Lawrence von Arabien“ nennen wird) bei ihrem ersten Zusammentreffen über die Region um Mekka und Medina. „Aber sie wollten den Sudan auch nicht und haben ihn trotzdem in Besitz genommen. Vielleicht wird ihnen ja auch Arabien eines Tages wertvoll erscheinen.“



Gläubige beten an der Kaaba in Mekka, dem heiligsten Ort der Muslime, der wie Jerusalem und Medina 1914 zum Osmanischen Reich gehört. Hier ist Mohammed zur Welt gekommen, hier hat er der Tradition nach den Koran empfangen, hier die alten Götzen zerstört. Und 1916 wird die Stadt zum Ausgangspunkt des arabischen Aufstands



Felsendom auf dem Tempelberg in Jerusalem. Der monumentale Schrein beschirmt seit mehr als einem Jahrtausend jene Stelle, von der aus Mohammed einst in den Himmel aufgestiegen sein soll



Hoch überragen die Minarette der Prophetenmoschee die Stadt Medina – die Grabstätte Mohammeds und Endstation der Hedschas-Bahn, die im arabischen Aufstand heftig umkämpft ist

Nach dem Ende des Krieges reisen Faisal und Lawrence (4. u. 5. v. l.) zur Friedenskonferenz in Versailles. Der Prinz will die nationale Sache der Araber vertreten. Doch weder Briten noch Franzosen verhandeln mit ihm. Stattdessen verabreden sie hinter seinem Rücken, welche Teile der einstigen osmanischen Gebiete an London fallen sollen und welche an Paris



Es wird sich zeigen, dass sein Misstrauen nur allzu berechtigt ist.

Zudem hat sich Faisal militärisch bislang nur mit widerspenstigen Beduinen und Aufständischen im Jemen auseinandersetzen müssen. Einen Feldzug gegen eine moderne Armee zu organisieren übersteigt seine Erfahrungen bei Weitem.

Und jene Truppe, die die Araber stolz ihre „Nordarmee“ nennen, ist in Wirklichkeit ein disziplinloser, schlecht ausgebildeter und miserabel bewaffneter Haufen von Stammeskriegern mit veralteten Flinten, die weniger die Vision eines vereinigten Arabiens lockt als vielmehr die Aussicht auf Kriegsbeute.

Mit kleinen Guerilla-Attacken kämpfen sich die Araber nach und nach in der Wüste die mehr als 1300 Kilometer lange Hedschas-Bahn entlang, die Medina mit Damaskus verbindet. Immer wieder sprengen sie die Gleise in die Luft, überfallen Bahnstationen und kleinere osmanische Garnisonen. Etwa

25 000 Soldaten haben die Osmanen zusammengezogen, rund 14 000 in Medina und 11 000 zur Sicherung der Eisenbahn. Manchmal kann Faisal ihnen einige Tausend Kämpfer entgegensetzen, manchmal nur ein paar Hundert – je nachdem, wie viele Beduinenführer er gerade

schen Provinzen zusammen. Beamte und Soldaten fliehen Richtung Norden. Am 1. Oktober 1918 marschieren Faisals Truppen in Damaskus ein.

Die Besetzung der Stadt ist von enormer Bedeutung für die Araber. Die 300 000 Einwohner zählende Metropole ist das kulturelle und wirtschaftliche Zentrum der Region. Von hier aus hat die Umayyaden-Dynastie einst ihr Weltreich von Spanien bis zum Indus regiert. Die nach ihnen benannte Moschee ist eines der bekanntesten Gotteshäuser des Islam.

Und schließlich ist Damaskus das Zentrum der arabischen Nationalisten. Hier ist Faisal 1915 mit einer ihrer Geheimgesellschaften bekannt gemacht worden.

Zwei Tage nach der Einnahme der Stadt zieht der Prinz am 3. Oktober 1918 am Kopf einer langen Prozession von Kamelreitern und Fußsoldaten in Damaskus ein, hoch zu Ross. Jubelnde

Im Sommer 1920 haben die Araber das Spiel endgültig verloren. Die Kolonialmächte wollen ihren Staat nicht

von der Fortführung des Kampfes zu überzeugen vermag.

Dennoch kommt Faisal voran. Am 6. Juli 1917 erobern seine Kamelreiter, beraten von Lawrence von Arabien, die Hafenstadt Aqaba am Roten Meer. Und von Ägypten her schicken die Briten nun doch Truppen, versetzen den Osmanen in Palästina den entscheidenden Schlag. Ende September 1918 bricht die Herrschaft der Osmanen über ihre arabi-

NIEDERGANG EINER GROSSMACHT, 1914



Einst umspannte das Osmanische Reich das halbe Mittelmeer, 1914 sind ihm nur noch Kleinasien, die Levante, das Zweistromland und Teile Arabiens geblieben. Die Besitzungen in Nordafrika hat es an Paris, Rom und London verloren. Im Norden muss es sich gegen Griechenland, Bulgarien und Russland behaupten. Der Pakt mit Berlin im Ersten Weltkrieg wird den Untergang des Reichs bedeuten

Menschen säumen den Weg. Sie küssen ihm die Hand, skandieren seinen Namen, schwenken die Fahne der arabischen Revolte.

Er ist ein stolzer Sieger. Aufmerksamen Beobachtern entgehen aber nicht seine Blässe und die müden Gesichtszüge. Der euphorische Empfang rührt ihn zu Tränen. Nach zwei Jahren Krieg scheint das Ziel greifbar zu sein: ein unabhängiger arabischer Staat. Endlich.

Tatsächlich aber ist es ganz anders. Faisals erster Termin in Damaskus gilt Edmund Allenby. Als Kommandeur der britischen Truppen in der Region ist Allenby der wahre Herr über das von den Osmanen befreite Gebiet.

Der selbstbewusste Brite verwendet nicht viel Zeit auf Nettigkeiten. Angewiesen vom Außenministerium in London, die Grundzüge des Sykes-Picot-Abkommens nun offiziell zu enthüllen, eröffnet er Faisal, dass es einen unabhängigen arabischen Staat nicht geben wird. Vielmehr sollen in Zukunft weite Teile der Region französisch verwaltet werden.

Faisal protestiert heftig. Gibt sich unwissend, obwohl ihm das Doppelspiel der Briten längst bekannt sein muss. (Russische Revolutionäre haben das Dokument im Jahr zuvor publik gemacht.)

In jedem Fall macht ihm die Unterredung eines klar: Er wird auch weiterhin für seinen Traum kämpfen müssen.

E

Ende Oktober 1918 kapituliert das Osmanische Reich endgültig, die letzten Soldaten Istanbuls ziehen sich zurück nach Anatolien. Britische Truppen stehen jetzt überall zwischen Kairo und Bagdad. Im Libanon ist allerdings bereits am 7. Oktober ein erstes kleines französisches Kontingent eingetroffen.

Doch auch Faisal behält seine Soldaten und kann sogar mit Duldung der

Briten in den befreiten syrischen Gebieten eine arabische Selbstverwaltung aufbauen und eine provisorische Regierung einsetzen.

Der Haschemiten-Prinz hat also, trotz der ernüchternden Ankündigungen Allenbys, keinen Grund aufzugeben.

Im Gegenteil: Die Chancen, nun zumindest einen kleineren, freien arabischen Staat namens „Großsyrien“ durchzusetzen, der immerhin den Libanon, Syrien und Transjordanien umfasst, scheinen zunächst gar nicht so schlecht zu stehen. Denn im November veröffentlichten Briten und Franzosen eine gemeinsame Deklaration, in der sie beteuern, ihr Ziel sei „die vollständige und eindeutige Gleichberechtigung der Völker, die so lange von den Türken unterdrückt wurden, und die Schaffung nationaler Regierungen, deren Autorität aus der freien Wahl der einheimischen Bevölkerung hervorgeht“.

Mehr kann sich Faisal eigentlich nicht wünschen – auch wenn nun nicht mehr ausdrücklich von einem großen

arabischen Staat die Rede ist, sondern von mehreren kleineren Staaten. Zudem hat Woodrow Wilson, der Präsident der USA, ohne deren Hilfe der Sieg der Alliierten nicht möglich gewesen wäre, bereits Anfang 1918 in 14 Punkten seine Vision einer neuen Friedensordnung verkündet.

In Punkt zwölf führt Wilson aus, dass auch den Arabern eine „völlig ungestörte Gelegenheit zur selbstständigen Entwicklung gegeben werden“ müsse. (Die USA verfolgen in dieser Zeit eine eher moralisch getriebene Außenpolitik, erheben noch keine eigenen Interessen in der Region und konzentrieren sich nach dem Krieg ohnehin vor allem auf die eigene Innenpolitik.)

Sind die Großmächte nun also doch bereit, trotz der Geheimabkommen und etlicher gebrochener Versprechen den Arabern Einheit und Unabhängigkeit zuzugestehen?

Im November 1918 reist Faisal an Bord eines britischen Kriegsschiffes zur großen Friedenskonferenz nach Europa. Die Franzosen schicken ihn zu den Schlachtfeldern von Verdun, eine Tour des Grauens. Die Briten lassen ihn Industrieanlagen in Schottland besichtigen.

Verhandeln aber wollen beide Seiten nicht mit ihm. Faisal fühlt sich hintergangen. „Wir werden der Welt Ihr betrügerisches Verhalten offenbaren“, droht er Londons Außenministerium.

Das macht wenig Eindruck. Selbst die USA, auf die die Araber so große Hoffnungen setzen, geben sich unverbindlich. Als einziges Zugeständnis setzt Washington bei den Kriegsverbündeten eine unabhängige Kommission durch, die im Frühsommer 1919 in Großsyrien (also einschließlich des Libanon und Transjordaniens) ergründen soll, ob und wie sehr die dortige Bevölkerung einen unabhängigen arabischen Staat wünscht.

Auf mehr erhebt Faisal auch gar keinen Anspruch mehr. Denn im Hedschas regiert ja sein Vater, das Zentrum der Arabischen Halbinsel kontrolliert der Clan der Sauds, in Aden ganz im Süden sitzen die Briten seit fast einem Jahrhundert. Zudem hat London im Briefwechsel zwischen Faisals Vater und McMahon einen Großteil des Zweistromlandes für sich reklamiert, und die Verhältnisse in Palästina sollen ebenfalls unter ausländischer Führung geregelt werden.

Briten und Franzosen haben jedoch keineswegs die Absicht, sich an die Empfehlungen der Kommission zu halten. Noch während Faisal in Frankreich ist, verständigen sich die Premiers beider Länder erneut über die Aufteilung der früheren osmanischen Gebiete zwischen Gaza und dem Persischen Golf – mit weiteren Vorteilen für die Briten: Die bekommen nun auch noch Palästina sowie das Ölgebiet von Mosul zugesprochen. Im Gegenzug bestätigt die Regierung in London abermals Frankreichs Anspruch auf die Oberhoheit in Syrien und dem Libanon.

Diesen Deal kennt Faisal noch nicht. Aber er ahnt, dass die Europäer mit ihm spielen. Und er, der Sohn eines Wüstenherrschers, will nun mitspielen. Vorsichtig zwar, wie es seine Art ist. Aber die Eskalation beginnt.

Faisal, inzwischen nach Damaskus zurückgekehrt, beruft den Großsyrischen Generalkongress ein, ein provisorisches Parlament. Er weiß, dass in Europas Demokratien gewählte Versammlungen den Willen des Volkes vertreten. Und so lässt er in allen Städten der späteren Staaten Syrien und Jordanien Delegierte wählen.

Zwar verhindern Briten und Franzosen in Palästina und dem Libanon die Wahl, denn dort kontrollieren sie die Verwaltung. Und auch in den irakischen Provinzen unterdrücken die Briten jede arabische Unabhängigkeitsbestrebung. Aber in Syrien haben die Araber die Be-

bin, Krieg gegen den Kalifen der Muslime (also den osmanischen Sultan von Istanbul, *die Red.*) zu führen, nun aber dabei zusehen soll, wie die europäischen Mächte das Land der Araber aufteilen“, lässt er London wissen.

Noch einmal fährt er nach Europa und verhandelt vier Monate lang. Doch die Franzosen bestehen darauf, den Libanon von Syrien abzutrennen. Immerhin sind sie nun bereit, einen eigenständigen arabischen Staat (ungefähr auf dem Gebiet des heutigen Syrien) anzuerkennen – aber nur, wenn sie die Oberhoheit erhalten. Faisal zögert, die Vereinbarung zu unterzeichnen.

Nach den ermüdenden Verhandlungen weiß er, dass mehr nicht zu erreichen ist. Doch sein Vater Husain drängt weiter, schickt sogar ein Telegramm an die überall im Nahen Osten gelesene ägyptische Zeitung „al-Ahram“, in dem er all jene Verräter nennt, die das Recht der Araber auf Selbstbestimmung aufgeben. Das in der Zeitung veröffentlichte Schreiben zielt auf den eigenen Sohn.

Und in Damaskus gewinnen die radikalen Nationalisten immer mehr an Einfluss. Sie verlangen die sofortige Unabhängigkeit eines arabischen Staates.

Faisals jüngster Bruder Zaid schickt ihm per Telegramm einen Hilferuf: „Die Revolution steht vor den Toren.“

Faisal eilt zurück – und ist von nun an ein Getriebener.

Nach seiner Niederlage erkennt Faisal, dass die Briten noch weitreichende Pläne mit ihm haben

hörden inzwischen übernommen. Und Vertreter der großen Clans aus Palästina und dem Libanon werden kurzerhand als Abgesandte nach Damaskus eingeladen – auch ohne Wahl.

Am 2. Juli 1919 fordert der Generalkongress die vollständige Unabhängigkeit Großsyriens, mit Faisal als Monarchen. Die Vormundschaft einer europäischen Macht über diese Region, so wie es die Franzosen wollen, lehnen die Delegierten ab. Allerdings: Hinter verschlossenen Türen versichert Faisal dem britischen Oberbefehlshaber Allenby wohl, dass er bereit sei, die Oberhoheit einer europäischen Mandatsmacht anzuerkennen – solange das Großbritannien ist und nicht Frankreich.

Doch die Briten gehen auf Faisals Avancen nicht ein. Im Gegenteil: Sie kündigen den baldigen Abzug ihrer Truppen aus Syrien an. Französische Soldaten, so lassen den Prinzen wissen, sollen ihre Mannschaften ersetzen.

Faisal ist entgeistert. „Ich kann doch nicht vor die muslimische Welt treten und sagen, dass ich zwar gebeten worden

Erstmals droht er den Europäern nun mit militärischem Widerstand, sollten die Franzosen ihre Kasernen im Libanon verlassen und versuchen, die Stellungen

E



Als die Gespräche Faisals in London und Paris über einen arabischen Staat Großsyrien zu nichts führen, erklärt ein Parlament in Damaskus im März 1920 die Unabhängigkeit des Landes mit dem Prinzen als König. Bald darauf geht Paris militärisch gegen die junge Nation vor (französische Fremdenlegion in Syrien)

der Briten zu übernehmen. Die Truppen der Pariser Regierung scheuen die Auseinandersetzung – noch. Sie kämpfen zu dieser Zeit weiter nördlich gegen türkische Einheiten, die sich einer französischen Besatzung widersetzen.

Und so ziehen die Briten aus Syrien ab, ohne dass die Franzosen nachrücken: Paris hat nicht genug Soldaten bereit.

Arabische Freischärler beginnen nun, französische Posten entlang der Mittelmeerküste anzugreifen. Zwar distanziert sich Faisal offiziell von den Terrorattacken, tatsächlich aber werden die Guerillakämpfer von Offizieren seiner Armee ausgebildet.

Die Eskalation lässt sich nicht mehr aufhalten. Unter Druck der Nationalisten führt Faisals Regierung die allgemeine Wehrpflicht ein. Das ist ein Verstoß gegen die Vereinbarungen mit den Briten, die 8000 Mann zugestanden hatten. Denn jetzt sollen es viel mehr werden.

Faisal beruft für den 6. März 1920 den Generalkongress nach Damaskus ein. Schon am 7. März erklärt das Parlament die Unabhängigkeit Syriens – einschließlich des von den Briten besetzten Palästina und des französisch okkupier-

ten Libanon. Am 8. März wird Faisal im Rathaus von Damaskus einstimmig zum „König von Syrien“ ausgerufen. Eine offene Provokation der Westmächte.

London und Paris verweigern die Anerkennung des neuen Staates und gehen nun daran, ihre Verabredungen in die Tat umzusetzen.

Ende April 1920 teilen die Sieger über das Osmanische Reich dessen Erbe offiziell auf. Bei einer Konferenz im italienischen San Remo erkennen die Alliierten zwar die Unabhängigkeit Syriens und des (britisch besetzten) Irak im Prinzip an. Zugleich aber vergeben sie Mandate für genau jene Gebiete gemäß der neuen Völkerbund-Konvention. (Die internationale Organisation hat formell die Alliierten mit der Mandatsverwaltung beauftragt.)

Die Mandate sind nichts als eine auf das Völkerrecht übertragene Form der Vormundschaft. Die sieht vor, dass die Siegermächte über neue Nationen wachen, bis die vermeintlich „reif“ sind für die Selbstverwaltung.

Wann das so weit ist, entscheiden die Europäer, die den Völkerbund dominieren. So ist es kein Zufall, dass die Mandate für den Irak und Palästina an die Briten gehen – und Syrien einschließlich des Libanon an Frankreich fällt.

Die Araber haben das Spiel verloren. Einen unabhängigen arabischen Staat Großsyrien wollen die europäischen Mächte nicht. Faisal hat keine Chance.

Nur Wochen später holen sich die Franzosen ihre Beute. In Kilikien haben sie eine Waffenruhe mit den Türken vereinbart, und das eröffnet ihnen neue Möglichkeiten. Sie können von dort Truppen abziehen und sie gegen die Araber einsetzen.

Am 14. Juli 1920, dem französischen Nationalfeiertag, lässt General Henri Gouraud, der Oberkommandierende der Franzosen in Beirut, Faisal ein zehnzeitiges Ultimatum übermitteln. Er soll die Oberhoheit der Franzosen anerkennen, seine Armee verkleinern und die französische Währung des Libanon als Zahlungsmittel in ganz Syrien anerkennen. Die Franzosen verlangen also de facto die Selbstaufgabe des jungen Staates.

Das Ultimatum entzündet in Damaskus offenen Streit. Die Nationalisten wollen kämpfen. Das Parlament verabschiedet einstimmig eine Resolution,

in der jede Regierung für illegitim erklärt wird, die Frankreichs Bedingungen akzeptiert.

Faisal aber will sich nicht mehr auflehnen. Nach zwei Jahren Wüstenkrieg kann er das militärische Ungleichgewicht zwischen seiner buntscheckigen Truppe und dem disziplinierten Heer der Franzosen realistisch einschätzen. Er weiß: Die Araber sind deutlich unterlegen.

Verzweifelt bittet er die Briten um Hilfe. Doch die wollen davon nichts wissen. Und so fügt sich Faisal.

Am 19. Juli akzeptiert er Gourauds Bedingungen. Seine Regierung gibt den Befehl, jeden Widerstand aufzugeben, und schickt die in die Hauptstadt beorderten Soldaten nach Hause. Die Armee soll einfach aufgelöst werden.

Chaos in Damaskus. Empörte Soldaten stürmen aus den Kasernen auf die Straßen, unterstützt von aufgebrachten Demonstranten. Regierungstreue Einheiten feuern in die Menge, schlagen den Aufstand mit Maschinengewehrfeuer nieder. Rund 200 Tote liegen am Abend auf den Straßen der Stadt.

Entgegen vorherigen Zusagen setzt der französische General seinen Marsch auf Damaskus fort. Unter dem Druck der Nationalisten bleibt Faisal nichts anderes, als am 23. Juli 1920 doch noch den Kampf zu befehlen.

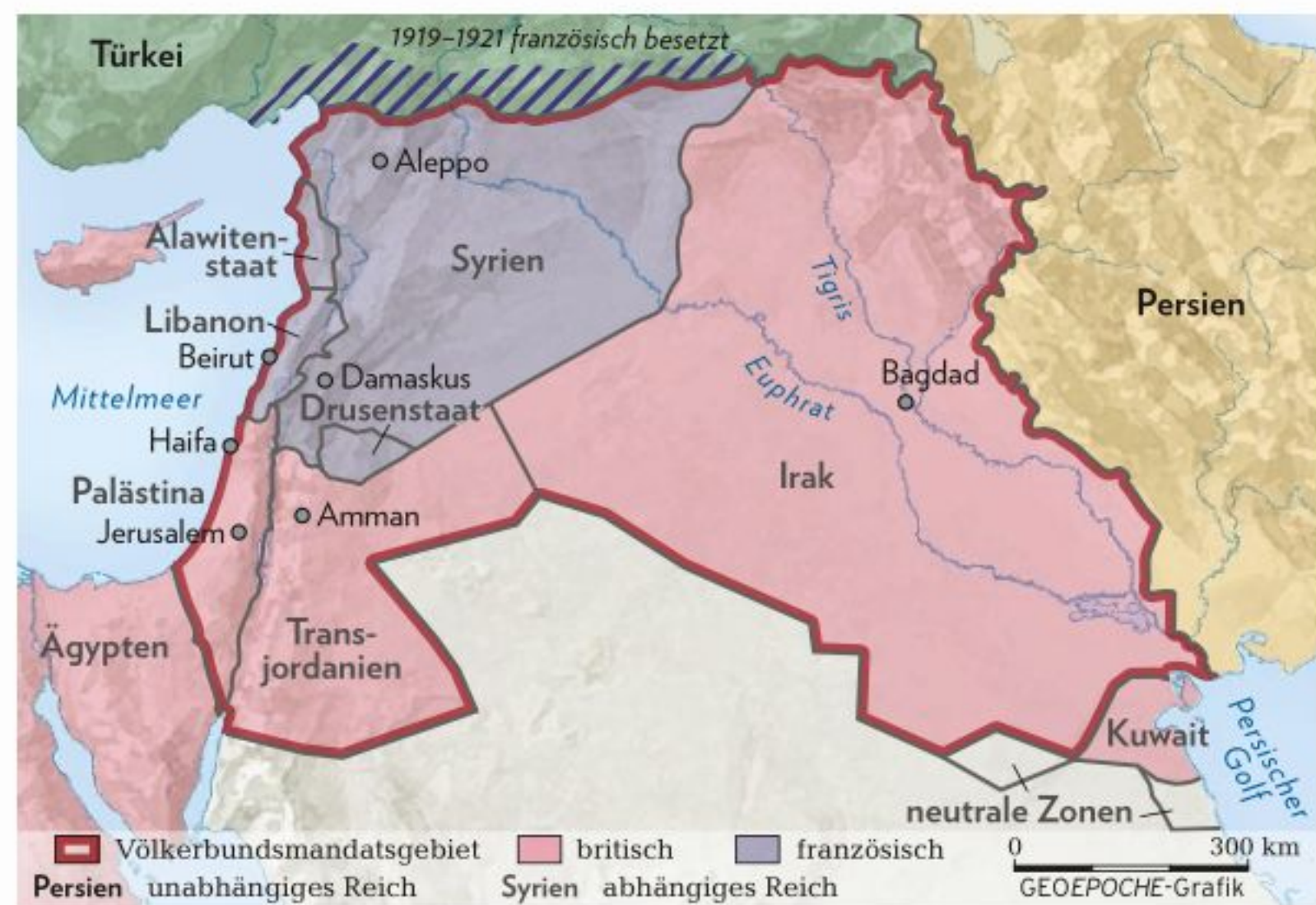
Aber für einen schlagkräftigen Widerstand ist es nun zu spät. Die wenigen intakten Einheiten, die seine Offiziere noch zusammentrommeln, schicken sie hinaus zum Pass von Chan Maisalun.

Etwa 25 Kilometer von Damaskus entfernt kommt es zum letzten, verzweifelten Gefecht. In aller Frühe lässt sich auch Faisal hinausfahren, das Unvermeidliche zu beobachten.

Der junge arabische Staat, den noch keine Macht der Welt offiziell anerkannt hat, steht vor dem Untergang.

Vier Tage nach der Schlacht von Chan Maisalun verweisen die Franzosen Faisal des Landes. Am 1. August 1920 trifft er mit dem Zug in Haifa im britisch verwalteten Palästina ein. Die Briten empfangen ihn in allen Ehren. Sie haben den Franzosen zwar Syrien und den Libanon zugestanden, sind aber im Osten die Gebiete über den weitaus größeren Teil des früheren Osmanischen Reiches.

DAS ERBE DER KOLONIALZEIT, UM 1925



Für den Völkerbund, der nach dem Krieg für Frieden und Sicherheit in der Welt sorgen soll, übernehmen London und Paris 1920 das Mandat als Schutzmächte des Nahen Ostens. Die Briten kontrollieren das Gebiet vom Mittelmeer bis an den Persischen Golf, die Franzosen den Libanon, Syrien sowie den Alawiten- und den Drusenstaat

Und dort werden sie schon bald Verwendung haben für den geschassten König aus der Haschemiten-Dynastie.



Auch die Franzosen haben ihr Ziel erreicht und sind nun Herren über ein nahöstliches Kolonialimperium. Aber schon im Spätsommer 1920 kommt es im syrischen Aleppo zum ersten Aufstand gegen ihr Regime. Es folgen viele weitere, die zum Teil Jahre andauern.

Nur mit äußerst brutaler Gewalt, mit Artilleriebeschuss von Wohnquartieren und Flächenbombardements von Städten und Dörfern, können sich die Franzosen behaupten.

Die Härte der Besatzer fördert den Widerstand im Untergrund: Während eines großen Aufstandes entsteht in

Westsyrien 1925 die „Hisb Allah“, die „Partei Gottes“, die als eine der ersten Organisationen die Menschen eindeutig im Namen der Religion gegen die Fremdherrschaft des Westens mobilisiert. (Später werden sich mehrere andere radikalislamische Gruppierungen einen ähnlichen Namen geben, so die seit den 1980er Jahren im Libanon aktive schiitische Miliz Hisbollah.)

Fast 100 000 Soldaten stationiert Paris zeitweise in Syrien, um den Aufstand niederzukämpfen. Erst 1927 bricht die Rebellion unter der Übermacht zusammen, doch das Land bleibt ein Militärstaat.

Wie die Franzosen denken auch die Briten nicht daran, ihren gerade erst gewonnenen Anteil am Nahen Osten aufzugeben und damit die strategisch wichtige Verbindung zu ihren Besitzungen in Asien. Doch sie wollen die Herrscherfamilie der Haschemiten für die Neuordnung – und Befriedung – ihrer Kolonien einspannen: in Transjordanien, das sie von Palästina abtrennen, sowie in den

neuen Besitzungen von Basra im Süden bis Mosul im Norden, denen sie den Namen „Irak“ geben, die alte Bezeichnung für das südliche Mesopotamien.

London hat Königreiche zu vergeben. Es sucht Staatsoberhäupter, die von den Einheimischen als legitime Herrscher anerkannt werden – und zugleich zuverlässige Partner der Briten sind.

1921 setzt London Faisals jüngeren Bruder Abdallah als Herrscher über sein Protektorat Transjordanien ein (entspricht in etwa dem heutigen Jordanien).

Faisal selbst, den die Briten in Syrien als besonnenen Mann kennengelernt hatten, bieten sie den Thron in ihrem neu geschaffenen Mandatsgebiet Irak an. Seinem Bruder Zaid schreibt der Prinz: „Wenn sich eine Tür schließt, wird Gott eine andere öffnen.“ Er ist bereit, das Angebot anzunehmen.

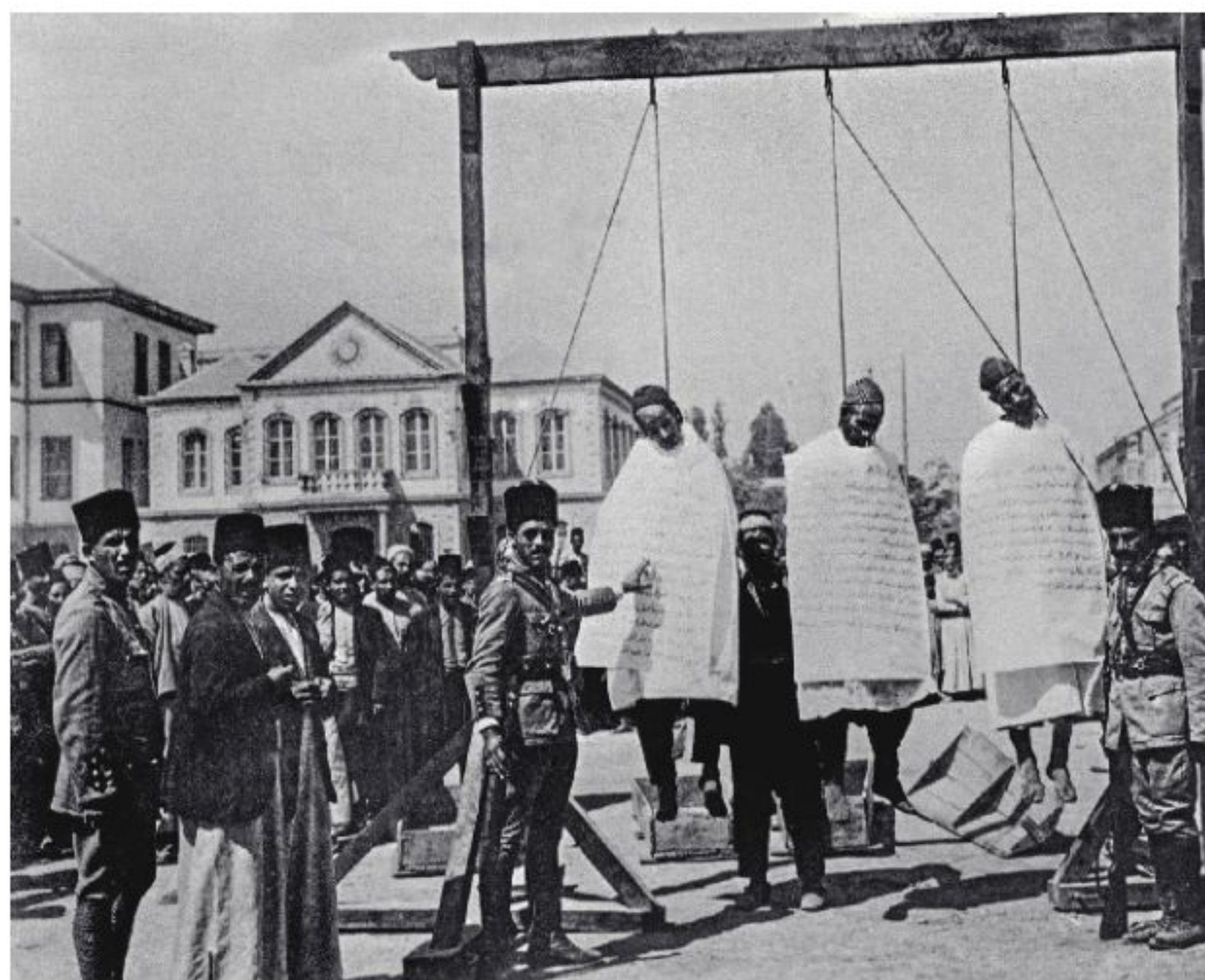
Am 23. August 1921, nur gut ein Jahr nach seiner Vertreibung aus Damaskus, wird Faisal in Bagdad gekrönt. Ein Herrscher von Großbritanniens Gnaden: Ständig stehen britische Soldaten im Land. Von deren Schutz wird der König Zeit seines Lebens abhängig bleiben.

1932 handelt Faisal mit den Briten die Entlassung des Irak in die Unabhängigkeit aus, der Völkerbund nimmt das Land als Vollmitglied auf. Als der König ein Jahr darauf stirbt, gilt der Irak als Erfolgsmodell in der arabischen Welt.

Vergessen aber haben die Araber die Schlacht von Chan Maisalun nicht.

Es ist ihnen Symbol für Verrat und Wortbrüchigkeit der imperialistischen Mächte, die anstatt der versprochenen Befreiung nur ein neues Joch gebracht haben. Für den Sieg des Kolonialismus, gegründet auf Gewalt und chauvinistischer Überheblichkeit. Und für die Niederlage des neu geschaffenen Völkerrechts gegen das Recht des Stärkeren.

Nur eine Gegend auf der Arabischen Halbinsel ist nicht Opfer der Gier der europäischen Kolonialmächte geworden: Am Golf und im Zentrum der Landmasse hat der Clan der Sauds den Osmanen schon vor dem Ersten Weltkrieg de facto die Macht entrissen. Nach dem Krieg richtet sich ihr Expansionsdrang gegen das von Faisals Vater regierte Königreich im Hedschas, das sie 1925 erobern. Wenig später erkennt London



Nach der Niederlage Faisals gegen die Franzosen errichtet Paris in Syrien einen Militärstaat, der bis 1946 bestehen wird – hier in Damaskus die öffentliche Hinrichtung dreier Männer, die französische Offiziere ermordet haben sollen

das neue Wüstenreich an, das sich 1932 Saudi-Arabien nennen wird – die Briten halten das Land für wertlos (es ist immer noch kein Erdöl gefunden worden).

Der Zweite Weltkrieg beendet die Übermacht der alten Kolonialmächte in den arabisch-islamischen Gebieten. Weder Briten noch Franzosen haben nach dem Ende des Weltenbrandes ausreichend Ressourcen, um ihre Überseemimperien gegen den Widerstand der Bevölkerung zu bewahren.

Das nutzen die Araber aus: Noch während des Krieges setzen die Libanesen 1943 ihre Unabhängigkeit gegenüber der widerstrebenden französischen Exilregierung durch. 1946 gelingt es auch Syrien und Transjordanien, sich von den Kolonialherren zu lösen.

Überall hinterlassen Briten und Franzosen zwar ein Regierungssystem, das sich an westlichen Vorbildern orientiert – mit Parlamenten, mit Premiers sowie Präsidenten oder Königen an der Spitze. Aber die Strukturen der arabischen Gesellschaft berücksichtigt es nicht, und demokratische Institutionen

haben (mit Ausnahme des Libanon) kaum Bestand. Übrig bleiben Staaten in Grenzen, die europäische Kolonialbeamte in London und Paris gezogen haben und die die Bevölkerungen oft willkürlich zusammenzwingen.

So wird es in allen Ländern früher oder später zu Bürgerkriegen kommen, die Hunderttausende das Leben kosten und die zum Teil noch immer andauern; Kriegen, die auch die desaströse Folge des kolonialen Erbes sind. ●

Reymer Klüver, Jg. 1960, Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“, war während des Golfkriegs 1991 zum ersten Mal in der Region.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: James Barr, „A Line in the Sand. Britain, France and the Struggle That Shaped the Middle East“, Simon & Schuster: schonungslose Analyse des europäischen Imperialismus im Nahen Osten zwischen den beiden Weltkriegen. Ali A. Allawi, „Faisal I. of Iraq“, Yale University Press: ausführliche und aktuelle Biografie dieses ungewöhnlichen arabischen Herrschers.

GLAUBE, MA

Es ist das Jahr, in dem die Gegenwart beginnt. Denn gleich drei politische Dramen erschüttern die Glaubenskrieger das erste große islamistische Attentat, und in Afghanistan entbrennt ein Kampf Monate wird ein ganzes Zeitalter prägen. In ihm offenbart sich eine neue historische Kraft – der Po verherrlicht und alle westlichen Einflüsse verdammt: der Islamismus — Von MATHIAS MESENHÖLLER



Ajatollah Chomeini (mit weißem Bart) will im Iran einen Gottesstaat errichten. Im Februar 1979 ist seine Stunde gekommen: Er kehrt aus dem Exil nach Teheran zurück, wo ihm seine Anhänger huldigen

CHT, GEWALT

Welt 1979: Im Iran rufen radikale Muslime einen Gottesstaat aus, in Saudi-Arabien verüben zwischen sowjetischen Invasoren und einheimischen Rebellen. Das dreifache Drama dieser zwölf litik gewordene Glaube des Propheten Mohammed. Eine Ideologie, die oft die Gewalt

D

Dies ist eine Geschichte des Jahres 1979. Eines Epochenjahres – für die islamische Welt und für den Rest des Planeten.

Es ist das Jahr, in dem Muslime eine Revolution zum Sieg führen und eine ultrastreng islamische Republik ausrufen. Es ist das Jahr, in dem Religionskrieger einen mörderischen Anschlag auf das Allerheiligste des Islam verüben und damit das erste große Attentat der modernen Dschihad-Bewegung begehen.

Und es ist das Jahr, in dem eine Supermacht einen Krieg entfesselt, der für lange Zeit mehr radikalislamische Kämpfer hervorbringen wird als jeder andere Konflikt zuvor.

Drei Ereignisse, scheinbar ohne Zusammenhang, die aber bei genauerem Hinsehen Wechselwirkungen offenbaren, feine Verbindungen. Und aus der Rückschau erweisen sie sich als der Beginn eines neuen Zeitalters.

Denn 1979 betritt eine neue Kraft die historische Bühne: der Islamismus. Der in Politik umgemünzte Glaube des Propheten Mohammed. Eine antikoloniale Utopie, ein eigener Weg, der die weltbeherrschenden, in Europa geborenen Gesellschaftsordnungen und Werte

zurückweist, Demokratie und Kapitalismus ebenso verwirft wie den Marxismus.

Das erste der drei Dramen spielt in Teheran, der Hauptstadt des Iran.

Das zweite entfaltet sich in Mekka, dem Geburtsort Mohammeds.

Das dritte schließlich führt in ein abweisendes Hochland, in dessen Bergen und Wüsten seit Jahrtausenden die Kulturen aufeinandertreffen: Afghanistan.

An diesen so unterschiedlichen Schauplätzen verschlingen sich frühere Entwicklungen, lokale und globale Geschichte, Glaube und Machtstreben. Und ballen sich zu Ereignissen, die nicht we-

schmalen Strich im weißen Bart: Nach 14 Jahren im Exil zeigt Ajatollah Ruhollah Chomeini weder Rührung noch Freude. Sondern strahlt unter dem schwarzen Turban, der ihn im Iran als Nachfahren des Propheten Mohammed zu erkennen gibt, heilige Würde und Entschlossenheit aus.

Trotz seiner langen Abwesenheit ist Chomeini das Idol von Millionen gläubiger Iraner. Von Männern und Frauen, die – vereint in einer höchst ungewöhnlichen Allianz mit weltlichen Demokraten und linken Revoluzzern – in monatelangen Protesten und Straßenschlachten



Das Öl hat den Iran reich gemacht, doch sein Monarch, der Schah, ist beim Volk verhasst. Zu autoritär regiert er, zu wenig vom Wohlstand kommt bei den Menschen an. Im Herbst 1978 führt der Unmut zu blutigen Straßenschlachten, wie hier in der Hauptstadt Teheran

niger sind als der Auftakt zu einer neuen Weltordnung. Im Epochenjahr 1979.

I. Die Rückkehr des Ajatollah

Flughafen Teheran, 1. Februar 1979. Der alte Mann, der aus der Tür der Boeing 747 tritt und am Arm eines Stewards vorsichtig die Gangway hinabsteigt, wirkt gebrechlich. Doch seine Hand, die den dunklen Umhang zusammenhält, ist kräftig. Der Blick fest. Der Mund ein

eben erst ihren Herrscher, den Schah, vertrieben haben. Der alte Mann auf der Gangway symbolisiert das Ende eines verhassten Ancien Régime.

Anhänger chauffieren den Ajatollah in einem Geländewagen stadteinwärts. Bereits am Rand des Flughafens empfängt eine aufgewühlte Menge das Fahrzeug. Die Menschen feiern, tanzen, schreien. Sie stehen an Fenstern, auf Zäunen, Dächern, Bäumen. Verstopfen die Straße. Schließlich stellt der Fahrer fest, dass der Wagen nicht mehr auf das Lenkrad reagiert: Die Masse selbst schiebt ihn schaukelnd nach links oder rechts.

Immer wieder bleibt er stecken. Dann blockiert der überlastete Motor. Ein Begleiter entdeckt in der Nähe einen Militärhubschrauber. Zentimeter für Zentimeter wuchten die Begeisterten den Wagen voran, bis Chomeini sicher in den Helikopter umsteigen kann.

Als der Hubschrauber Teherans Zentralfriedhof erreicht, den Chomeini als Erstes besuchen will, weil dort zahlreiche Tote des Aufstandes gegen den Schah liegen, übertönt ohrenbetäubender Jubel den Lärm der Rotoren. Jünger helfen Chomeini auf ein Podest, andere dirigieren mit emporgerissenen Armen

Viele, die es hören, durchströmt ein Gefühl tiefen Glücks. Andere der Kältehauch totalitärer Anmaßung. In diesem Moment fallen göttliches Gesetz und Staatsrecht zusammen. Die Grenze zwischen Religion und Politik erlischt. Glaube, Macht und Massen werden eins.

Es ist ein alter Traum – und ein junger zugleich.

Zwar ist der Islam von früh an eine politische Religion, eine Religion der Macht. Dennoch haben muslimische Regenten es über Jahrhunderte verstan-

Denn mit den fremden Armeen, Beratern und Konzernen dringen westliche Techniken und Ideen vor, erschüttern Eisenbahn und Massenmedien, moderne Schulen und Universitäten die traditionelle Ordnung.

In Politik, Wirtschaft und Kultur steigen neue Eliten auf, während zugleich Millionen Nomaden und Kleinbauern ihre Märkte und Parzellen verlieren und in die Armenviertel der Städte ziehen.

Nicht wenige Vertreter der neuen Eliten sehen in diesen Umwälzungen die einzige Chance, sich aus dem Griff der ausländischen Mächte zu befreien: durch

DIKTATUR IM NAMEN ALLAHS

Jahrhundertlang regieren die Schahs über Persien – bis 1979 ein gewaltsamer Aufstand den letzten Monarchen ins Exil zwingt. Die neuen Herrscher sind radikale Religionsgelehrte, die nur ein Gesetz akzeptieren: das des Islam



Trotz seiner brutalen Geheimpolizei kann sich der Schah nicht behaupten: Am 16. Januar 1979 geht er ins Exil



Straßenkampf in Teheran: Auch nach der Abreise des Schahs geben sich dessen Anhänger nicht geschlagen

die Menge, aus der es Mal um Mal donnert: „Allahu akbar!“ Gott ist unvergleichlich groß! Und: „Chomeini akbar!“

Der Greis nimmt auf einem einfachen Holzstuhl Platz. Er beginnt zu sprechen. Dröhnend verstärken Lautsprecher die monotone Stimme. Chomeini beklagt die gefallenen „Märtyrer“.

Dann nennt er die Regierung des noch vom Schah eingesetzten, derzeit amtierenden Premierministers ungesetzlich. Und proklamiert schließlich: „Ich bestimme die Regierung. Ihr Widerstand zu leisten heißt, Gott und den Volkswillen zu leugnen.“

den, Glauben und Realpolitik auszutüfteln. Erst im 20. Jahrhundert geht aus dem Bekenntnis zu Allah eine moderne Ideologie hervor: der Islamismus.

Nach der Zerschlagung des Osmanischen Reiches befindet sich der größte Teil der islamischen Welt unter der Kontrolle europäischer Mächte, als Kolonien, Schutzgebiete oder in informeller Abhängigkeit (siehe Seite 124). Selbstständig sind nur noch Saudi-Arabien, Teile des Jemen, der türkische Rumpfstaat, Afghanistan. Nichts scheint geblieben von der einstigen Macht der Muslime, der Größe ihrer Zivilisation.

Nachahmung der europäischen Sieger. Andere aber begehren auf.

Darunter ist der Ägypter Hasan al-Banna. Der Sohn eines frommen Uhrmachers, 1906 geboren, Hauptschullehrer, gründet 1928 die „Vereinigung der Muslimischen Brüder“ (kurz: Muslimbruderschaft). Der Verein soll den Fremden und deren Vasallen eine wiederbelebte Volksfrömmigkeit entgegensetzen, die Utopie eines islamischen Staates unter dem Religionsgesetz, der Scharia.

Mit einer gerechteren Wirtschaft, ohne Parteien und deren Hader, frei von eingeschleppten Lasten.

Einzelheiten, auch die eines Weges zur Macht, belässt al-Banna im Vagen – gewinnt aber wohl gerade deshalb rasch Unterstützer.

Aus Spenden kann die Bruderschaft nach und nach Jugendclubs und Schulen eröffnen, später kommen Krankenhäuser und Apotheken hinzu, eigene Firmen.

Zudem entsteht ein „Geheimer Apparat“, der Waffendepots anlegt, den Anhängern der Bruderschaft das Schießen beibringt – und schließlich Attentate auf Vertreter der ägyptischen Monarchie verübt sowie auf deren britische Schutzherren.

rale Moderne zu sehen. Getrieben wird der neue Fundamentalismus von Ängsten und Ressentiments – weil beispielsweise die Marktwirtschaft Gewinner und Verlierer hervorbringt, weil Frauen nun nach Selbstbestimmung streben, weil Kinos, Tanzcafés, neue Vergnügen aller Art die überkommene Moral erschüttern, Kulturen sich vermischen.

Im Februar 1949 wird al-Banna von der ägyptischen Geheimpolizei ermordet. Er hinterlässt eine starke Organisation, aber keine schlüssige Ideologie.

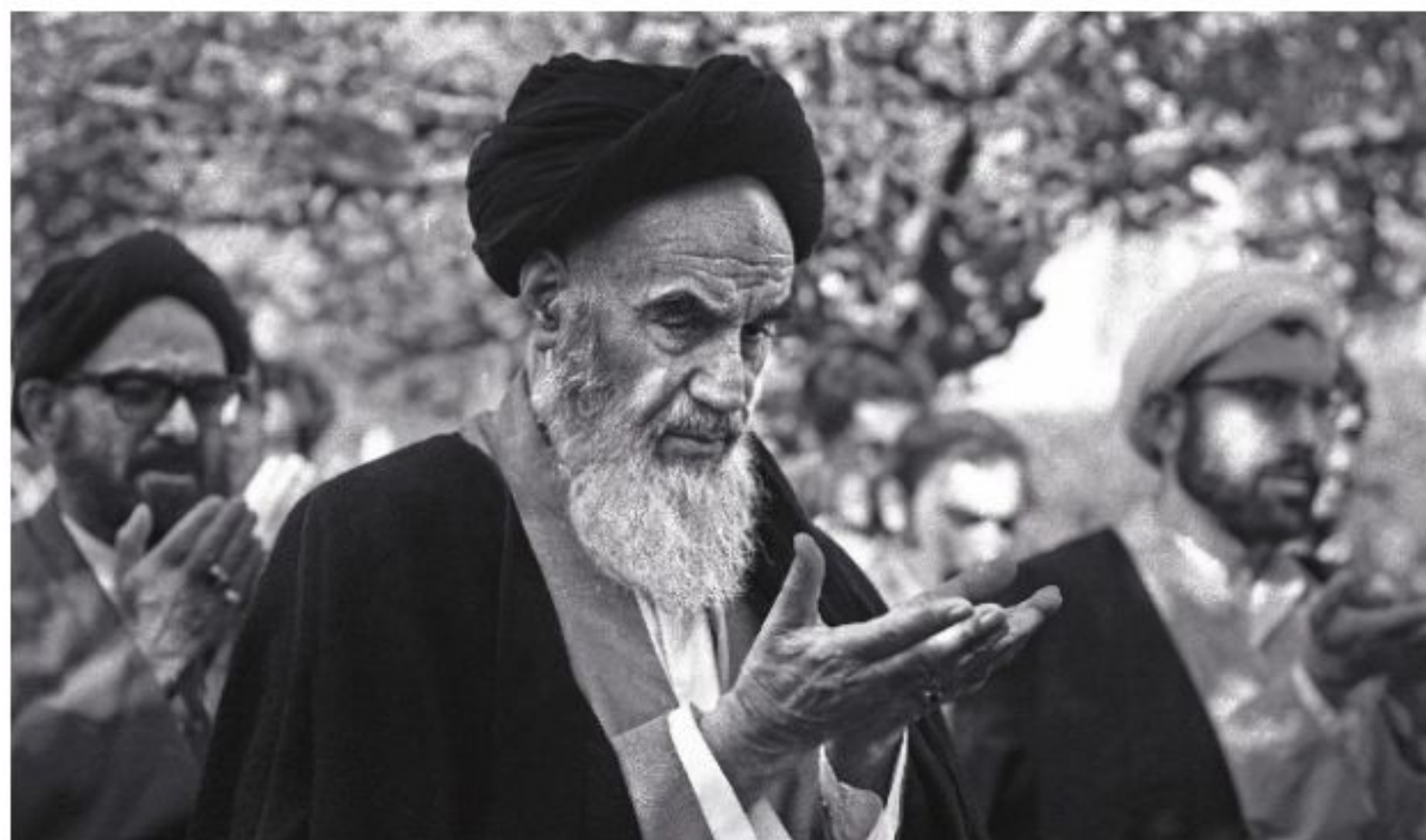
Der Mann, der sie entwerfen wird, ist ein scheuer Intellektueller, schlank,

Im jahrelangen Elend der Haft verfasst er eine Reihe von Schriften, die den Islamismus bis heute prägen.

Qutb zufolge blühte der Glaube allein zur Zeit des Propheten Mohammed und seiner ersten Nachfolger; spätestens von 750 an hätten fremde Einflüsse zum Verfall geführt. Die Texte dieser frühen Ära jedoch – und nur sie – enthielten alle notwendigen Gebote, die Gemeinschaft der Gläubigen zu der ihr zustehenden Größe zurückzuführen. Nur eine Verunreinigung dieser Lehre kann, dem islamisti-



Am 1. Februar 1979 kehrt der oppositionelle Glaubensgelehrte Ruhollah Chomeini aus dem Pariser Exil zurück



Millionen Iraner verehren Chomeini als hohen Religionsgelehrten – und als Nachfahren Mohammeds. Sein Ehrentitel »Ajatollah« bedeutet »Zeichen Gottes«. Gleich nach seiner Ankunft verkündet er: »Ich bestimme die Regierung«

Al-Bannas Bewegung wird zu einer Gegengesellschaft, die eine „islamische Gerechtigkeit und Moral“ propagiert – deren Vorbilder indes aus der Welt des Feindes stammen. Ihre Jugendarbeit orientiert sich an christlichen Missionsvereinen und Pfadfindern, ihre hierarchische Organisation und Massenagitation imitiert die faschistischen Parteien Europas sowie die russischen Bolschewiki.

Die Anfänge des Islamismus sind damit weniger aus dem Islam zu erklären, sondern sind eher als eine Facette des damals weltweiten Aufbegehrens gegen Kapitalismus, Demokratie und die libe-

dünner Schnurrbart, der auch bei großer Hitze einen förmlichen dunklen Dreiteiler trägt: Sayyid Qutb (gesprochen „Kuh-tub“), im selben Jahr geboren wie Hasan al-Banna, ebenfalls Ägypter.

Im Jahr 1952 unterstützen er und weitere Muslimbrüder in Ägypten einen Putsch national gesinnter Offiziere gegen die von den Briten abhängige Monarchie.

Doch einmal an der Macht, setzt das Militär unter Gamal Abdel Nasser auf einen autoritären, weltlichen Sozialismus – und unterdrückt die Bruderschaft mit großer Härte. Qutb kommt ins Gefängnis, wird brutal gefoltert.

schen Denken nach, den Niedergang ausgelöst haben.

Vor allem müsse die westliche Trennung von Staat und Religion, von privater Moral und öffentlichem Recht überwunden werden. Die angemaßte „Souveränität des Menschen“ – die Tyrannen ebenso wie demokratisch gewählte Parlamente ihr eigenes Recht setzen lasse – habe derjenigen Gottes und der Scharia zu weichen.

Mehr noch: Da Gott die Menschen liebe, werde sein Gesetz Knechtschaft und Ungerechtigkeit überhaupt beenden. Und: Die Scharia sei für *alle* Menschen

gedacht; sie müsse zwar anfangs nur in den islamischen Gesellschaften anerkannt werden, werde letztlich aber weltweit das einzig wahre Gesetz sein, also auch das Leben aller Ungläubigen bestimmen.

Und als Ungläubige gelten für Qutb nicht nur alle Andersgläubigen, sondern auch jene Muslime, die sich dieser einzig wahren Revolution in den Weg stellen.

Auch wenn sie sich selbst für Muslime hielten, seien Männer wie etwa Gamal Abdel Nasser und dessen Schergen nichts als Abtrünnige. Es sei deshalb erlaubt, sie zu töten – und sogar geboten.

Seine Schriften entfalten eine enorme Wirkung, auch außerhalb Ägyptens.

Die Bruderschaft findet in vielen arabischen Ländern – die zu dieser Zeit fast alle säkular regiert werden – Gefolgsleute oder Nachahmer, die eigenständige Gruppen als Filialen gründen.

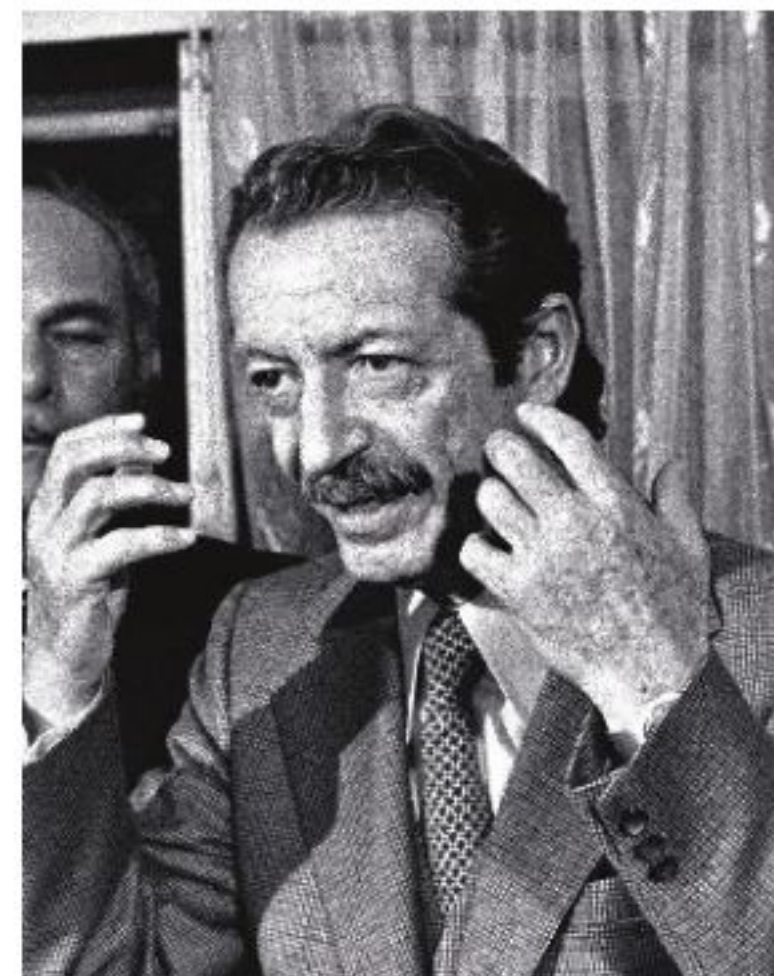
Sie wendet sich sowohl gegen die konservativen Monarchien der Region als auch gegen links-autoritäre Herrscher, die etwa in Syrien und dem Irak die Macht übernommen haben. Ihre Vertreter weisen eine Bevormundung durch die westlichen Demokratien ebenso zurück wie durch die Missionare des Marxismus.

jeweiligen Oppositionellen finden sich weltliche Nationalisten, liberale Demokraten, Kommunisten. So auch im Iran der späten 1970er Jahre.

Das Land ist dank seiner Erdöl-exporte wohlhabend, aber der Schah Mohammad Resa Pahlewi gibt ein Drittel dieser Einkünfte für das Militär aus: aus Furcht vor der Sowjetunion – und um den Iran als regionale Vormacht zu etablieren. Doch der Versuch, das Land zugleich zu modernisieren, wird von vielen nicht als Aufbruch empfunden, sondern als Zerstörung, zumal die Bevölkerung immer noch zur Hälfte aus



Vor der Moschee im Großen Basar von Teheran demonstrieren Tausende für einen Umsturz. Chomeini ist überzeugt, den Willen des Allmächtigen zu erfüllen. Gestützt auf seine vermeintlich gottgegebene Autorität, erklärt er das Kabinett für abgesetzt



Der noch vom Schah berufene Premier Schapur Bachtiar versucht vergebens, Chomeini zu stoppen

Qutb deutet den vielschichtigen Begriff des Dschihad, mit dem Mohammed einst vor allem zur Verteidigung des Glaubens aufrief, der aber auch als inneres Ringen um Wahrheit verstanden wird, als eine Pflicht zum offensiven Kampf. Und grundsätzlich kann dieser Konflikt auch jene treffen, die abseits stehen. Denn jeder, der sich nicht beteiligt, ist ein Feind Gottes. Und damit ein legitimes Ziel.

Qutbs Lehre entsteht aus Schmerz und Verbitterung – die viele Muslime teilen. Als Nasser den gefährlichen Denker 1966 hängen lässt, verleiht er ihm zudem noch die Aura eines Märtyrers.

Zwar lehnt die Mehrheit der Anhänger Qutbs (die man eines Tages „Islamisten“ nennen wird) Gewalt ab.

Doch angesichts der weiter anhaltenden Unterdrückung, der sozialen Verwerfungen und der demütigenden Niederlagen gegen das als Kolonialmacht aufgefasste Israel gewinnt der revolutionäre Weg Qutbs stetig an Attraktivität.

Die Radikalreligiösen bilden in der islamischen Welt aber nur ein Lager unter vielen. Die Könige und Diktatoren verfügen über loyale Parteigänger; unter den

Analphabeten besteht, häufig der Strom ausfällt, in Teheran die Slums wuchern.

Die Mullahs, die Religionsgelehrten, fürchten um islamische Werte sowie um ihre Pfründen. Aber auch zahlreiche Kleinhändler, Kaufleute und Handwerker hängen an der traditionellen Ordnung.

Umgekehrt fordern Intellektuelle mehr Freiheiten, sind die Studenten der neu ausgebauten Universitäten so rebellisch wie ihre Kommilitonen im Westen.

Von all diesen Fraktionen wird der Geheimdienst Savak wegen seiner Allmacht und Brutalität gefürchtet, aber mehr noch gehasst. So wie der Schah

selbst: Er gilt als arroganter, abgehobener Lakai der Weltmacht USA – die ihm 1953 mit einer CIA-gesteuerten Geheimdienstoperation die Macht erhalten hat.

Besonders harte Worte für den Monarchen findet ein wegen seiner Kritik an der Politik des Schahs ins Exil verbannter Religionsgelehrter: Ruhollah Musawi Chomeini, der den geistlichen Ehrentitel eines „Ajatollah“ trägt.

Wie fast alle seine Landsleute ist Chomeini Schiit, also Anhänger einer der zwei Hauptströmungen des Islam. Die Schia ist aus einem Streit um den rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds hervorgegangen, hat seither zusätzlich eigene Rituale und Traditionen entwickelt – und gilt in den Augen vieler Sunniten, also Vertretern des Mehrheits-Islam, als Häresie (siehe Seite 50).

Doch Ajatollah Chomeini betont den konfessionellen Unterschied kaum. Er kennt und bedenkt die Thesen radikaler Sunniten wie Sayyid Qutb; ihm scheint die Feindschaft aller gläubigen Muslime gegen den hochmütigen Westen wichtiger als der theologische Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten.

Denn auch Chomeini träumt von einem islamischen Staat, in dem allein religiöse Honoratioren herrschen, geführt von einem herausragenden Scharia-Gelehrten. Die Regierung soll die islamische Moral bis in die Privatwohnungen der Menschen hinein durchsetzen, Korruption und Unterdrückung beenden, die Schwachen schützen, den Wohlstand gerecht verteilen, Freiheit in den Grenzen des Religionsgesetzes gewährleisten.

Chomeinis Predigten und Lektionen werden als Tonband-Mitschnitte ins Land geschmuggelt. Und so ist die sonore, zuweilen giftige Stimme des Verbannten über all die Jahre im Exil in der Heimat allgegenwärtig, sein Ansehen groß.

Gleichwohl sieht das Regime den Verbannten nicht als Bedrohung. Die Linke, darunter die Kommunisten, erscheint ihr gefährlicher. Als aber Chomeini den Schah ein „dreckiges Element“ nennt, dessen Familie „Diebe“, lässt der Monarch Anfang 1978 in einer Tageszeitung einen Artikel drucken, der den Ajatollah persönlich herabsetzt.

Chomeinis Anhänger reagieren mit Empörung. In mehreren Städten gehen

sie auf die Straße. Die Basare schließen im Protest. Es kommt zu Schlägereien mit der Polizei, zu Toten.

Im Februar 1978 ziehen Demonstranten durch die Stadt Täbris, rufen „Tod dem Schah!“, brennen Schnapsläden nieder, Luxusboutiquen, Banken, Büros der

eines Kinos in Abadan und halten Streichhölzer daran. Binnen Minuten stehen die hölzernen, mit PVC verklebten Wände in Flammen. Mindestens 470 Menschen verbrennen, ersticken oder werden in der Panik totgetrampelt. Oppositionelle unterschiedlicher Cou-



Als sich Irans Armee für neutral erklärt, um nicht auf das eigene Volk schießen zu müssen, triumphieren am 11. Februar 1979 die islamischen Revolutionäre. In den folgenden Wochen lässt Chomeini Hunderte Gefolgsleute des alten Regimes hinrichten, auch diese vier Generäle

Regierungspartei und die von Chomeini als Horte von Unmoral und westlicher Propaganda verdammt Kinos. Das Kriegerrecht wird verhängt, die Armee erschießt sechs Randalierer, verwundet mehr als 100. In der für ihn typischen Rhetorik geißelt Chomeini den Schah, nichts in den Annalen des Iran kommen den „blutdürstigen Massakern dieses wildgewordenen Kriminellen“ gleich.

Im Mai flauen die Unruhen ab. Der Schah ersetzt den Savak-Chef, lockert die Zensur. Doch dann gießen am 19. August vier junge Männer mehrere Flaschen Brandbeschleuniger in die Eingangshalle

leur verkünden, der Anschlag könne nur eine Provokation der Regierung sein. Millionen glauben es.

Das Regime verliert den letzten Rest an Reputation; weltliche Liberale und extreme Linke, Studenten und Arbeiter schließen sich den wiederaufflammenden Protesten an. (Erst später wird sich herausstellen, dass Anhänger Chomeinis das Attentat begangen haben.)

Dann beginnt das Jahr 1979. In Teheran steht die Wirtschaft still. Benzin ist knapp, Busse fahren nicht, niemand holt

den Müll ab. Noch beherrscht das Militär die Straße, doch längst stoßen die Truppen täglich auf neue Barrikaden und Scheiterhaufen. Immer wieder schießen sie in die Menge – und rächen sich umgekehrt die Demonstranten, bringen Offiziere auf teils bestialische Weise um.

Ganze Einheiten laufen zu den Revolutionären über. In jedem zweiten Fenster hängt ein Porträt Chomeinis.

Am 3. Januar bestätigt das Parlament einen neuen Premierminister, Schapur Bachtiar: einen Liberalen, der lange im Gefängnis gesessen hat. Nun hat er sich dem Schah zur Verfügung

Am 16. Januar 1979 schreitet der Schah eine lange Reihe wehklagender Palastbediensteter ab. Einige fallen in der kalten Luft auf die Knie und bitten ihren Monarchen zu bleiben. Doch er besteigt den Hubschrauber, der ihn zum Flughafen bringt. Um 13.24 Uhr hebt die Boeing des Schahs in Richtung Ägypten ab. Am Steuer sitzt als Pilot Pahlewi selbst. Er wird nie wieder zurückkehren.

Bachtiar beendet die Pressezensur, verkündet die Auflösung des Savak, stoppt den Verkauf von Erdöl an Israel. Die Straßenkämpfe zwischen Demonstranten und der Armee aber dauern an.

Doch dann sagt Chomeini an jenem 1. Februar auf dem Teheraner Zentralfriedhof: „Ich bestimme die Regierung.“ Und setzt vier Tage nach seiner Rückkehr unter Berufung auf „die mir vom Heiligen Gesetz verliehene Autorität“ kurzerhand einen Islamisten als Premier ein – mit dem Auftrag, den Übergang zu einer „Islamischen Republik“ vorzubereiten.

Schapur Bachtiar erklärt, er verstehe das als einen Scherz.

Kurz darauf bricht in einer Kaserne ein Kampf zwischen Anhängern des Ajatollahs und des Schahs aus. Zivilisten bewaffnen sich aus den Arsenalen der Armee und greifen ein, heftige Feuergefechte flammen auf – bis sich die Militärführung am 11. Februar 1979 für neutral erklärt. Persönlich loyal zum Schah, wollen die Offiziere nach dessen Flucht nicht länger gegen das eigene Volk kämpfen. Die Getreuen Pahlewis strecken die Waffen, Bachtiar rettet sich ins Ausland (und wird 1991 vermutlich im Auftrag des iranischen Geheimdienstes ermordet).

Schon in den folgenden Tagen werden Vertreter des alten Regimes hingerichtet, beruft der Ajatollah ein „Revolutionsgericht“, das Hunderte aburteilen wird. Er lässt seine Getreuen Milizen bilden, die bald prügelnd durch die Universitäten ziehen, Parteiversammlungen sprengen, eine Demonstration für Frauenrechte zerschlagen. Chomeini nennt solche Aufmärsche „unislamisch“.

Und viele achten seine Autorität: Am 30. März ergibt ein Referendum ein fast hundertprozentiges Votum für eine Islamische Republik.

Das Ergebnis ist natürlich gefälscht; Liberale und Linke fühlen sich um ihren Anteil am Sieg der Revolution betrogen. Doch es sind Chomeinis Ortsgeistliche, die Dorfstraßen und Kleinstadtbasare beherrschen. Die auch in den Städten die größeren, zumindest entschlosseneren Truppen aufbieten können.

Anfang November 1979 demonstrieren sie ihre volle Stärke. Mehrere Hundert junge Fanatiker stürmen die US-Botschaft in Teheran, nehmen die Mitarbeiter als Geiseln und führen die gefesselten „Imperialisten“ im Triumph vor Fernsehkameras. Die islamische Revolution fordert die Supermacht heraus.



Der Zorn der Anhänger Chomeinis richtet sich auch gegen die USA, die den Schah über Jahrzehnte gestützt haben. Im November 1979 stürmen Studenten Washingtons Botschaft in Teheran und stellen ihre Geiseln zur Schau

gestellt, „um diese Barbaren aufzuhalten“. Es ist wohl der verzweifelte Versuch, die weltliche Opposition aus der Revolution herauszubrechen. Auch um den Preis des Throns: Vermutlich ist dem Schah längst klar, dass er sich nicht halten kann.

Denn anders als in früheren Krisen bleibt Hilfe von außen aus. Die USA, wirtschaftlich im Abschwung, nach der Niederlage in Vietnam traumatisiert, erschüttert von Enthüllungen über die Intrigen der CIA, setzen unter Präsident Jimmy Carter auf außenpolitische Zurückhaltung. Ein Eingreifen zugunsten des Verbündeten kommt nicht infrage.

Schließlich erlaubt der Premier die Rückkehr Ruhollah Chomeinis.

Kaum einer der Politiker, die im Iran gerade um die Macht ringen, hat den alten Mann vor seiner Ankunft in Teheran wirklich ernst genommen. Er war zwar der Auslöser der Aufstände in den Straßen, doch mehr durch Zufall. Seine Lehre ist esoterisch, seine Rhetorik maßlos, sein Anhang der Mob. Er wird nach Qom gehen, dem Zentrum der Theologie, vermuten die Politiker, und dort irgendwann hochgeehrt verstummen.

Und die – tut nichts. US-Präsident Carter bleibt seiner Doktrin der Entspannung um fast jeden Preis treu.

Er sieht keine vernünftige Alternative: Kriege und Geheimdienstoperationen haben das Ansehen der USA extrem beschädigt, enorme Opfer gekostet, dabei nur selten ihre Ziele erreicht. Also setzt Carter auf Verhandlungen. Doch die Revolutionäre in Teheran deuten dies nicht als demokratische Selbstbesinnung. Sondern als Schwäche.

Einen Monat später, am 2. und 3. Dezember, bestätigen die Iraner in einem zweiten Referendum die Verfassung der

Die vielfach bereits zerstörten Bars, Cabarets und Kinos verfallen. Die Universitäten müssen schließen, bis ihr Personal „gesäubert“, der Lehrplan islamistisch umgeschrieben ist. Frauen dürfen in der Öffentlichkeit nur noch mit Kopftuch erscheinen – wenn überhaupt. Das Straßenleben erlischt. Patrouillen der Revolutionsmilizen und selbst ernannte Ordnungshüter setzen die neue Moral mit Knüppeln und Gewehren durch.

Viele westliche Beobachter empfinden die Umwälzungen als eine Rückkehr ins Mittelalter. Doch Chomeinis Islamismus ist vor allem eine antikoloniale Ideo-

verächtlich als „Wilde“ beschimpft, als „Kameltreiber“. Eine Macht, die er schon wenige Monate später gezielt zu destabilisieren versucht, als sie ihre bisher schwerste Krise erlebt: Saudi-Arabien.

II. Angriff auf das Allerheiligste

Auf der Arabischen Halbinsel hat sich im 18. Jahrhundert eine Form des sunnischen Islam verbreitet, die wie ein Vorläufer des modernen Islamismus wirkt.

ANSCHLAG IN MEKKA

Die Idee eines streng religiösen Staates, frei von westlichen Ideen und Lasten, inspiriert im November 1979 eine kleine Gruppe radikaler Glaubenskrieger. In Mekka planen sie einen Angriff, der nicht weniger bringen soll als die Erlösung



Für die meisten Muslime, wie diese betenden Pilger, ist Saudi-Arabien das gottgefälligste Land der Erde – Heimat ihres Propheten und Ziel ihrer Sehnsüchte. Eine radikale Minderheit aber verachtet die saudischen Herrscher, weil sie sich dem Westen geöffnet haben

Islamischen Republik. Sie erklärt die Souveränität Gottes und weist die konkrete Macht dem Klerus zu. Und namentlich dem „Obersten Rechtsgelehrten“. Ajatollah Ruhollah Chomeini.

Dann beginnt die Islamisierung des Landes. In Fabriken, Büros und Kantinen wird eine strikte Geschlechtertrennung eingeführt, das gemeinsame Gebet zur täglichen Pflicht. Musik in jeder Form ist verboten; dafür beschallen Lautsprecher Straßen und Plätze mit religiösen Botschaften.

Luxushotels werden an Obdachlose übergeben, Bordelle niedergebrannt.

logie: Im Namen der Gerechtigkeit ist er bereit, auch mit Traditionen zu brechen, kürzt etwa die Alimente an Nachfahren des Propheten Mohammed.

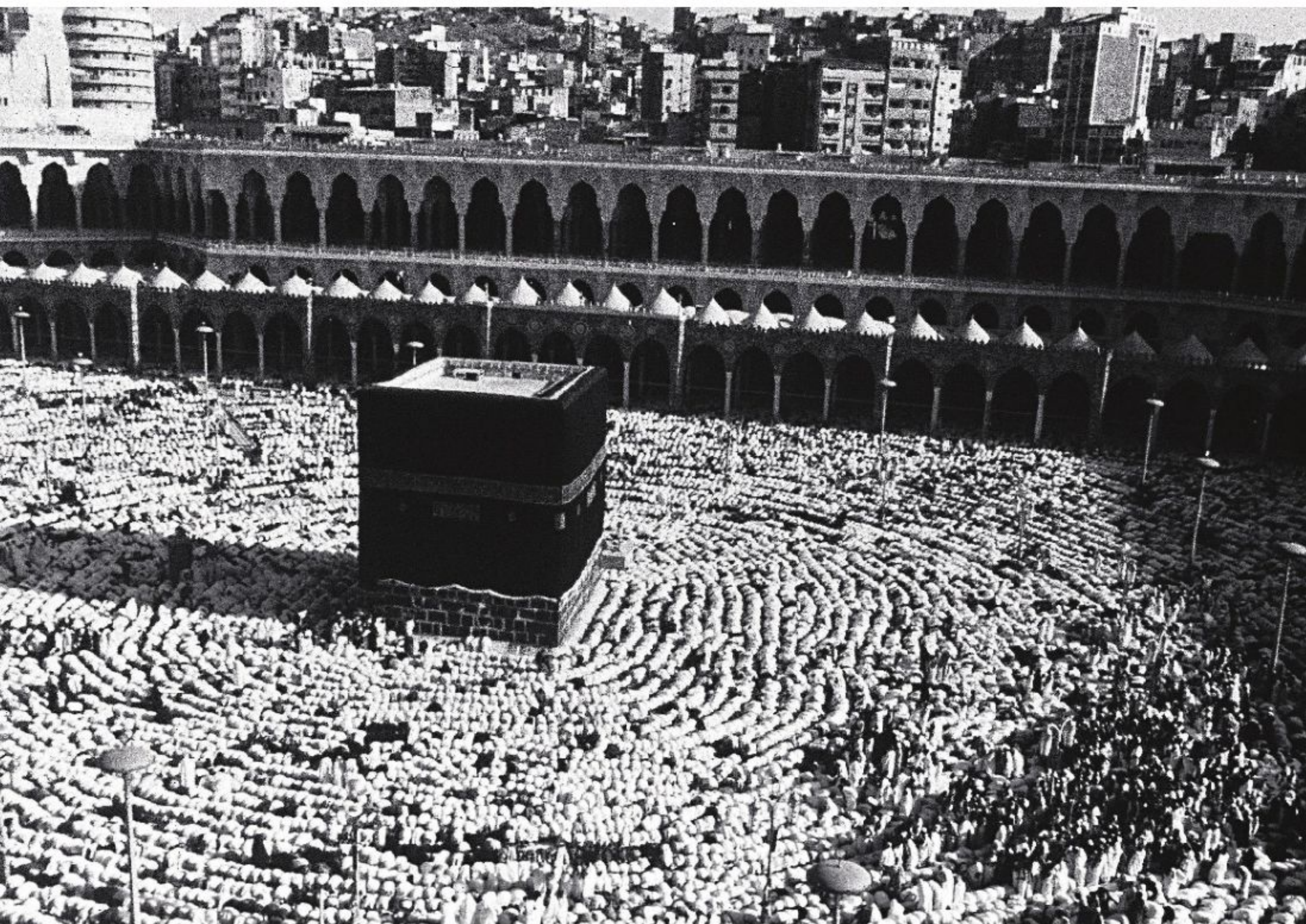
Sein vermeintlich archaischer Gottesstaat gleicht viel eher einem modernen totalitären Regime – und Chomeini den Revolutionsführern des 20. Jahrhunderts wie Lenin oder Mao Zedong.

Selbstbewusst strebt er nach regionaler Vorherrschaft. Und steuert die junge Republik auf diese Weise rasch in erbitterte Rivalität zu der bislang strengsten islamischen Macht im Nahen Osten – jener Macht, deren Herrscher Chomeini

Außenstehende nennen sie nach ihrem Begründer „Wahhabismus“.

Ab etwa 1740 predigt Mohammed ibn Abd al-Wahhab in der Gegend um Riad in einer Besinnung auf die muslimische Frühzeit eine extrem rigide Moral sowie Intoleranz gegen geschmeidigere Auslegungen des Koran.

Al-Wahhab und seine Nachfolger verbinden sich eng mit einer ehrgeizigen Beduinen-Dynastie, dem Haus Saud. Als Abd al-Aziz ibn Saud 1932 das Königreich Saudi-Arabien ausruft, folgt das Recht des neuen Staates im Wesentlichen einer strengen Variante der Scharia.



Während des Morgengebets stürmen bewaffnete Terroristen am 20. November 1979 die Große Moschee in Mekka und nehmen Zehntausende frommer Pilger als Geiseln. Die radikalen Islamisten fordern die Abdankung der saudischen Könige, die Errichtung eines Gottesstaates, das Verbot von Musik, Fernsehen und Tabak – sowie den Abbruch aller diplomatischen Beziehungen zum Westen

Wahhabitische Gelehrte werden zu einer Art Staatsklerus und erklären im Gegenzug die Monarchie für sakrosankt – ein ultrakonservatives Arrangement, das dem Königshaus aber politische Spielräume öffnet.

So kann der saudische Herrscher nach dem Zweiten Weltkrieg US-Konzernen das Recht gewähren, die enormen Erdölreserven seines Reiches zu erschließen, gegen eine Beteiligung von 50 Prozent am Profit. Das Geschäft macht die Sauds sagenhaft reich, erlaubt eine gewisse Modernisierung. Privatleute, aber auch liberale Intellektuelle und Frauen

genießen bestimmte Freiheiten, solange sie die öffentliche Ordnung nicht stören. Widerspruch besänftigt die Dynastie mit Ölgeld. Den Rest regelt die Geheimpolizei.

Zugleich rivalisiert das Königreich scharf mit den an Moskau orientierten Führern in Ägypten, Syrien und dem Irak, nimmt Tausende aus diesen Ländern vertriebene Mitglieder der Muslimbruderschaft auf. Viele der oft gebildeten Flüchtlinge erhalten Stellen als Lehrer und Professoren (unter ihnen Sayyid Qutbs Bruder Mohammed). Zwar müssen sie ihre Nähe zu Revolution und

Gewalt verheimlichen. Doch zahlreiche junge Saudis entdecken durch sie einen lebendigen, selbstbewussten Islam.

Einer von ihnen ist ein Beduine, der 1979 zu einem Idol radikaler Muslime wird: Dschuhaiman al-Uteibi.

Vermutlich 1936 in einem zentral-arabischen Dorf in einer Lehmhütte geboren, dient al-Uteibi fast zwei Jahrzehnte lang in der Nationalgarde und kommt dort mit fundamental-religiösen Kreisen in Kontakt. 1973 quittiert er den Dienst, um bei dem berühmten Theolo-

gen Abd al-Aziz ibn Baz in Medina die heiligen Schriften zu studieren – einem Gelehrten, der unter anderem darauf beharrt, dass die Sonne um die Erde kreist. Allerdings engagiert sich al-Uteibi in einem Studentenzirkel, dem Ibn Baz schon bald nicht mehr entschlossen genug scheint. Die Gruppe pflegt eine Reihe angeblich besonders Mohammedgetreuer Riten, trägt etwa das traditionelle Gewand vier Finger unter dem Knie abgeschnitten, den Bart lang, bisweilen auch das Haupthaar ungestutzt.

Der charismatische al-Uteibi steigt zum Anführer auf. Die jungen Männer,

Prinzen bei Ausschweifungen in Europas Vergnügungsorten Millionen ausgeben. Und dessen Materialismus viele Saudis angesteckt hat. Anders als die staatlich versorgten Prediger klagt al-Uteibi diese Verfehlungen unversöhnlich an.

Schließlich verlieren die Mächtigen die Geduld und setzen eine große Zahl seiner Anhänger fest, wohl auch al-Uteibi selbst. Fest steht, dass Ibn Baz die Freilassung der jungen Männer bewirkt. Und dass die Gruppe anschließend ihren Glaubenseifer apokalyptisch übersteigert.

In der zweiten Jahreshälfte 1978 spricht al-Uteibi immer öfter vom Mah-

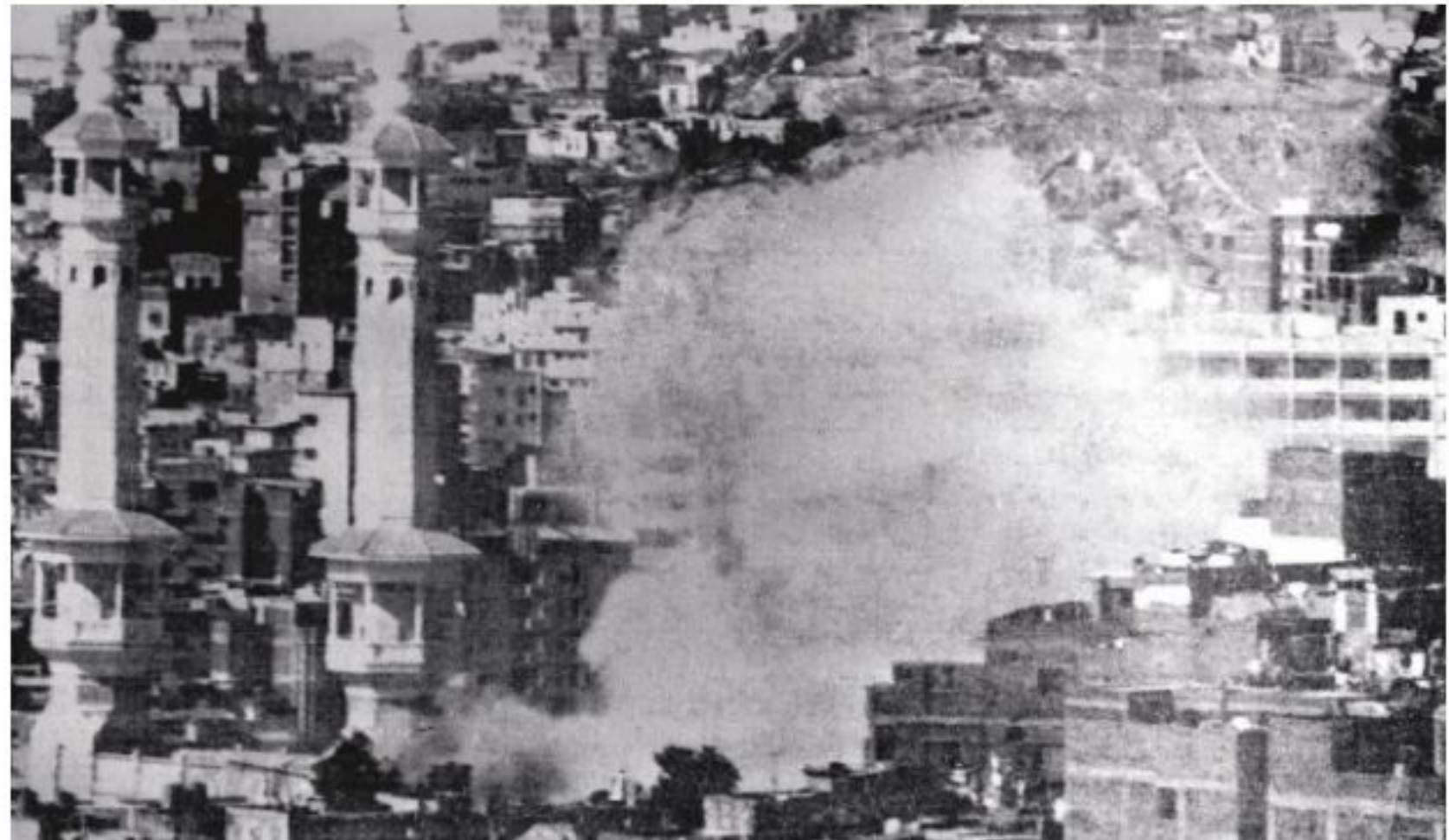
Im Oktober 1979, dem Monat des Hadsch, der großen Pilgerfahrt, finden sich Hunderte Männer um al-Uteibi und al-Qahtani in Mekka ein.

Trotz ihrer auffälligen Erscheinung achtet die Polizei nicht auf sie: Seit der Revolution im Iran gilt das Misstrauen der Behörden vor allem schiitischen Pilgern sowie deren Glaubensgenossen im Osten des Königreichs. Dort bilden die Schiiten eine von den Saudis zwar tolerierte, aber diskriminierte Minderheit.

Al-Uteibis Gefolgsleute beginnen, Waffen, Munition und Vorräte in die Große Moschee zu schmuggeln, einen



Dschuhaiman al-Uteibi, der Anführer der Terroristen, glaubt, ihm sei der islamische Erlöser erschienen



Zwei Wochen lang verschanzen sich die Geiselnnehmer in der Moschee und deren unterirdischen Gewölben. Vergebens versucht die saudische Regierung, sie zu vertreiben. Erst als die Armee Gas in die Keller pumpen lässt, können die Kämpfer schließlich überwältigt werden

die er anzieht, sind oft selbst entwurzelte Beduinen, fühlen sich in Saudi-Arabiens boomenden Großstädten verloren.

Viele sind enttäuscht von ihren Lehrern, die zwar jeden westlichen Einfluss verwerfen, mehrheitlich aber treu zum Königshaus stehen – einem Regime, das Schiiten toleriert, Westler auf den Ölfeldern duldet, Tabakläden, Kinos und amerikanische Seifenopern, sogar weibliche Nachrichtensprecher im TV zulässt.

Einem Regime, das gegenüber dem verhassten Israel laviert, durch Fotos und Herrscherporträts auf den Geldscheinen gegen das Bilderverbot verstößt, dessen

di, dem endzeitlichen Erlöser, der alten Schriften zufolge am ersten Tag eines neuen Jahrhunderts erscheinen wird.

Seine Gefolgsleute beginnen, Waffen zu beschaffen und in der Wüste zu trainieren. Dann haben mehrere von ihnen angeblich einen Traum: Ihr Kamerad Mohammed Abdallah al-Qahtani sei der Mahdi. Nach einigem Zögern akzeptiert al-Qahtani seine Berufung. Alle Kennzeichen der Prophetie scheinen auf ihn zuzutreffen. Und wie geweissagt, steht auch eine Jahrhundertwende bevor: Nach islamischer Zählung ist der 20. November 1979 der Neujahrstag des Jahres 1400.

18 Hektar weiten Komplex, der die Kaaba umgibt, das in schwarze, goldbestickte Seide gehüllte Allerheiligste des Islam.

Sie verstecken alles in einem Labyrinth unterirdischer Gänge, Zisternen und Kammern. Hier versammeln sich schließlich auch die Verschwörer selbst. Etliche haben ihre Frauen und Kinder mitgebracht. Sie wollen gemeinsam den Beginn der Endzeit erleben.

Mekka, 20. November 1979, gegen 5.00 Uhr. Im marmorgepflasterten Innenhof der Großen Moschee drängen sich mehr

als 50 000 Gläubige. Pakistaner, Indonesier, Nigerianer, Türken, amerikanische Konvertiten, Menschen aus Mekka. Viele tragen das schneeweiße Pilgerkleid. Alle erwarten freudig den herangrauernden ersten Tag des Jahres 1400.

Um 5.18 Uhr, während der Himmel sich allmählich rosa färbt, klingt aus den Lautsprechern der sieben Minarette der Gebetsruf „La ilaha illa Allah“, „Es gibt keinen Gott außer Gott“.

Auf einen Wink des Imams, der die Gebete leitet, werfen sich die vielen Tausend Menschen in dichten, konzentrischen Ringen um die Kaaba nieder.



Gefangene Attentäter. Der Anschlag, der mindestens 1000 Tote fordert, ist ein Wendepunkt: Denn um seine Legitimität zu bekräftigen, verfolgt Saudi-Arabien fortan einen streng religiösen Kurs – und unterstützt fanatische Minderheiten in aller Welt

Da krachen plötzlich Schüsse durch den Hof. Verblüfft blicken sich die Betenden um: Das kann nicht sein – ein undenkbares Sakrileg. Doch um die Kaaba, dort wo der Imam steht, sammeln sich Bewaffnete. Panisch springen die Menschen auf, wollen fliehen. Alle 51 Tore der Großen Moschee aber sind von den Angreifern verschlossen worden.

Einer von ihnen reißt das Mikrofon des Imams an sich, ruft Anweisungen. Seine Männer, es sind Dutzende, die Sturmgewehre in der Hand halten, schaffen MGs auf die Minarette, zwingen kräftige Pilger, ihnen zu helfen.

Endlich befiehlt der Anführer Ruhe. Schlank, struppiger Bart, langes Haupthaar: Es ist Dschuhaiman al-Uteibi. Er reicht das Mikrofon an einen Gefährten weiter, der das elegante, klassische Arabisch der Gelehrten spricht.

Die Lautsprecher der Moschee lassen seine Forderungen über die gesamte Innenstadt schallen. Die korrupte Monarchie Saudi-Arabiens müsse einem wahren Gottesstaat weichen, in dem Frauen aus der Öffentlichkeit verbannt, Radio, TV sowie Bilder jeder Art verboten sind, ebenso Musik, Tabak und Fußballspielen. Die diplomatischen Be-

ziehungen zum Westen sollen abgebrochen, der Ölexport gestoppt, Ausländer des Landes verwiesen werden.

Denn, verkündet der Sprecher, der Mahdi sei erschienen, der Erlöser, der kurz vor dem Jüngsten Gericht Gottes Ordnung auf Erden errichten werde.

Und er sei hier, mitten unter ihnen.

Ein blasser junger Mann tritt vor. Mohammed Abdallah al-Qahtani. Mit einer Maschinenpistole in der Hand stellt er sich neben al-Uteibi.

Nun leisten die Bewaffneten al-Qahtani einer nach dem anderen den Treueeid. Anschließend zwingen sie ihre

Geiseln, es ihnen nachzutun. Manche folgen begeistert, andere aus Angst.

Gegen 8.00 Uhr schickt die Polizei einen Jeep, um die verwirrenden Vorkommnisse zu klären. Schüsse von einem der Minarette durchschlagen die Windschutzscheibe und verwunden den Fahrer. Als sich kurz darauf ein größerer Konvoi aus Polizeifahrzeugen nähert, töten oder verwunden al-Uteibis Schützen Dutzende Männer.

Nun erst begreifen die Beamten im Hauptquartier das Ausmaß der Katastrophe: Der Staat, der sich vor aller Welt als Hüter über die heiligste Stätte des Islam rühmt, hat die Kontrolle verloren – eine Schmach ohnegleichen für seine Herrscher. Noch am Vormittag rollen Armee-Lkw in die Stadt. Die Truppen riegeln den Moscheekomplex ab.

Aus Fenstern im Erdgeschoss der großen Moschee strömen nun Tausende in die Stadt. Al-Uteibi entlässt fast alle Geiseln, die dem Mahdi den Treueeid geleistet haben: damit sie in Mekka die freudige Nachricht vom Erscheinen des Erlösers verbreiten. Manche Soldaten fragen sich, ob die Botschaft wirklich stimmt; andere weigern sich, ihre Waffe auf das Heiligtum zu richten.

König Chalid al-Saud bleibt nichts, als die führenden Religionsgelehrten zusammenzurufen, um sich von ihnen die Gottgefälligkeit einer gewaltsamen Rückeroberung bestätigen zu lassen.

Währenddessen entlässt al-Uteibi weitere Geiseln. Zwei Infanterieangriffe, die sich das Königshaus offensichtlich auch ohne Erlaubnis der Gelehrten zutraut, schlagen die Rebellen zurück. Sie warten weiter auf den erhofften großen Aufstand der Gläubigen, den das Erscheinen des Mahdi auslösen soll.

Inmitten zurückgelassener Schuhe, Gebetsbücher, Taschen und Schultertücher zehren sie von ihren Vorräten an Datteln, Fladenbrot und Joghurtpaste. Trinkwasser liefert die heilige Quelle, rund 20 Meter von der Kaaba entfernt im Hof der Großen Moschee.

Nachts ist es düster in dem sonst strahlend ausgeleuchteten Heiligtum: Die Regierung hat den Strom abgestellt.

Drei Tage brauchen die vom König versammelten Gelehrten, um zu einem Urteil zu gelangen. Und dem Monarchen

ein Versprechen abzapressen: Wenn sie das Feuer auf die Moschee freigeben, muss er umgekehrt in Zukunft Milliarden Rial in die wahhabitische Mission stecken, zudem den zuvor diskret erlaubten Alkoholkonsum unterbinden und Frauen verbieten, als TV-Moderatorinnen zu arbeiten. Chalid willigt ein.

Am Morgen des 24. November ziehen Schützenpanzer und Mannschaftstransporter vor der Moschee auf. Dann krachen Lenkraketen in die Minarette, schalten al-Uteibis Schützen aus. Die Panzer und Infanteristen rücken vor.

Mit ratternden Bord-MGs dringen sie in einen mehrere Meter breiten Gang ein, der ins Innere des Komplexes führt. Er ist unbeleuchtet, stockfinster – und bietet den Rebellen an den Seiten Verstecke hinter Säulen und Brüstungen. Von dort aus nehmen die Aufrührer die Soldaten unter Beschuss; andere lauern mit geschwärzten Gesichtern unter den zahlreich herumliegenden Teppichen.

Außer ihrem Mündungsfeuer ist wenig erkennbar, wahllos schießen die Soldaten ins Dunkel. Dann fliegen Molotow-Cocktails, Panzer brennen, einige walzen in hastiger Rückwärtsfahrt die eigenen Männer nieder. Aber immer neue Reserven stoßen nach.

Schließlich können sie die Besetzer aus dem Gang vertreiben. Um sie herum liegen Leichenteile und halb verbrannte Körper. Abgase, Pulverrauch. Der Qualm der Brände mischt sich mit einem stechenden Uringeruch, der aus einigen tagelang als Latrinen genutzten Räumen dringt. Al-Uteibi zieht die verbliebenen Kämpfer und Geiseln in das Kellerlabyrinth zurück, in dem er bereits zu Anfang des Überfalls die Vorräte versteckt hatte.

Kurz darauf wird Mohammed Abdallah al-Qahtani, sein Mahdi, bei einem Nachhutgefecht von einer Granate zerfetzt. Al-Uteibi schreit diejenigen an, die es gesehen haben oder glauben wollen: Der Mahdi kann nicht sterben!

Daraufhin kämpfen die meisten weiter. Immer wieder scheitert die Armee bei dem Versuch, in die Keller vorzudringen. Es ist eine unterirdische Stadt aus engen Gängen und Hunderten kleiner Kammern: Gebetszimmern für Pilger, Schlafräumen für Koranschüler. Getrieben in den Fels unter der Moschee, mit

wenigen Einstiegen über Rampen und Treppen, voller Hinterhalte. Die Krankenhäuser füllen sich mit Verwundeten.

Jede Stunde, jeder Tag der Besetzung mindert das Prestige des Hauses Saud. Von Teherans Revolutionsführern kommen bittere Schmähungen; Irans arabischsprachiger Auslandsrundfunk sendet Aufrufe, den „Tyrannen“ Chalid zu stürzen. Am Abend des 25. November beginnt in der ölreichen Ostprovinz ein Aufstand der schiitischen Minderheit.

An einem dieser Tage ruft Prinz Turki al-Faisal in Paris an. Der Prinz, ein leise sprechender, verschlossener

KAMPF AM HINDUKUSCH

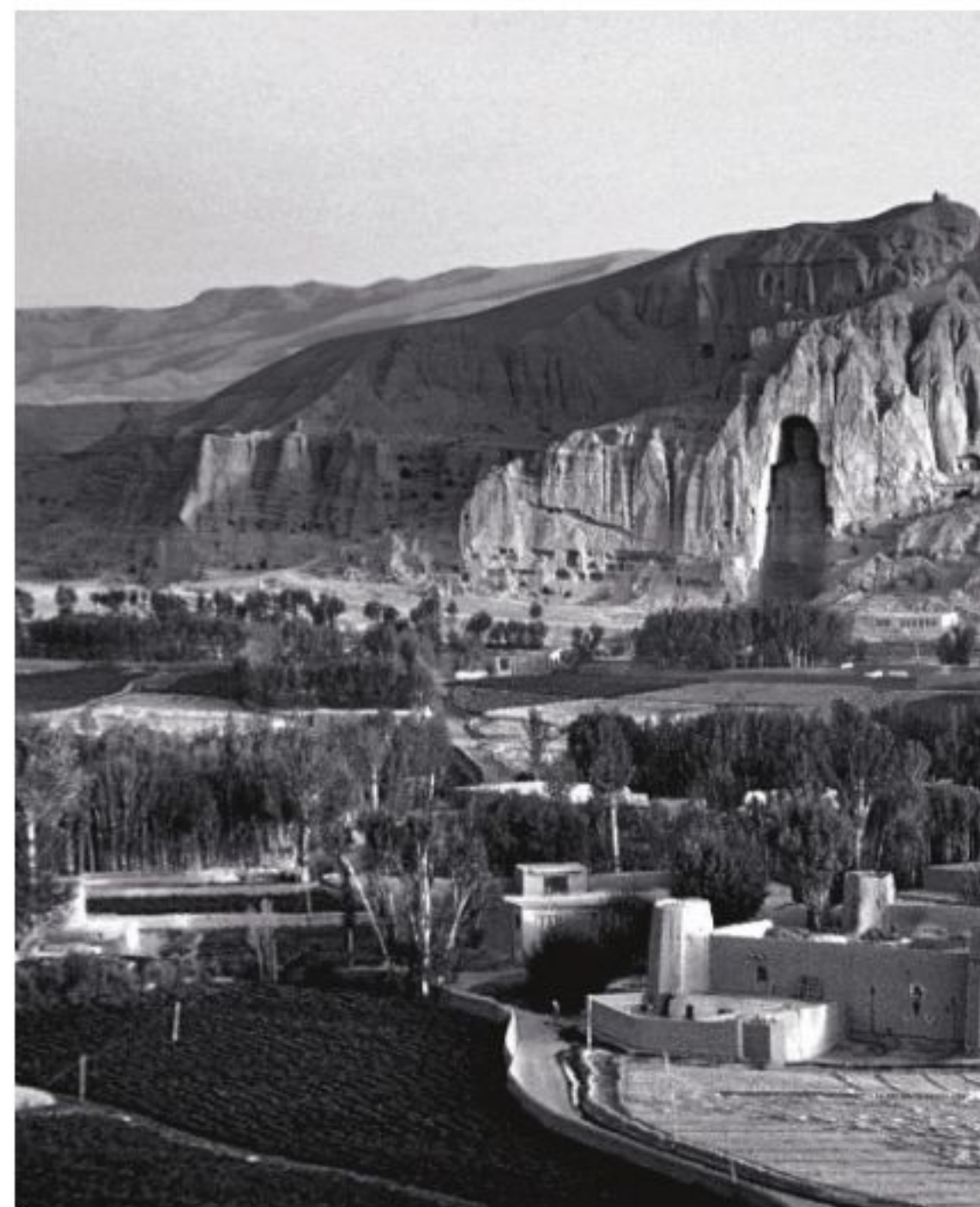
Im Dezember 1979 marschieren sowjetische Truppen in Afghanistan ein, um dort Moskau genehme Kräfte zu unterstützen. Im Krieg gegen die Invasoren werden Glaubenskrieger aus der gesamten muslimischen Welt ihren ersten Triumph feiern

34-Jähriger, der an den Universitäten von Princeton und Georgetown studiert hat und den USA eng verbunden ist, führt den saudischen Geheimdienst. Da jedoch der US-Kongress die CIA unter scharfe Kontrolle gestellt hat, arbeitet Turki nun stärker mit dem Chef der französischen Auslandsspionage zusammen.

Gemeinsam steuern sie verdeckte Operationen von Afrika bis zum Hindu-kusch – vor allem, um den Kommunismus zu bekämpfen. Nun bittet Turki den Partner um Hilfe.

Am Abend des 29. November landet ein Jet mit drei Mitgliedern einer

französischen Spezialeinheit in Riad. Ihr Gepäck enthält hochkonzentriertes CS-Reizgas sowie eine Neuheit: schusssichere Kevlar-Westen. Von beidem liefern die Franzosen bald nach, so viel sie können; Frankreichs Diplomaten sehen die saudische Monarchie am Abgrund – und mit ihr die Ölversorgung der freien Welt.



Immer wieder haben fremde Mächte vergebens verwerfen. So hat etwa das Britische Empire im 19. Jahr Niederlagen gegen einheimische Stammeskrieger er

Heimlich entwerfen die Männer einen Angriffsplan, erklären Chalids demoralisierten Offizieren taktische Finessen wie etwa Zangenattacken. Vor allem lassen sie Arbeiter mit schwerem Gerät Löcher in den Hof der Moschee bohren, die durch das Lavagestein in die unterirdischen Kammern und Gänge führen.

Durch diese Löcher schießen am Vormittag des 3. Dezember Soldaten eine erste Salve CS-Granaten. Während die Rebellen, ihre Frauen und Kinder sowie Dutzende Geiseln nach Luft ringen, reißen Sturmtrupps in Gasmasken und Kevlar-Westen die Eingangsbarri-

kaden nieder. Sie sind nervös, feuern oft blind, töten im Vordringen auch zahlreiche Geiseln, verbreiten mit tragbaren Sprühgeräten weiteres Gas in den engen Gängen. Anderthalb Tage lang dauert die Schlacht.

Dann sprengen Fallschirmjäger die Stahltür vor einem letzten Raum. Im



sucht, das afghanische Bergland zu unterhundert bei mehreren Feldzügen schwere litten (Buddha-Statue im Bamiyan-Tal)

Inneren kauern ein Dutzend Männer, die Gesichter rußverschmiert, Blut und Erbrochenes auf den zerfetzten Gewändern, etliche zittern unkontrolliert. Einer ist offensichtlich älter als die Übrigen. Nach seinem Namen gefragt, antwortet er: „Dschuhaiman.“

Nach zwei Wochen ist die Revolte niedergeschlagen, der falsche Mahdi tot. Auch den schiitischen Aufruhr im Osten kann die Regierung mit Gewalt und Geld ersticken.

Die heiligste Moschee des Islam aber liegt zu erheblichen Teilen in Trümmern. Monate werden vergehen, bis

der Komplex zumindest einigermaßen wiederhergestellt ist. Die eigenen Verluste beziffert die saudische Regierung auf 127 getötete und 461 verwundete Soldaten, die der Rebellen auf 117 Tote und 170 Gefangene; darüber hinaus seien 26 Pilger ums Leben gekommen.

Unabhängige Schätzungen gehen dagegen von mindestens 1000 Toten aus.

Am 9. Januar 1980 werden al-Uteibi und 62 seiner Mitverschwörer öffentlich enthauptet. Andere lässt das Königshaus im Stillen exekutieren. Es tut alles, um das Ausmaß der Gefahr zu vertuschen, in der die Monarchie schwebte.



1978 reißen afghanische Kommunisten die Macht in der Hauptstadt Kabul (o.) an sich und beginnen, das Land zu modernisieren. Doch mit ihren Reformen, etwa der Enteignung von Großgrundbesitzern, bringen sie die traditionellen Eliten gegen sich auf

Der Anschlag ist ein Wendepunkt. Zum einen bringt er einen Mythos hervor: Schnell kursieren Kampfschriften Dschuhaiman al-Uteibis in Ägypten und bestärken dort die Jünger Sayyid Qutbs. 2006 wird ein hoher saudischer Offizier sagen: „Alle Terroristen, die wir heute haben, gehen auf Dschuhaiman zurück.“

Und auf die saudische Monarchie. Denn zum anderen ringt das Königshaus nach dem Blutbad um seine islamische Legitimität, kommt den Zusagen an die strengen Religionsführer angstvoll nach.

Innenpolitisch beendet es die liberalen Experimente, auswärts finanziert es

im Namen der wahhabitischen Mission fanatische Minderheiten. Insbesondere unterstützt Saudi-Arabien nun offen eine Bewegung von Fanatikern, die ein ganzes Land zur Schule gewaltbereiter Islamisten machen wird: Afghanistan.

III.

Verstrickung einer Supermacht

Kabul, Afghanistan, 27. Dezember 1979. Alarmiert von einem Notruf, treffen gegen 14.00 Uhr zwei sowjetische Militär-

ärzte im Tajbek-Palast ein, dem Hauptquartier des kommunistischen Präsidenten Hafizullah Amin. Sie passieren MG-Posten der afghanischen Armee, eine scharfe Eingangskontrolle. Auch eine größere Anzahl sowjetischer Rotarmisten lagert in der Nähe.

Im Inneren des Palastes treffen die Mediziner auf bewusstlose Funktionäre, andere winden sich in Schmerzen. Dann werden sie zu Amin selbst geführt. Der Machthaber ist bis auf die Unterhosen ausgezogen. Er liegt im Koma.

Die Mediziner begreifen, dass auf Amin, einen Verbündeten der UdSSR,

sowie dessen Gäste beim Mittagessen ein Giftanschlag verübt worden ist. Sofort legen sie Infusionen. Nach Stunden erwacht Amin. Er ist gerettet.

Weder er noch die Ärzte ahnen, dass der sowjetische Geheimdienst KGB den Mordversuch organisiert hat. Und Moskaus Truppen lagern nicht vor dem Tajbek-Palast, um den Präsidenten zu schützen – sondern um ihn zu stürzen.

Anderthalb Jahre zuvor, Ende April 1978, war Hafizullah Amin selbst an einem Putsch beteiligt: gegen den autoritären Regenten Mohammed Daoud, der mit seinem Regime zwischen den



Hafizullah Amin, seit 1978 kommunistischer Präsident Afghanistans, bittet die Sowjetunion um Hilfe



Am Nachmittag des 25. Dezember 1979 rollen die ersten Panzer der Roten Armee über die afghanische Grenze – und stoßen nur auf geringen Widerstand. Am Stadtrand von Kabul errichten die Sowjettruppen bald darauf eine ihrer wichtigsten Militärbasen

Blöcken in Ost und West lavierte. Der Staatsstreich der afghanischen Genossen kam für Moskau überraschend, zumindest zum falschen Zeitpunkt.

Zwar begrüßte die Sowjetunion offiziell den Machtwechsel. Skeptiker indes wiesen darauf hin, dass Afghanistans Kommunisten eine kleine, zerstrittene Minderheit seien – dass also die Rede von einer „proletarischen Revolution“ am Hindukusch absurd war, das Land als praktisch unkontrollierbar galt.

Afghanistan besteht zum großen Teil aus zerklüftetem Bergland und Wüsten. Es wird von mehreren Völkern be-

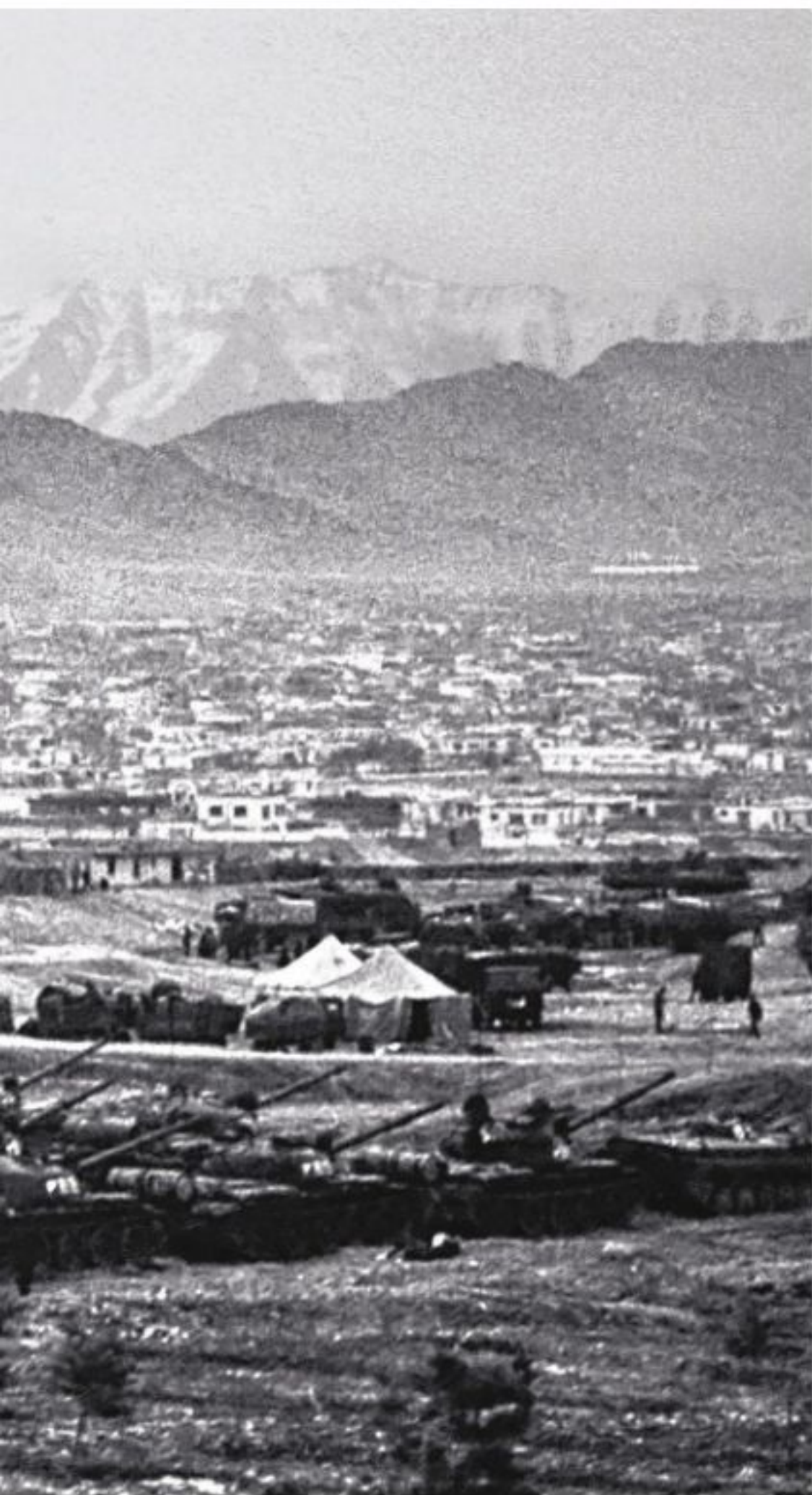
wohnt, die in Clans und oft verfeindete Sippen zerfallen. Die Mehrheit der Afghanen lebt in Dörfern, die meisten sind tief religiös und kriegerisch, dem Staat gegenüber misstrauisch, setzen Familien- und Klientelbeziehungen über alles.

Für den Einzelnen entsteht daraus ein Geflecht wechselseitiger Verpflichtungen und Loyalitäten zu Verwandten, zu Patronen, Grundbesitzern oder Amtsträgern. Hingegen ist der Einfluss von Religionsgelehrten und Vorbetern begrenzt: Zwar bildete auch um 1978 die Moschee den Mittelpunkt des Dorflebens, doch hielten sich auch fromme

Afghanen eher an überkommene Stammesrechte als an die Scharia. Gleichwohl wagte kein afghanischer Herrscher, sich anders denn als treuen Muslim darzustellen. Der Islam war selbstverständlich, was immer das konkret bedeuten mochte.

Außerhalb Kabuls verfügten weder die Kommunisten noch eine andere Partei über eine nennenswerte Anhängerschaft – das galt auch für die wenigen Islamisten, die sich an den Muslimbrüdern orientierten.

Der Kampf um die politische Macht blieb weitgehend eine Angelegenheit zwischen konkurrierenden Eliten.



gime reagierte mit Massenverhaftungen und Exekutionen – die den Widerstand nun vollends entflamten.

Am 15. März 1979 zog eine mit Speißen, Knüppeln, Messern und einigen alten Flinten bewaffnete Menge durch die westafghanische Provinzhauptstadt Herat. Die Demonstranten rissen rote Fahnen und die Porträts kommunistischer Führer herunter, stürmten das Gefängnis, plünderten Banken und Postfilialen. Sie verprügelten Passanten in westlicher Kleidung, machten Jagd auf Funktionäre und Beamte und brachten sie um, ebenso sowjetische Berater und

Notabeln oder weltlich gebildete Männer waren, lud er sich zunehmend religiös auf. Denn die atheistische Propaganda des Regimes löste breite Empörung aus.

Die von den Kommunisten aus ideologischen Gründen besonders brutal verfolgten Mullahs wehrten sich mit Appellen zur Verteidigung des Glaubens.

Und aus dem Nachbarland Iran kamen Nachrichten von einer islamischen Revolution, die auch die mehrheitlich sunnitischen Afghanen nun zum Aufbruch ermutigten.

Während der Kämpfe um Herat baten Taraki und Amin erstmals die So-



Sowjetische Soldaten in Kabul: In den ersten Kriegswochen entsendet der Kreml rund 80 000 Mann nach Afghanistan



Auf Präsident Amin folgt schon bald der Kommunist Babrak Karmal (Plakat) – ein willfähriger Handlanger der Besatzer

Die neuen Machthaber um die Parteiführer Nur Mohammed Taraki und Hafizullah Amin ignorierten diese Bedingungen. Sie beriefen sich auf Stalin und Mao als Vorbilder, die gezeigt hätten, wie auch weniger entwickelte Länder in den Sozialismus geführt werden könnten. Als bald verordneten sie gleiche Rechte und Bildung für Frauen, einen Schuldenerlass für Kleinbauern, eine Umverteilung des Bodens.

Die Gesetze zielten darauf ab, die traditionelle Ordnung in den Dörfern zu zerstören. Daraufhin kam es im ganzen Land zu Protesten und Aufbruch. Das Re-

Handelsvertreter. Und statt die Rebellen zurückzuwerfen, schlossen sich Soldaten der bei Herat stationierten 17. Infanteriedivision dem Aufstand an. Am Abend tanzten die siegreichen Traditionalisten auf dem Basar.

Erst nach Tagen konnten loyale Einheiten die Revolte in einem Blutbad ersticken. Doch von nun an häuften sich Desertionen und Meutereien. Nachts waren von Kabuls Dächern Aufrufe zum Dschihad zu vernehmen.

Denn obwohl der Widerstand zunächst spontan gewesen war, keiner Ideologie folgte, seine Führer zumeist örtliche

wjetunion um Waffenhilfe. Am 17. März 1979 beriet in Moskau das Politbüro – eine Versammlung politischer Routiniers, allesamt Pragmatiker des Kalten Krieges.

Der revolutionäre Furor der afghanischen Genossen war den meisten dieser Realpolitiker suspekt; eine Intervention in Afghanistan würde Moskau wie einen Aggressor wirken lassen, würde jahrelange Bemühungen um Entspannung mit den USA sowie um Rüstungskontrolle zunichte machen.

Den Militärs in dem Kreis war zudem das Desaster der Vereinigten Staaten in Vietnam nur allzu bewusst.

Andererseits: Konnte der Kreml ein moskautreues Regime fallen lassen, ohne das Gesicht zu verlieren? Und wenn die Revolutionsregierung in Afghanistan zusammenbräche, würden dann nicht die Amerikaner nachrücken – zumal die eben erst ihre Horchposten und Basen im Iran verloren hatten?

Vor allem aber: Was könnte geschehen, wenn es auch in Afghanistan zu einer islamischen Revolution käme und der Funken dann auf die Millionen Muslime in den südlichen Sowjetrepubliken überspringen würde?

Die Sowjetgeneräle sollten nun erste Notfallpläne für einen Einmarsch entwerfen. Zudem wurde der afghanische Parteiführer Nur Mohammed Taraki nach Moskau zitiert. KP-Generalsekretär Leonid Breschnew erklärte sich ihm gegenüber bereit, Berater und Waffen zu stellen – aber keine Truppen.

Das Politbüro hielt die Krise für ein politisches, nicht militärisches Problem: Die afghanischen Führer müssten auf die Rebellen zugehen. Den Terror beenden. Die religiösen Verhältnisse akzeptieren.

Taraki signalisierte Einsicht. Aber als er nach Kabul zurückkam, zeigten er und Amin wenig Mäßigung. Während es zu immer neuen Aufständen und Massakern im Land kam, säuberten sie blutig die eigene Partei – und intrigierten schließlich gegeneinander.

Zwar strömten bald sowjetisches Gerät, Getreide sowie Ausbilder ins Land. Doch damit wurde der afghanische Bürgerkrieg zu einer internationalen Krise. Im fernen Riad beobachtete Geheimdienstchef Turki al-Faisal die wachsende Macht der Kommunisten mit Sorge – und sah zugleich eine Gelegenheit, die politische Einflussphäre Saudi-Arabiens auszuweiten. Verdeckt pumpte er Geld und Waffen in den Aufstand.

Am 8. Oktober war Taraki tot, mit einem Kissen erstickt von Schergen Amins. Doch dessen Macht erstreckte sich nur über ein Fünftel des Landes, überall sonst herrschte Anarchie oder gaben lokale Rebellenführer den Ton an.

In ganz Afghanistan waren inzwischen mehrere Zehntausend Menschen den Unruhen zum Opfer gefallen. Der KGB berichtete, der bedrängte Hafizullah Amin suche sogar heimlich Kontakt

zu den Amerikanern. Die Situation war außer Kontrolle.

Auch wenn hohe Militärs vor unabsehbaren Folgen warnten, vor dem afghanischen Terrain, das perfekt ist für einen Guerillakrieg, erhielten sie nun den Befehl, eine Invasion vorzubereiten.

Schon zuvor hatte der KGB einen Rivalen Amins nach Moskau geholt: den kommunistischen Politiker Babrak Karmal, der aus der KP ausgeschlossen worden war und seither im Exil lebte.

In der Nacht auf den 25. Dezember legt sich ein monotones Dröhnen über Kabul. Ununterbrochen landen gewaltige Transportmaschinen, entladen Tausende Luftlandesoldaten und Material. Am folgenden Nachmittag rollen Panzer und Truppentransporter auf einer Pontonbrücke über den Grenzfluss Amu-Darja. Mit insgesamt rund 80 000 Mann marschiert die Rote Armee in Afghanistan ein.

Amin ist euphorisch. Endlich kommen seine Verbündeten!

Darauf hat er schon länger gehofft. Denn seit einer Woche liegt ein Vorab-Bataillon nahe dem Tajbek-Palast im Süden Kabuls: von der Roten Armee eigens zusammengesetzt aus Zentralasiaten, die eine der in Afghanistan gängigen Sprachen beherrschen. Außerdem Anti-Terror-Spezialisten. Alle tragen zur Tarnung afghanische Uniformen.

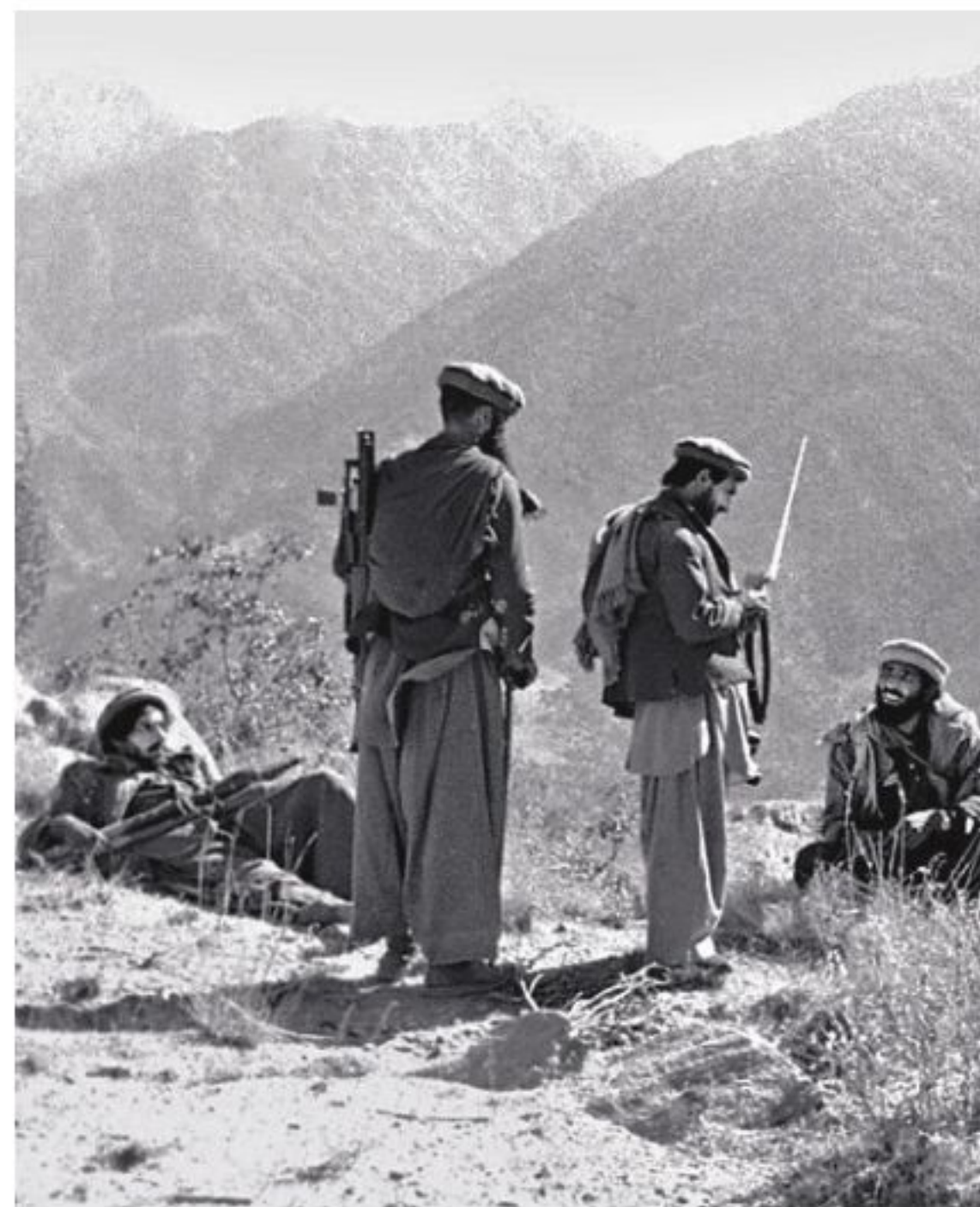
Der Umgang mit Amins Palastgarde ist kameradschaftlich – bis am 27. Dezember gegen 19.15 Uhr zwei Signalraketen in den Himmel steigen. Geschütze nehmen den Palast unter Feuer, gepanzerte Kampfswagen walzen die Stellungen der Afghanen nieder. Als sie den Bau erreichen, richten die Besatzungen Sturmleitern auf, dringen ein. Heftiges Feuer empfängt sie, Handgranaten. Das Licht erlischt, Brände brechen aus.

Um einander zu erkennen, tragen die Angreifer weiße Armbänder. Doch die verschwinden rasch unter Ruß und Dreck – die Männer behelfen sich, indem sie ununterbrochen russische Flüche ausrufen. Da erst wird den Verteidigern klar, wer sie attackiert.

Die beiden sowjetischen Ärzte, die Amins Leben gerettet haben, ahnen immer noch nicht, dass sie in den Stunden

zuvor einen Versuch des KGB vereitelt haben, die Operation durch einen Giftmord abzukürzen. Seit Beginn des Angriffs kauern sie verängstigt im Ballsaal des Palasts.

Irgendwann sehen sie dort Amin umherirren, der weiterhin die Infusionsflaschen am Arm trägt. Einer der beiden



Verwundbare Weltmacht: In den Bergen Afghanistans hat die Sowjetunion ihre Überlegenheit nicht ausnutzen. Immer wieder locken die Rebellen. Insgesamt sterben bis 1989 mehr als 14 000 Sowjetsoldaten.

geht zu ihm, entfernt die Kanülen, lässt ihn sich bei der Bar hinsetzen. Amin brüllt einen Adjutanten an, endlich die Russen zu rufen. Der erwidert, eben die Rote Armee greife doch an. Amin wirft einen Aschenbecher nach dem Mann, schimpft ihn einen Lügner.

Später wird Amins Leiche bei der Bar gefunden, neben ihm liegt die seines fünfjährigen Sohns, weiter entfernt die eines der beiden sowjetischen Ärzte. Wer die drei getötet hat, bleibt unklar.

Inzwischen besetzen sowjetische Einheiten das Hauptquartier der Armee, das Innenministerium, das Telegraphen-

amt, Radio und Fernsehen. Die Invasoren rechnen mit einem schnellen Frieden: Noch am Abend ist im Rundfunk eine Ansprache Babrak Karmals zu hören. Er verdammt Amins Terrorregime und verspricht eine bessere Zukunft.

Doch längst hat sich aus dem Widerstand gegen die kommunistischen

teskriegers“ wird entstehen und von gewaltbereiten Islamisten zwischen Afrika und Asien imitiert werden.

Und schließlich wird aus dem Krieg in Afghanistan eine Terrororganisation hervorgehen, die den globalen Dschihad erfindet: al-Qaida.

Die Folgen des Epochenjahres

Ende 1979 ist die Welt eine fundamental andere als zu Beginn jenes Jahres. Die iranische Revolution hat erstmals Isla-

Im Iran aber beginnt ein Jahrzehnt des Terrors: gegen Vertreter des alten Regimes, gegen weltliche Oppositionelle, gegen Minderheiten sowie wirkliche oder vermeintliche Dissidenten – gegen alle, die der neuen Moral und Macht nicht folgen wollen. Auch als Instrument der Außenpolitik nutzt das Regime Gewalt, etwa als es die Gründung der schiitischen Terrororganisation „Hisbollah“ („Partei Gottes“) unterstützt, die vom Libanon aus gegen Israel kämpft.

Dennoch – vielleicht auch gerade deshalb – bleibt Chomeini für viele ein Idol. Als er 1989 stirbt, wiederholt



kann die Sowjetunion ihre materielle Überlegenheit die Rote Armee in verlustreiche Hinterhalte. Daten bei den Kämpfen am Hindukusch



Aufständische vergraben eine Landmine: Die USA begreifen schnell, welche Chance ihnen die sowjetische Verstrickung in Afghanistan bietet – und unterstützen die islamischen Widerstandskämpfer mit modernen Waffen, insbesondere mit Boden-Luft-Raketen

Reformen eine unversöhnliche Revolte entwickelt: unter der Flagge des Islam.

Nach dem sowjetischen Einmarsch wird sie sich weiter radikalisieren und Afghanistan in jenes Schlachtfeld verwandeln, auf dem sich alle 1979 entfesselten Kräfte begegnen und verstärken.

Bald werden Jünger und Nachahmer der in Mekka geschlagenen Dschihadisten hier ihren Glaubenskampf fortsetzen. Ajatollah Chomeinis Islamische Republik und das von neuem Fundamentalismus angetriebene Saudi-Arabien werden um Einfluss unter den Rebellen ringen. Das Modell des modernen „Got-

misten an die Macht gebracht, die liberale Demokratie und Marxismus gleichermaßen verwerfen und weder Moskau noch Washington folgen. Die sich vielmehr als eigenständiges ideologisches Lager begreifen und sich allein auf das Erbe der Vorfahren berufen.

Der Iran ist ein dank seiner Ölquellen reicher Staat, eine regionale Vormacht – und der Sieg Chomeinis ein Triumph des Islamismus. Muslime von Marokko bis Indonesien fassen Zuversicht, dass die Epoche der Demütigungen, der westlichen Ausbeutung und Überfremdung sich dem Ende zuneigt.

sich bei den Trauerkundgebungen die Massenhysterie, die einst seine Ankunft begleitete; Tausende verletzen sich im Gedränge und bei rituellen Geißelungen.

Die Szenen bestätigen ein Bild, das sich der Westen seit 1979 gemacht hat: dass der schiitische Islam besonders fanatisch und aggressiv ist – der gefährlichste Feind aus der islamischen Welt.

Doch der Angriff auf die Große Moschee von Mekka im November 1979 hat gezeigt, dass sich auch sunnitische Revolutionäre fanatisieren lassen und selbst die ultrakonservative saudische Monarchie bedrohen, obwohl die mit

wahhabitische Strenge die Scharia auslegt. Das Königshaus zieht daraus aber nicht den Schluss, den Eiferern schärfer entgegenzutreten, sondern versucht, sie mit Geld und Entgegenkommen zu besänftigen – in der Hoffnung, die Gewaltbereiten fortan gegen einen gemeinsamen Feind lenken zu können: die in Afghanistan vorrückende Rote Armee.

Dort geraten die sowjetischen Konvois bereits in den ersten Wochen des Jahres 1980 in Hinterhalte der Rebellen, werden ihre Militärbasen unter Beschuss genommen. Und mehr denn je wird der Glaube zum verbindenden Element der

den Anführern fechten; von allen geteilt wird allein die Vorstellung, ihre Lebensweise und den Islam zu verteidigen.

Vielfach steht die moralische Bewährung im Vordergrund, ist persönliche Tapferkeit wichtiger als Militärtaktik. Allenfalls können die *mudschaheddin*, die Gotteskrieger, ihre mangelnde Effizienz durch Opferbereitschaft ausgleichen. Dennoch wären sie gegen die Rote Armee ohne Chance – erhielten sie nicht nach und nach immer mehr Waffen und Geld aus dem Ausland.

Denn der Konflikt eskaliert bald zum Stellvertreterkrieg. Nachdem die

Zu diesem Zweck arbeitet Prinz Turki mit dem Geheimdienst Pakistans sowie dem internationalen Netz der Muslimbruderschaft zusammen, um sunnitische Rebellenführer in Afghanistan aufzurüsten. Auch dabei helfen abermals die USA: Seit der Iran 1979 vom engen Verbündeten zum Feind geworden ist,



Rebellen patrouillieren in den afghanischen Bergen. Im Laufe der 1980er Jahre schließen sich Tausende ausländische Freiwillige den einheimischen Aufständischen an. Darunter ist auch ein Millionärssohn aus Saudi-Arabien: Osama Bin Laden



Erbeuteter Panzer: Als die Rote Armee 1989 abzieht, Regime in Afghanistan. Das Land wird zum Zufluchts Triumph über die Sowjettruppen suchen sich viele Got

Aufständischen, immer größer der religiöse Furor. Tausende Mullahs rufen zum Dschihad gegen die Ungläubigen; viele Afghanen, die beim Aufstand gegen Amin noch gezögert hatten, unterstützen nun den Widerstand.

Angesichts zunehmender Verluste weiß sich die sowjetische Militärführung bald nur noch mit rücksichtsloser Brutalität zu helfen. Und provoziert erst recht massive Vergeltung.

Doch eine kampfstärke Guerilla-Armee bilden die Rebellen nicht. Mit wenigen Ausnahmen bleiben sie Zivilisten, die unter örtlichen, oft rivalisierenden

USA 1979 weitgehend abseits gestanden haben, hofft Washington nun, mit Hilfe der Mudschaheddin Moskau eine Niederlage zufügen zu können, die der eigenen in Vietnam gleichkommt – und schickt Waffen nach Afghanistan. Auch China sendet Gewehre und Raketen, aus kommunistischer Konkurrenz zu Moskau.

Überdies unterstützt der Iran die schiitische Minderheit am Hindukusch sowie die Idee einer islamischen Revolution allgemein. Saudi-Arabien wiederum versucht, sowohl die Kommunisten in Afghanistan als auch den schiitischen Konkurrenten Iran zurückzudrängen.

betrachtet Washington die Saudis als unverzichtbare Alliierte.

So wird Afghanistan zum letzten Schlachtfeld des Kalten Krieges zwischen den alten Supermächten USA und Sowjetunion – und dem ersten einer neuen, unübersichtlichen Welt. Einer Welt, in der sich der Islamismus nach und nach als eine entscheidende Kraft etabliert.

Ihren Durchbruch erzielt diese Kraft im Jahr 1979: jenem Jahr, in dem sie im Iran erstmals an die Macht gelangt, in Mekka das Potenzial des terroristischen Dschihad vorführt sowie Saudi-Arabiens Regierung zum Umsteu-

ern zwingt. Und in dem Afghanistan zu dem Ort wird, an dem sie sich gegen eine Weltmacht bewähren kann.

Muslimische Freiwillige ziehen von überallher an den Hindukusch – Algerier, Ägypter, Palästinenser, Türken wie Kurden, Pakistaner, Indonesier. Es sind Idealisten und Verzweifelte, Abenteurer und



stürzt bald darauf auch das kommunistische
ort für islamistische Terroristen. Nach ihrem
teskrieger ein neues Ziel: den Westen

Männer, die im Auftrag islamistischer Gruppen den Krieg lernen sollen.

Sie machen die Erfahrung einer übernationalen, dem Kampf ergebenden Gemeinschaft. Werden immer erbitterter angesichts eines Gegners, der gezielt Landstriche entvölkert, Kinder verstümmelt, bis an den Rand des Genozids geht. Und lernen, dass sie siegen können.

Am 15. Februar 1989 ziehen sich die letzten Panzer der zermürbten Roten Armee über den Amu-Darja zurück in die UdSSR. Der Triumph beeindruckt Muslime in aller Welt wie zuvor nur die iranische Revolution: Hat Chomeinis

islamisch geführte Volkserhebung einen Statthalter des Westens gestürzt, so haben die Mudschaheddin die Kolonialarmee einer Supermacht niedergedrungen.

Kurz darauf bricht das sowjetische Imperium zusammen – ausgeblutet vom Opfergeist der Gotteskrieger, wie viele Islamisten öffentlich verkünden.

Westliche Beobachter hingegen sehen nach dem Ende der Sowjetunion die liberale Demokratie vor dem Sieg. Präsident George H. W. Bush spricht optimistisch von einer „Neuen Weltordnung“ der Freiheit und Menschenrechte.

Nur wenige erfassen den Widerwillen zahlreicher Muslime, sich einer Ordnung zu fügen, die ihnen aggressiv und lasterhaft erscheint. Kaum jemand erkennt den seit 1979 gewachsenen Stolz und Kampfeswillen, mit dem die Eiferer nun in das ideologische Vakuum und die politischen Wirren stoßen, die der Kollaps der UdSSR hinterlassen hat. Überall in der muslimischen Welt gewinnen radikalislamische Gruppen an Boden.

Viele nennen sich „Salafisten“, nach dem arabischen Wort *salaf* für „die (rechtschaffenen) Altvorden“. Die meisten streben nach individueller Glaubensreinheit und lehnen „Neuerungen“ nochmals entschiedener ab als Wahhabiten und Muslimbrüder – bis hin zum Gebrauch von Zahnbürsten. Andere treten als Kritiker bestehender Verhältnisse auf. Und einige setzen auf Gewalt.

Diese „Dschihadisten“ reduzieren den Islamismus auf den bewaffneten Kampf und machen Ernst mit Sayyid Qutbs Verketzerung Unbeteiligter. Wer beispielsweise an einer Wahl teilnimmt, hat sein Leben verwirkt – denn eine Demokratie richte sich gegen die göttliche Macht. Die meisten Muslime freilich lehnen religiöse Gewalt ab, darunter auch viele Anhänger eines politischen Islam und der Scharia. „Der Terrorismus ist der Feind Gottes!“, skandiert 1993 eine Menschenmenge in Kairo.

Der Kern der militanten Islamisten setzt sich vielerorts aus Afghanistan-Veteranen zusammen. Und während das Land selbst im Chaos eines Bürgerkriegs zwischen Miliz- und Stammesführern, Kriminellen und Fanatikern versinkt, gibt eine aus Kämpfern gegen die Sowjettruppen gegründete Gruppe

dem terroristischen Dschihad eine neue Dimension: die von dem saudischen Unternehmersohn Osama Bin Laden geführte al-Qaida.

Diese Terrorgruppe sowie deren Ableger und Nachahmer werden bald Ungläubige weltweit angreifen, aber auch jene, die sie zu „Abtrünnigen“ erklären. Zu den Opfern zählen Männer, Frauen und Kinder jeglicher Konfession und Nationalität – vor allem aber Muslime.

Denn das erste Opfer des Dschihadismus ist der Islam, ist die Religion selbst. Mit Gott, dem Gnädigen und Barmherzigen, wie er im Koran heißt, hat die Schlächterei nichts zu tun. Sie ist blanke Blasphemie. 1400 Jahre nach Mohammed haben politische Desperados dessen Botschaft usurpiert und die Gläubigen in eine blutige Katastrophe gerissen.

Darum markiert das Jahr 1979 vor allem den Beginn einer epochalen Tragödie. Es ist das Jahr, in dem der politische Islam die Weltbühne betritt – und zugleich das Jahr, in dem die Militanten unter seinen Anhängern triumphieren.

Für sie scheinen die Ereignisse dieses Jahres zu beweisen, dass der Schlüssel zum Heil im bewaffneten Kampf liegt.

Seither ist eine Geschichte von Gewalt und Gegengewalt in Gang gekommen, die bis heute fort dauert. Und von den Hoffnungen und Ängsten, die das Epochenjahr 1979 einst weckte, sind bei vielen Menschen nur die Ängste geblieben. ●

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist
Historiker in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: James Buchan, „Days of God. The Revolution in Iran and Its Consequences“, John Murray: plastische Darstellung der Revolution, ihrer Vorgeschichte und der weiteren Entwicklung bis zu Chomeinis Tod 1989. Jaroslav Trofimov, „Anschlag auf Mekka. 20. November 1979 – Die Geburtsstunde des islamistischen Terrors“, Blessing: das ausführlichste Buch zum Thema, packend und detailliert. Lawrence Wright, „Der Tod wird euch finden. Al-Qaida und der Weg zum 11. September“, DVA: Pulitzerpreis-gekrönte Recherche zur Entstehung des globalen Dschihad.

Die Geschichte des Islam

Rund 1400 Jahre alt ist der Glaube an Allah, den einzigen Gott, und an Mohammed als seinen Propheten. Was als winzige Gemeinschaft am Rande der Arabischen Halbinsel begann, entwickelte sich in den folgenden Jahrhunderten zur Weltreligion — Text: ISABELLE BERENS

Um 570

Mohammed ibn Abdallah wird in Mekka geboren und wächst, früh verwaist, bei seinem Onkel auf. Seine Heimatstadt liegt an einer Fernhandelsroute am Westrand der Arabischen Halbinsel, und auch Mohammed wird Kaufmann. Regelmäßig suchen Angehörige arabischer Stämme in Mekka in dieser Zeit die Kaaba auf, ein Heiligtum mit einem schwarzen Stein oder Meteoriten, an dem einheimische Gottheiten verehrt werden.

um 610

Mohammed erhält nach islamischer Überlieferung auf einem Berg in der Nähe Mekkas durch den Erzengel Gabriel die Botschaft des *islam* (arab., „Unterwerfung“). Fortan verkündet er als Prophet den Glauben an den einzigen Gott, auf Arabisch *allah*. Seine Religion unterscheidet sich von der Vielgötterei der meisten Stämme Arabiens, setzt sich aber auch vom Monotheismus der dort lebenden Juden und Christen ab. Jene stößt Mohammed vor allem durch seinen immer deutlicher formulierten Anspruch

vor den Kopf, das „Siegel der Propheten“ zu sein, der letzte in einer Reihe von Verkündern der göttlichen Botschaft wie Moses und Jesus. In den folgenden 22 Jahren erhält er nach eigenem Bekunden immer wieder neue Botschaften von Gott, die er einer wachsenden Schar von Anhängern vorträgt.

622

Durch seine Predigten gerät Mohammed in Konflikt mit mächtigen Clans in Mekka, die ihren Reichtum vor allem dem Kultbetrieb um die alten Götter verdanken. Er muss mit seinen Anhängern

die Stadt verlassen. Die Gruppe zieht nach Yathrib, dem späteren Medina. Das Jahr dieser Flucht wird bald zum Jahr eins der islamischen Zeitrechnung erklärt. In Medina vergrößert Mohammed nicht nur seine Gemeinde, sondern formt auch eine Kampfgemeinschaft der Gläubigen, die mehrmals gegen Truppen aus Mekka in den Kampf zieht.

630

Nach mehreren Schlachten unterwirft Mohammed seine Heimatstadt Mekka und lässt dort alle Götterstatuen zerstören. Die Kaaba erklärt er zur islamischen Kultstätte. Er selbst kehrt nach Medina zurück, von wo er seine Herrschaft – teils mit Diplomatie, teils mit Gewalt – bald über weite Teile der Arabischen Halbinsel ausdehnt. Die führenden Männer der Stämme müssen ihm ihre Loyalität versichern und sich zum Islam bekennen. Dazu gehört, dass sie regelmäßig beten und Abgaben an die muslimische Gemeinde leisten.

einen der ersten Anhänger des Religionsgründers. Er nennt sich *chalifa rasul allah* (arab., „Nachfolger des Gottgesandten“), woraus der Begriff „Kalif“ abgeleitet wird (der später mitunter auch für *chalifa allah* steht, „Stellvertreter Gottes“). Abu Bakr gelingt es innerhalb eines Jahres, die abgefallenen Stämme zu unterwerfen und die muslimische Oberhoheit auf die gesamte Arabische Halbinsel auszuweiten.

638

Der Kalif Umar, den Abu Bakr vor seinem Tod 634 zum zweiten Nachfolger Mohammeds bestimmt hat, nimmt Jerusalem ein.

persische Imperium der Sassaniden im Nordosten – geschwächt sind. Bei Umars Tod 644 erstreckt sich das muslimische Reich über Palästina, Teile Persiens, des heutigen Syrien und Ägypten; in den Jahren darauf stoßen Kämpfer noch weiter in Asien und Nordafrika vor. Den Islam nehmen die Untertanen in den eroberten Gebieten aber nur langsam an.

um 650

Die von Mohammed verkündeten göttlichen Offenbarungen werden seit seinem Tod von den Gläubigen mündlich, aber auch in verschiedenen Textfragmenten bewahrt. Um eine willkürliche Überlieferung dieser gesammelten Offenbarungen – des Koran (arab. *quran*, „Rezitation“) – zu verhindern, lässt der dritte Kalif Uthman eine offizielle Ausgabe des Textes erstellen. Diese Fassung, bestehend aus 114 Kapiteln, Suren genannt, verdrängt in der Folge alle anderen; sie ist der bis heute gültige Koran-Text.

656

Uthman wird von Untertanen ermordet. Sein Nachfolger wird Ali, der

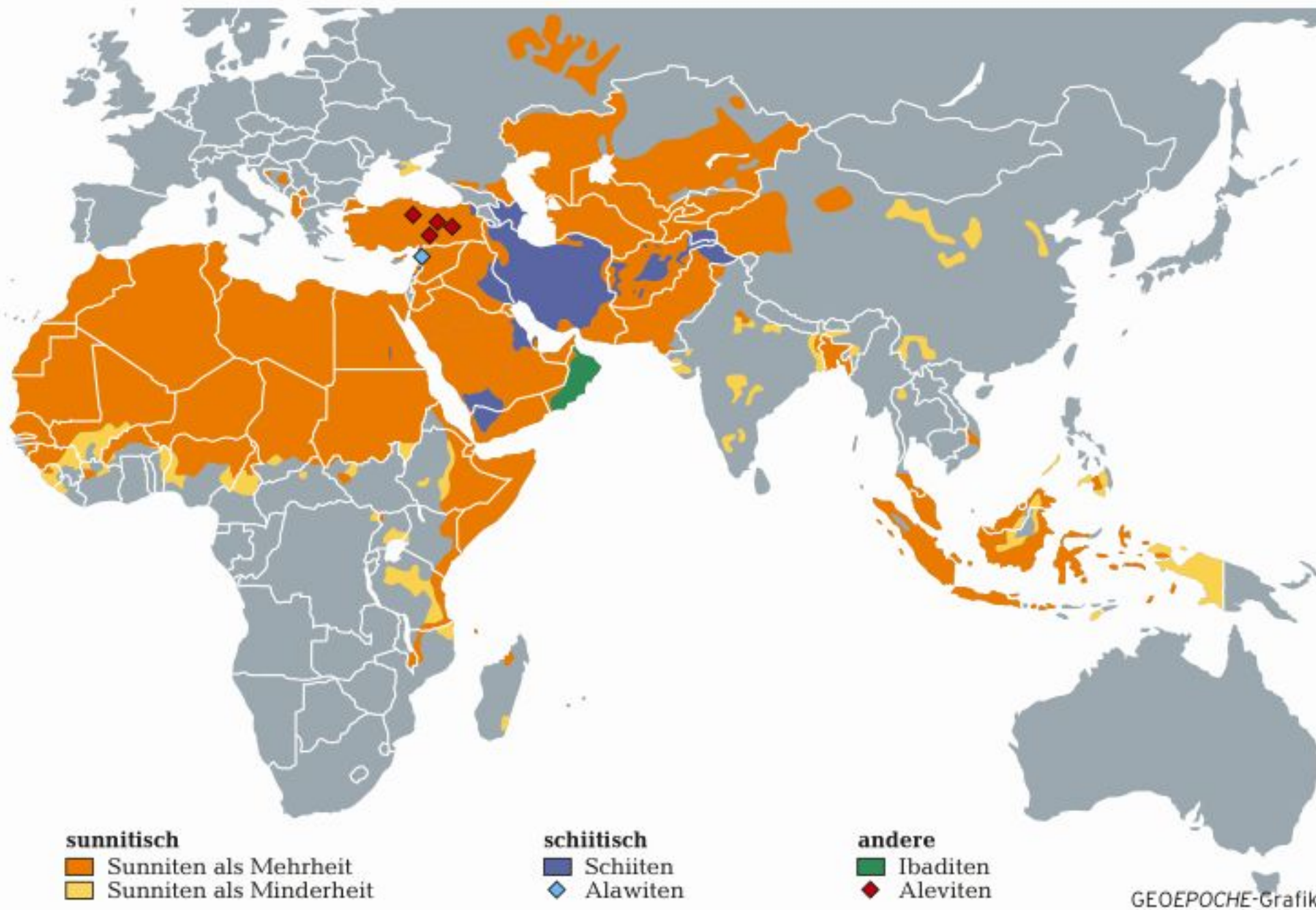
Bald kämpfen Muslime sogar gegen Chinesen

632

Durch eine schwere Krankheit stirbt Mohammed. Viele der erst später bekehrten Stämme der Arabischen Halbinsel weigern sich, weiterhin Abgaben zu entrichten, da sie sich wohl nur Mohammed verpflichtet sahen. In Medina bestimmt die Urgemeinde Mohammeds Nachfolger: Abu Bakr,

Auf weiteren Eroberungszügen, deren Motive wohl vor allem Beute und Tributzahlungen sind, vergrößern seine Feldherren das muslimische Herrschaftsgebiet deutlich über die Arabische Halbinsel hinaus. Dabei profitieren die Krieger davon, dass die beiden angrenzenden Großreiche – das Kaiserreich Byzanz im Nordwesten sowie das

UNTER DEM HALBMOND



1,6 Milliarden Menschen bekennen sich heute zum Islam, der zweitgrößten Weltreligion. Gut 550 Millionen leben in Indonesien, Indien und Pakistan, den drei Staaten mit der zahlreichsten muslimischen Bevölkerung. In ihrer Mehrheit gehören die Muslime der sunnitischen Richtung an, die meisten Schiiten – entstanden durch einen Nachfolgestreit im 7. Jahrhundert – leben im Iran und Irak. Die kleine Gruppierung der Ibaditen findet sich vor allem in Oman, dem Land, aus dem der Rechtsgelehrte stammte, auf den diese Gläubigen sich berufen

run, erheben aber eine Sondersteuer für Nichtmuslime. Ähnlich verfahren die Herrscher auch in anderen Regionen des enorm gewachsenen, inzwischen von Damaskus aus lose gelenkten islamischen Großreiches.

750

Die Abbasiden – eine aus Mekka stammende Familie, die sich auf al-Abbas, einen Onkel Mohammeds, als Vorfahren beruft – stürzen die Umayyaden und übernehmen das Kalifat. 762 verlegen sie den Herrschersitz in die neu gegründete Stadt Bagdad.

751

In West-Turkistan in Zentralasien besiegen arabische Kämpfer eine chinesische Armee und behaupten so ihre zuvor eroberten Gebiete in der Region. Mit dieser Schlacht kommt die islamische Expansion auch im Osten zu einem vorläufigen Ende – womöglich richtet die Macht ergreifung der Abbasiden die Aufmerksamkeit der Muslime vor allem nach innen. Das Reich der Kalifen erstreckt sich nun von Arabien bis zum Kaukasus, von Spanien über Nordafrika bis zum Indus-Tal.

756

Abd al-Rahman, ein umayyadischer Prinz, der vor den Abbasiden nach al-Andalus geflüchtet ist, begründet dort ein unabhängiges muslimisches Reich, das Emirat von Córdoba.

786

Harun al-Raschid tritt als fünfter Kalif der Abbasi-

Cousin Mohammeds. Doch viele Gläubige erkennen ihn nicht an, weil Ali (obwohl nicht an der Ermordung Uthmans beteiligt) durch die Attentäter und deren Unterstützer an die Macht gekommen ist. Zur Opposition gehört Muawiya, der muslimische Statthalter in Syrien. Er fordert Blutrache für den ermordeten Kalifen, der ein Verwandter von ihm war. Es kommt zum Bürgerkrieg, der 657 in der Schlacht von Siffin gipfelt. Muawiya setzt sich durch und übernimmt die Macht. Ali wird 661 von einem früheren Anhänger ermordet. Muawiya – der erste Kalif, der nicht zu

den frühen Gefährten Mohammeds gehört – ernannt seinen Sohn zum Nachfolger und begründet damit die Dynastie der Umayyaden, die bis 750 herrscht. Aus dem gegnerischen Lager, der Partei Alis (*schiat ali*), bildet sich im Laufe der Zeit die Glaubensströmung der Schiiten. Sie stellt heute die wichtigste Minderheit der Muslime, in Konkurrenz zu den Sunniten, deren Name sich von der *sunna* Mohammeds ableitet, seinen überlieferten Taten und Aussprüchen.

680

Husain, der jüngere Sohn des ermordeten Ali, zieht

mit Gefährten von Mekka zur irakischen Stadt Kufa, um von dort einen Aufstand gegen die Umayyaden zu führen. Truppen des umayyadischen Gouverneurs fangen die Gruppe nahe dem Ort Kerbela ab und töten Husain und die meisten seiner Begleiter. Später werden die Schiiten um dieses „Marsaker von Kerbela“ einen Märtyrerkult erschaffen.

711

Spanien. Ein muslimisches Heer aus mehreren Tausend nordafrikanischen Berbern setzt nach Südspanien über und besiegt die Westgoten, die bis dahin die Iberische Halb-

insel beherrscht haben. Bis etwa 725 nehmen die Muslime nahezu deren ganzes Territorium ein und begründen die Provinz al-Andalus (benannt wohl nach einem lokalen Stamm). Nach einer Niederlage gegen ein christliches Heer unter dem Franken Karl Martell in der Schlacht bei Tours und Poitiers 732 endet die Expansion des muslimischen Imperiums in Westeuropa.

Pakistan. Umayyadische Truppen dringen ins Indus-Gebiet vor und erobern die Regionen Sind und Punjab. Die neuen muslimischen Herren tolerieren die traditionellen Religionen der Bevölke-

den-Dynastie sein Amt an. Die Hauptstadt Bagdad wird zum Handelszentrum und erblüht als Metropole von Theologie, Wissenschaft und Kunst.

870

Usbekistan. Der Gelehrte Abu Abdallah al-Buchari stirbt. Er hat die bis heute renommierteste Sammlung von Hadithen zusammengestellt – jenen Berichten über Aussprüche und Taten Mohammeds, die neben dem Koran als die wichtigsten Texte des Islam gelten.

910

Tunesien. Der religiöse Führer Abdallah al-Mahdi lässt sich zum Kalifen proklamieren. Seine Dynastie, die Fatimiden, folgt einer schiitischen Form des Islam und führt ihre Abstammung auf Mohammeds Tochter Fatima zurück. Damit ist die Zeit, in der ein einziger Kalif über die *umma*, die Gemeinschaft aller Muslime, herrschte, endgültig vorüber. Die Fatimiden erobern ein immer größeres Reich, unterwerfen auch Ägypten und errichten um 970 in Kairo die Moschee al-Azhar, an der auch Gelehrte ausgebildet werden und die als eine der ersten Universitäten weltweit gilt. Das Fatimiden-Kalifat wird bis 1171 bestehen bleiben.

929

Spanien. Der Emir von Córdoba, Gebieter über fast die gesamte Iberische Halbinsel, ernennt sich zum Kalifen von al-Andalus. Unter ihm erlebt das Reich eine kulturelle

Glanzzeit. Córdoba wird mit mehr als 100 000 Einwohnern zur bedeutendsten Metropole in Europa. Um 1030 zerfällt das iberische Kalifat aber nach inneren Unruhen in mehrere Kleinfürstentümer. Um diese Zeit bilden sich in der Region auch christliche Herrschaften, darunter Kastilien, das nach und nach zu einer regionalen Vormacht aufsteigt.

um 1023

Persien. Ibn Sina, ein bedeutender Universalgelehrter, Philosoph und Arzt, tritt in den Dienst des Fürsten von Isfahan. Mit seinem „Kanon der Medizin“ über Krankheiten und Medikamente prägt er die neuzeitliche Heilkunde. Seine Werke werden später auch in Europa gelesen.

um 1030

Afrika. Der König von Takrur im heutigen Senegal und Mauretanien konvertiert als einer der ersten Herrscher Westafrikas zum Islam. Anders als im 7. und 8. Jahrhundert, als die Religion vor allem durch die Eroberungen der Araber nach Nordafrika kam, verbreitet sich der Glaube im südlicheren Teil des Kontinents nun vornehmlich durch Kaufleute.

1055

Irak. Der Heerführer Togril Beg aus dem Turkvolk der Seldschuken erobert

Bagdad. Der dortige Kalif bleibt zwar formal im Amt, doch Togril Beg wird zum „Sultan“ erhoben, zum höchsten weltlichen Herrn. Dies begründet den Aufstieg der Seldschuken zur Großmacht.

um 1056

Afrika. Die Almorawiden, strenggläubige Berber, versuchen, in einem Feldzug die Kontrolle über die

tinische Kaiser ein Hilfesuch an das christliche Europa. Papst Urban II. ruft daraufhin zu einem Kreuzzug auf. Kurze Zeit später fallen abendländische Kämpfer im muslimisch beherrschten Heiligen Land ein und erobern 1099 Jerusalem. Weitere Kreuzzüge folgen. Die Christen gründen mehrere Kleinstaaten in Palästina und Syrien.

Die Mongolen erstürmen die Kalifenstadt

1111

Iran. In der Stadt Tus stirbt al-Ghazali, einer der herausragenden Denker des Islam und die zentrale Gestalt des Sufismus. Die ersten Anhänger dieser islamischen Mystik kleideten sich als Zeichen ihrer Weltverachtung in einfache Gewänder aus Schafwolle (arab. *suf*). Sufis streben eine besonders direkte, mystische Beziehung zu Gott an. Vom 12. Jahrhundert an etablieren sich verschiedene Sufi-Orden, mit unterschiedlichsten Ritualen, etwa den wirbelnden Gebetstänzen der Derwische.

1147

Afrika. Krieger der Berber-Dynastie der Almohaden erobern Marrakesch, die letzte Bastion der Almorawiden in Nordafrika. Die Almohaden, Vertreter einer muslimischen Reformbewegung, erkämpfen innerhalb weniger Jahrzehnte ein Imperium, das sich von Libyen bis

zum Atlantik erstreckt und auch das spanische al-Andalus einschließt.

1187

Palästina. Saladin, der Sultan von Ägypten, Syrien und Nordmesopotamien, besiegt in der Schlacht bei Hattin (im Norden des heutigen Israel) ein Heer der Kreuzritter und nimmt Jerusalem ein, das nun nach 88 Jahren wieder muslimisch beherrscht ist. Nach und nach erobern Muslime weitere Teile Palästinas zurück.

1206

Indien. Der Feldherr Qutb al-Din Aibak, ein ehemaliger Sklave aus dem zentralasiatischen Turkistan, begründet in Nordindien das Sultanat von Delhi.

1212

Spanien. Eine Streitmacht der Königreiche von Kastilien, Aragón, Navarra und Portugal besiegt die Almohaden – eine entscheidende Schlacht der christlichen Wiedereroberung Spaniens. Die Muslime halten jedoch weiterhin die andalusische Region Granada.

1250

Ägypten. Die Mameluken, türkische Kriegersklaven, die seit dem 9. Jahrhundert im Dienst der muslimischen Kalifen und Sultane stehen, ermorden ihren Herrn. Baibars, einer der Meuterer, setzt sich gegen mehrere Rivalen bald als Anführer durch und begründet in Kairo ein Mameluken-Sultanat, das mehr als 250 Jahre lang bestehen wird.

um 1250

Afrika. An der Küste Ostafrikas beginnt die Blütezeit der Stadt Kilwa, im Süden des heutigen Tansania. Dort haben sich schon drei Jahrhunderte zuvor muslimische Kaufleute niedergelassen, um mit Elfenbein, Gold und Sklaven zu handeln, mit Glasperlen aus Madagaskar und chinesischem Porzellan. Aus der Verbindung von muslimischen Einflüssen und der Lebensweise der Einheimischen ist um 1000 die Swahili-Kultur (von arab. *saahili* für „Küstenbewohner“) entstanden, geprägt durch ihre unabhängigen, kosmopolitischen Städte.

1258

Irak. Mongolische Kämpfer stürmen Bagdad und zerstören die Metropole der Abbasiden. Die Reiterkrieger, die in den Jahrzehnten zuvor von den Steppen Zentralasiens aus gen Westen ein immer größeres Reich erobert haben, bedrohen anschließend auch weitere Kerngebiete der muslimischen Welt. Zwar gelingt es den in Ägypten herrschenden Mameluken, 1260 das Mongolen-Heer in Palästina zurückzuschlagen. Dennoch bleibt das mongolische Reich gewaltig: Aus Iran, Irak, dem Kaukasusgebiet und großen Teilen Anatoliens formt ihr Feldherr Hülügü ein Imperium, das von seinen Nachfolgern bis etwa 1335 gehalten und anschließend unter mehreren Herrscherhäusern aufgeteilt wird. Die Angst vieler Muslime, mit den Mongo-

len komme das Ende des Islam, ist indes unbegründet: Gegen Ende des 13. Jahrhunderts übernehmen die Eroberer die Religion der Besiegten, wohl vor allem, um durch den Glauben ihre Autorität in den unterworfenen Gebieten zu festigen. Weiter im Osten tragen die Mongolen zudem dazu bei, dass sich der Islam bis nach China, ins heutige Xinjiang, verbreitet. Die Macht der nach Ägypten geflohenen Abbasiden aber ist vollends verloren. Deren Kalifat besteht unter dem Schutz der in Ägypten herrschenden Mameluken nur mehr formal weiter.

1291

Palästina. Mameluken erobern die von Kreuzrittern gehaltene Hafenstadt Akkon. Damit fällt die letzte wichtige Bastion der Christen im Heiligen Land. Die Herrschaft der abendländischen Kämpfer im Nahen Osten ist damit praktisch beendet.

um 1324

Afrika. Mansa Musa, muslimischer König von Mali, pilgert nach Kairo und Mekka. Er gilt als reichster Mann seiner Zeit, wohlhabend geworden vor allem durch Salz- und Goldhandel. In seiner Regentschaft vergrößert er sein Reich, bis es sich vom Nigerbogen bis zum Atlantik erstreckt. Der Handelsplatz Timbuktu wird zu einer der bedeutendsten Städte Afrikas und zu einem Zentrum des Islam.

1326

Anatolien. Orhan, Herrscher des Fürstentums

Osman, nimmt die byzantinische Stadt Brusa ein und macht sie zu seiner Hauptstadt. Es ist ein wichtiger Schritt zur Bildung des Osmanischen Reiches, das in den folgenden 100 Jahren zu einem Imperium heranwachsen wird. Nach und nach erobert Orhan etliche Gebiete in Kleinasien und ernennt sich zum Sultan. Als Zeichen, dass er die Oberherrschaft der Mongolen (der formalen Machthaber in Anatolien) nicht mehr anerkennt, lässt er eigene Münzen prägen. 1354 erobern osmanische Truppen erstmals ein europäisches Territorium: die Halbinsel Gallipoli an den Dardanellen. Wenig später besetzen sie Teile Nordgriechenlands, Makedonien und Bulgarien.

1402

Anatolien. Bei Ankara fügt Timur, ein zentralasiatischer Fürst muslimischen Glaubens, der sich als Erbe der Mongolen sieht, den Osmanen eine der schwersten Niederlagen ihrer Geschichte zu. Deren Reich droht daraufhin in Erbfolgekämpfen auseinanderzufallen, kann sich aber nach einem guten Jahrzehnt wieder festigen. Timur indes begründet die islamische Dynastie der Timuriden, deren Herrschaftsgebiet sich bald vom Schwarzen Meer bis nach Indien erstreckt.

um 1436

Malaysia. Der Herrscher Seri Maharaja von Malakka bekennt sich zum Islam. Rund 15 Jahre später wird der florierende Handelsort Malakka zum Sultanat.

Sein Hafen ist einer der wichtigsten muslimischen Umschlagplätze fernöstlicher Güter im Indischen Ozean. Der Islam ist bereits im 9. Jahrhundert mit Kaufleuten nach Südostasien gelangt.

1453

Anatolien. Die Osmanen nehmen Konstantinopel ein. Es ist das Ende des oströmisch-byzantinischen Reiches – und auch ein symbolischer Triumph: Der Sultan begreift sich als Erbe der römischen Imperatoren. Die Eroberer machen die Metropole zu ihrer Hauptstadt und gliedern bald weitere Gebiete ihrem Reich ein, etwa Bosnien, dessen Bevölkerung größtenteils zum Islam konvertiert.

1492

Spanien. Nach achtmonatiger Belagerung durch christliche Heere kapituliert Granada, das letzte islamische Gebiet in Spanien. Damit endet die fast 800-jährige Herrschaft der Muslime auf der Iberischen Halbinsel.

1498

Afrika. Bei dem Versuch, einen östlichen Seeweg nach Indien zu finden, erreicht der portugiesische Seefahrer Vasco da Gama die ostafrikanische Küste. Dort gründen die Europäer Stützpunkte, betreiben Sklavenhandel, beuten das Gebiet wirtschaftlich aus und zerstören so allmählich die islamische Swahili-Kultur. In den folgenden Jahren übernehmen die militärisch überlegenen Portugiesen zudem fast den gesamten Handel im

Indischen Ozean. Damit endet das faktische Monopol muslimischer Kaufleute in der Region.

1501

Persien. Ismail I. aus der Dynastie der Safawiden besiegt einen ostanatolischen Herrscherclan und erobert die strategisch wichtige Stadt Täbriz. Innerhalb eines Jahrzehnts weitert er seine Herrschaft über den gesamten Iran aus und begründet so das zweite islamische Großreich neben dem der Osmanen. Ismails schiitische Konfession wird Staatsreligion. Er und seine Nachfolger zwingen die Bevölkerung zum Schiitentum, das von nun an sein Zentrum in Persien haben wird.

um 1511

Sumatra. Einheimische Muslime gründen im Norden der Insel das Sultanat von Aceh. Unmittelbar zuvor haben Portugiesen das malaiische Sultanat Malakka erobert, und so soll Aceh nun neue islamische Vormacht in der Region werden. Protegiert vom fernen Großreich der Osmanen, gelingt es dem Sultan von Aceh, sein Reich zur Handelsmetropole zu formen und den Portugiesen zeitweilig die Macht über die wichtige Seestraße von Malakka zu entreißen.

1514

Persien. Die Osmanen besiegen die Safawiden in einer Schlacht im Nordiran und können ihr Herrschaftsgebiet bis nach Nordmesopotamien ausweiten. Damit entsteht

eine neue Grenze zwischen beiden Reichen, an der es immer wieder zu Streitigkeiten kommt.

1517

Ägypten. Auf einem Feldzug gegen die Mameluken, deren Territorium in Nordsyrien an das Osmanische Reich grenzt, nehmen die Truppen der Osmanen Kairo ein und lassen den dortigen Sultan hinrichten – das ist das Ende der Mameluken-Herrschaft. Deren Reich wird in Provinzen zerschlagen, die fortan von Istanbul aus regiert werden. Durch den Machtwechsel erhalten die neuen Herrscher auch die Oberhoheit über Mekka. Denn der Scherif, der als direkter Nachkomme Mohammeds die Region kontrolliert, war zuvor Vasall der Mameluken. Als Schutzherr der heiligen Stätten sieht sich der osmanische Sultan nun dazu legitimiert, auch den Titel des Kalifen anzunehmen; er stellt sich damit in die direkte Nachfolge Mohammeds als Oberhaupt aller Muslime. Es ist der letzte Schritt der Osmanen in ihrem Aufstieg zur dominierenden islamischen Großmacht.

1518

Afrika. Chair al-Din, muslimischer Herrscher über Algier, unterstellt sich dem Osmanischen Reich. Wie auch bei den benachbarten Piratenstaaten Tunis und Tripolis ist der Seeraub eine wichtige wirtschaftliche Grundlage Algiers. Der Sultan in Istanbul duldet die Piraterie – auch, weil fast nur

christliche Seefahrer zu deren Opfern zählen.

1526

Indien. Der in Kabul herrschende König Babur aus der Dynastie der Timuriden fasst nach einer Schlacht gegen den Sultan von Delhi dessen Reich und mehrere Fürstentümer im Norden des Subkontinents unter seiner Herrschaft zusammen.

Ungarn. Die Osmanen dringen in das Königreich vor und schlagen das ungarische Heer vernichtend; das Land wird den Osmanen tributpflichtig, die auch darüber hinaus expandieren: Um 1566 wird sich das Osmanische Reich über weite Gebiete Europas – von der Krim bis nach Südgriechenland – sowie über Kleinasien, die Levante, die nördliche und westliche Arabische Halbinsel und große Teile Nordafrikas erstrecken.

1529

Wien. Als Höhepunkt des ersten österreichisch-türkischen Kriegs, den die Osmanen nach ihrem Sieg in Ungarn entfesselt haben, beginnt am 27. September die Belagerung Wiens. Sie endet aber einen Monat später mit dem Abzug der erfolglosen Angreifer.

1536

Istanbul. Frankreichs König Franz I. schließt einen Vertrag mit Sultan Süleyman, der französischen Kaufleuten bessere Konditionen gewährt als Händlern aus anderen christlichen Ländern. In einer mündlichen Zusatzvereinbarung verspricht der Sultan, französische

Handelsschiffe zu schützen. Dieses Abkommen sichert Frankreich eine Vormachtstellung im Orienthandel, die bis ins 19. Jahrhundert anhält.

1571

Griechenland. Ein Verband vor allem spanischer und venezianischer Schiffe schlägt bei Lepanto im Ionischen Meer die osmanische Flotte vernichtend. Diese erste Niederlage seit Langem zerstört den bei den Europäern bis dahin verbreiteten Mythos von der Unbesiegbarkeit der Osmanen. Seit mehr als 100 Jahren kämpft Istanbul vor allem gegen Venedig um die Vorherrschaft auf dem östlichen Mittelmeer. Und selbst nach Lepanto bleiben die Osmanen im Vorteil: Nur zwei Jahre später können sie Venedig in einem Friedensvertrag die Herrschaft über Zypern sowie hohe Geldzahlungen abtrotzen. Der osmanisch-venezianische Konflikt wird bis zu einem Friedensschluss 1718 immer wieder aufflammen.

um 1580

Indien. Akbar, der Enkel des Fürsten Babur, formt durch mehrere Eroberungen in Nord- und Zentralindien ein muslimisches Reich, das sich schließlich vom Arabischen Meer bis zum Golf von Bengalen erstreckt. Nach dem arabischen Wort für Mongolen werden die neuen Herrscher – die sich auf die zentralasiatische Herrscher-Dynastie zurückführen – „Moguln“ genannt. In ihrem Imperium entsteht eine einzigartige indo-islamische Kultur.

1631

Indien. Während der politischen und kulturellen Blüte des Mogulreichs, das mittlerweile – neben den Imperien der Osmanen und der Safawiden – zur dritten muslimischen Großmacht herangewachsen ist, lässt Herrscher Shah Jahan für seine verstorbene Frau Mumtaz Mahal ein Grabmal errichten: den Taj Mahal.

1639

Persien. In einem Friedensvertrag beenden die Safawiden und die Osmanen ihren seit mehr als 100 Jahren andauernden Konflikt um Territorien an der gemeinsamen Grenze. Die Osmanen haben mehrmals Jerewan und Täbriz erobert und wieder an ihre Gegner verloren; zuletzt auch 1638 Bagdad eingenommen. Die beiden islamischen Großreiche streben nun eine friedliche Koexistenz an.

1683

Österreich. Mit etwa 200 000 Kämpfern marschieren die Osmanen erneut gegen Wien, die Residenzstadt der Habsburger-Kaiser. Anfang September zerstören die Angreifer einen Teil der Befestigungsanlage, der Sieg scheint nahe. Doch dann trifft ein christliches Heer aus Truppen deutscher Fürsten und des Königs von Polen ein und besiegt die Belagerer am 12. September. 1684 gründen unter Vermittlung des Papstes das Heilige Römische Reich, Polen sowie Venedig eine „Heilige Liga“, der zwei Jahre spä-

ter auch Russland beitrifft. In den Jahren darauf zwingen die Alliierten das Osmanische Reich in einen Vierfrontenkrieg – in Ungarn, Moldau, auf der Krim und im östlichen Mittelmeer. 1699 beendet ein Friedensvertrag den „Großen Türkenkrieg“. Darin tritt der Sultan fast alle Besitzungen in Ungarn an die Habsburger ab; Teile der Ukraine und weitere Gebiete gehen an Polen, der Peloponnes und ein großer Teil Dalmatiens an Venedig. Es ist der Beginn eines allmählichen, noch gut zwei Jahrhunderte andauernden Abstiegs des Osmanischen Reiches.

1704

Frankreich. Der Orientalist Antoine Galland überträgt eine Sammlung von arabischen Märchen, Fabeln und Geschichten ins Französische. Damit wird das Werk mit dem Namen „Tausendundeine Nacht“ auch in der europäischen Welt bekannt und schnell berühmt.

1707

Indien. Der Mogul-Herrscher Aurangzeb stirbt in dem bereits seit 20 Jahren andauernden Krieg gegen die Marathen, einen Clan aus dem nordwestindischen Hochland. Nach dem Tod des Herrschers wenden sich immer mehr Provinzfürsten von seinen Nachfolgern ab und etablieren eigene Reiche. Das Mogul-Reich zerfällt in den folgenden 150 Jahren nach und nach.

1774

Bulgarien. Ein Friedensvertrag beendet einen

sechsjährigen Krieg zwischen dem Osmanischen und dem Russischen Reich. Zuungunsten Istanbuls: Der Sultan muss mehrere Häfen am Schwarzen Meer und ein großes Gebiet im Nordkaukasus an Russland abtreten. Zudem wird der Staat der Krimtataren, langjähriger osmanischer Vasall, für unabhängig erklärt – kommt de facto aber unter russische Kontrolle. Bereits seit rund 200 Jahren kämpfen die beiden Großmächte immer wieder gegeneinander. Als Reaktion auf den verlorenen Krieg beginnen die Osmanen damit, Reformen nach europäischem Vorbild vorzunehmen, um den eigenen Staat zu stärken.

1792

Arabien. Im Alter von 89 Jahren stirbt Mohammed ibn Abd al-Wahhab, Begründer einer Bewegung innerhalb des sunnitischen Islam. Deren Anhänger, die später „Wahhabiten“ genannt werden, vertreten eine strenge, allein am Koran sowie an den Worten und Taten Mohammeds ausgerichtete Lebensführung. Jeder Muslim, der gegen die Regeln eines gereinigten Islam verstößt, müsse getötet werden. Noch zu Lebzeiten al-Wahhabs übernimmt der Fürst Mohammed der Saud-Dynastie dessen Prinzipien und beginnt einen *dschihad*, einen religiös motivierten Krieg, gegen die – in seinen Augen – ungläubigen Stämme Arabiens. Um 1805 erobern die Sauds Mekka und Medina und zerstören dort Grabmäler

früher islamischer Persönlichkeiten. 1818 wird ihr Reich von dem osmanischen Truppenführer Mohammed Ali zerschlagen. Wenig später etablieren die Sauds ein kleines Fürstentum um Riad als neues Zentrum des wahhabitischen Islam.

1798

Ägypten. Unter der Führung Napoleon Bonapartes landet ein französisches Heer in dem unter osmanischer Herrschaft stehenden Land. Die Invasion ist der Beginn der europäischen Einmischung in die islamisch-arabische Welt. Den Franzosen gelingt es zunächst, sich festzusetzen, sie kapitulieren aber drei Jahre später vor einer Allianz aus Osmanen und Briten.

1804

Westafrika. Usman dan Fodio, ein strenggläubiger Muslim, verurteilt die Vermischung von Islam und traditioneller Volksreligion in den seit Jahrhunderten

Truppenführer Mohammed Ali zum Gouverneur von Ägypten. Der entmachtet bald darauf die Mameluken, die bis dahin die Provinz für den Sultan regiert haben. Unter Alis Herrschaft erlangt Ägypten, obgleich nominell weiter osmanische Provinz, de facto die Unabhängigkeit. Ali erringt die Kontrolle über Teile des Sudan sowie zeitweise über Syrien und erhebt Ägypten so zur Vormacht im Nahen Osten.

1830

Algerien. Französische Truppen nehmen Algier ein, das mehr als 300 Jahre lang zum Osmanen-Reich gehört hat. Obwohl Paris anfangs keine Pläne für eine Eroberung des Hinterlandes hat, unterwirft es nach und nach immer größere Gebiete – der Anfang der französischen Herrschaft in Nordafrika.

1869

Ägypten. In Port Said, östlich des Nildeltas, wird

um Einfluss im islamisch geprägten Zentralasien. 1880 installieren die Briten in Afghanistan einen Emir als Herrscher, der von ihnen abhängig ist, bis das Land 1919 zum souveränen Staat wird.

1885

Sudan. Muslimische Aufständische stürmen Khartum, den Sitz des britischen Gouverneurs, töten ihn und seine Truppen. Seit 1821 gehört der Sudan als eine Art Kolonie zu Ägypten – wo seit einigen Jahren de facto die Briten herrschen. Die muslimischen Kämpfer sind Anhänger eines religiösen Führers, des Mahdi, der den Dschihad gegen die Fremdherrschaft ausruft und ein islamisches Großreich anstrebt. Der Mahdi-Aufstand ist eine der ersten erfolgreichen Rebellionen gegen eine Kolonialmacht in Afrika. Die Umstürzler übernehmen die Kontrolle im Sudan und begründen dort ein Kalifat. Doch 1898 schla-

den Jahrzehnten zuvor verlorene Gebiete zurückzugewinnen.

1916

London/Paris. Frankreich und Großbritannien teilen in einem Geheimabkommen den Nahen Osten unter sich auf – für den Fall, dass das Osmanische Reich in dem Weltkrieg untergeht. London soll unter anderem Gebiete in Transjordanien und im Irak erhalten, Paris Syrien und den Libanon. Zugleich jedoch stellen die Briten den unter osmanischer Herrschaft stehenden Arabern die Schaffung eines unabhängigen Reichs in Aussicht, um sie so zu einem Aufstand gegen die Osmanen zu bewegen. Tatsächlich ruft Husain ibn Ali, der Fürst der Region von Mekka, im Juni zum Dschihad gegen den Sultan in Istanbul auf. Sein Sohn Faisal führt, begleitet von dem britischen Offizier T. E. Lawrence, eine Streitmacht von Wüstenkriegern nach Norden, die gemeinsam mit britischen Truppen die Osmanen aus Arabien und Syrien verdrängt.

1920

Syrien. Das Osmanische Reich ist Ende 1918 zusammengebrochen. Rund anderthalb Jahre später proklamiert ein syrischer Nationalkongress Faisal zum König von Syrien. Europas Großmächte aber akzeptieren nicht – trotz der 1916 erfolgten britischen Zusagen – die Gründung des unabhängigen arabischen Staates: Auf einer Konferenz in San Remo verteilen sie

Der Mahdi will ein neues Großreich gründen

bestehenden Hausa-Staaten im Norden des heutigen Nigeria. In den folgenden Jahren predigt und kämpft er mit einer wachsenden Zahl von Anhängern erfolgreich für einen Gottesstaat, der der reinen Lehre folgt: Um 1810 begründet er das Kalifat von Sokoto.

1805

Ägypten. Der Sultan der Osmanen ernennt den

der Suezkanal eröffnet, der fortan das Rote Meer mit dem Mittelmeer verbindet. Die Wasserstraße eröffnet eine schnelle Route zwischen Europa und Asien.

1878

Afghanistan. Großbritannien schickt Truppen in das dortige Königreich. Der Krieg ist Teil eines Ringens zwischen London und Sankt Petersburg

gen die Briten sie nieder, 10 000 Rebellen sterben.

1914

Istanbul/Berlin. Bei Beginn des Ersten Weltkrieges schließen das Deutsche und das Osmanische Reich einen Bündnisvertrag. Wenig später tritt Istanbul offiziell in den Krieg ein. Die Regierung verfolgt vor allem das Ziel, das Zarenreich zurückzudrängen sowie in

den größten Teil des osmanischen Erbes im Nahen Osten untereinander. Formal werden aus den Territorien Mandatsgebiete des Völkerbunds – tatsächlich aber werden sie von Großbritannien und Frankreich verwaltet.

Auf Grundlage der früheren Geheimabkommen erhält London das Mandat über Transjordanien und den Irak, Paris das über Syrien und den Libanon. Faisal wird nach der Schlacht von Chan Maisalun am 24. Juli von den Franzosen gestürzt. In den folgenden Jahren errichten die Briten in den abhängigen Gebieten Königtümer von ihren Gnaden, deren Grenzen bereits den späteren Staaten der Region entsprechen. Die koloniale Willkür und Dominanz der Westmächte im Nahen Osten wird von vielen Muslimen als Demütigung wahrgenommen.

Kleinasien. Unterdesse löst sich der osmanische Staat auch in seiner Kernregion auf: Griechische Truppen marschieren nach Anatolien ein, eine Gruppe türkisch-nationalistischer Offiziere, die „Jungtürken“, errichtet ein säkulares Gegenregime zur Sultansregierung und beruft eine Nationalversammlung in Ankara ein. Von dort aus organisiert sie den Widerstand gegen die griechischen Besatzer.

1922

Türkei. Die türkischen Nationalisten siegen über die Besatzer. Daraufhin erklärt das Parlament in Ankara die Aufhebung des Sultanats und damit

das Ende des Osmanischen Reiches: Der letzte osmanische Herrscher muss ins Exil gehen.

Ägypten. Das Land, seit dem Ersten Weltkrieg britisches Protektorat, wird als erste afrikanische Kolonie in die Unabhängigkeit entlassen. Fuad I., der zuletzt unter den Briten amtierende Sultan, wird nun Regent über ein eigenes Königreich. Erstmals

seit 2000 Jahren wird Ägypten nicht mehr von einer fremden Macht beherrscht; noch ist der britische Einfluss aber groß.

1923

Türkei. Mustafa Kemal, Oberbefehlshaber der Armee und Anführer der siegreichen Nationalbewegung, ruft die Republik Türkei aus und lässt sich zum Staatspräsidenten wählen. Das Gebiet der Republik ist auf Anatolien und Ostthrakien beschränkt. Als autoritärer Regent schlägt Kemal, in bewusster Abwendung vom Osmanischen Reich, einen radikalen westlichen Modernisierungskurs ein. 1924 wird das Kalifat abgeschafft, von 1928 an ist der Islam nicht mehr Staatsreligion, 1937 wird das Prinzip der Trennung von Staat und Religion in der Verfassung festgeschrieben. Vor allem das Ende des Kalifats bedeutet eine historische Zäsur: Erstmals seit den Anfängen des Glaubens gibt es das

höchste Amt des Islam nicht mehr.

1928

Ägypten. Der Schullehrer Hasan al-Banna gründet die Muslimbruderschaft, eine revolutionäre islamische Bewegung. Sie fordert einen Staat mit einem gerechten Wirtschaftssystem, in dem die *scharia*, die islamische Rechtsauffassung, gilt. Anfangs zielt

die Bruderschaft nicht auf einen direkten politischen Umsturz: Durch Überzeugung und wohlthätige Arbeit will sie islamische Moralvorstellungen verbreiten, so die eigene Kultur bewahren und westliche Einflüsse zurückdrängen. Als das zu wenig Wirkung zeigt, formiert sich um 1940 ein geheimer militärischer Arm der Organisation, der nun auch Attentate gegen die britenfreundliche Obrigkeit begeht – woraufhin der Staat die Muslimbrüder bald systematisch verfolgt. Al-Banna gilt als einer der wichtigsten Vorläufer des Islamismus, der modernen Ideologie eines politischen Islam.

1932

Arabien. Erstarkt in den Wirren des frühen 20. Jahrhunderts, hat das Herrscherhaus der Sauds sein Territorium immer weiter ausgedehnt. Nun vereint die Familie ihr Gebiet mit dem von ihr 1925 eroberten Hedschas (in

dem Mekka und Medina liegen) zum Königreich Saudi-Arabien, das somit einen Großteil der Arabischen Halbinsel umfasst. Der Wahhabismus wird Staatsdoktrin.

Irak. Die Monarchie tritt in den Völkerbund ein. Damit endet das britische Mandat über den Staat, er wird unabhängig. In den Jahren darauf erlangen immer mehr islamische

Länder ihre Unabhängigkeit, darunter Syrien und Jordanien (beide 1946), Pakistan (1947), Indonesien (1949), Libyen (1951) und Algerien (1962).

1948

Palästina. David Ben-Gurion ruft am 14. Mai den Staat Israel aus. Obwohl das neue Land auch den muslimischen Einheimischen den Bürgerstatus mit sozialer und politischer Gleichberechtigung garantiert, ist ein Großteil der arabischen Bevölkerung bereits geflohen. Noch in der gleichen Nacht greifen 25 000 Soldaten aus Ägypten, Syrien, Transjordanien, Libanon und dem Irak den neuen Staat an, um ihn zu zerschlagen; die arabische Allianz akzeptiert die von der UNO legitimierte Aufteilung Palästinas nicht. Doch Israel kann die Angreifer zurückdrängen.

1952

Ägypten. Eine Gruppe von Offizieren unter

Oberst Gamal Abdel Nasser stürzt den ägyptischen König Faruk. Nasser setzt sich in den folgenden zwei Jahren gegen Konkurrenten durch, wird zum Staatspräsidenten und vertritt fortan die Idee des Panarabismus, der Vereinigung aller arabischen Länder. Dabei folgt er jedoch keinem religiös-islamischen Kurs, sondern einem eher sozialistischen. Der 1958 von Nasser betriebene Zusammenschluss Ägyptens und Syriens zur Vereinigten Arabischen Republik scheitert jedoch bereits dreieinhalb Jahre später, da Syrien seine Interessen nicht geachtet sieht.

1953

Iran. Der Premierminister Mohammad Mossadegh wird von der CIA und der eigenen Armee gestürzt, nachdem er begonnen hat, ansässige westliche Ölkonzerne zu verstaatlichen. Schah Mohammad Resa Pahlewi, der kurz zuvor vergebens versucht hat, den Premier zu entmachten, und deshalb das Land verlassen hat, kehrt zurück. Seit dem Ende der Safawiden-Dynastie im frühen 18. Jahrhundert haben wechselnde Herrscherhäuser das schiitische Perserreich regiert, das im Ringen der kolonialen Großmächte Russland und Großbritannien um Vorder- und Zentralasien stets unabhängig geblieben ist.

1967

Israel. Um einem Angriff zuvorzukommen, attackiert der jüdische Staat

Erst allmählich setzen Islamisten auf Gewalt

Ägypten, Jordanien sowie Syrien und erobert binnen Kurzem den Gazastreifen, die Sinai-Halbinsel, die Golanhöhen, das Westjordanland und Ostjerusalem. Während der UN-Sicherheitsrat die Rückgabe der eingenommenen Gebiete fordert, weigert sich Israel, seine Truppen abzuziehen. Immer wieder werden in der Folge Kämpfe ausbrechen: 1973 der Jom-Kippur-Krieg, 1982 und 2006 Kriege im Libanon, dazu gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen den israelischen Besatzern und arabischen Aufständischen, vor allem im Gazastreifen.

1979

Iran. Eine Oppositionsbewegung unter der Führung des schiitischen Geistlichen Ajatollah Ruhollah Chomeini stürzt den westlich orientierten Schah und begründet die Iranische Republik, einen Gottesstaat. Erstmals gelangen damit Vertreter des Islamismus an die Spitze einer bedeutenden Regionalmacht.

Saudi-Arabien. Am 20. November besetzen Hunderte schwer bewaffnete Männer die Große Moschee in Mekka, in der mehr als 50 000 Pilger an der Kaaba beten. Die Angreifer wollen die Gründung eines neuen, streng islamischen Reiches erzwingen. Nach zweiwöchiger Belagerung beendet die saudische Regierung den Anschlag mit Truppen, es gibt Hunderte Tote. Das Ereignis stärkt die radikalreligiösen Kräfte in Saudi-Arabien und

wird zum Vorbild für islamistische Terrorakte.

Afghanistan. Ende des Jahres marschieren sowjetische Soldaten in der Hauptstadt Kabul ein und errichten ein Moskau genehmes Regime. Gegen die Invasoren formiert sich eine zunehmend radikale islamische Widerstandsbewegung, die Afghanistan in den folgenden Dekaden zu einem Zentrum des islamistischen Terrors macht. Auch die Kampfgruppe „al-Qaida“ („Die Basis“) entsteht im Widerstand gegen die sowjetischen Besatzer.

1990

Kuwait. Irakische Truppen annektieren den ölreichen Nachbarstaat. Eine Koalition unter Führung der USA schlägt die Iraker Anfang 1991 wieder zurück. Die Einmischung der Amerikaner in der Region und die anschließende Stationierung von GIs in Saudi-Arabien erzeugt großen Widerwillen bei vielen frommen Muslimen. Der radikale Flügel dieser Protestbewegung sammelt sich schließlich in al-Qaida: Die bis dahin eher lose, unbedeutende politische Splittergruppe verlegt sich bald auf den allgemeinen Kampf gegen „den Westen“.

1992

Algerien. Als sich ein Wahlsieg der fundamentalistischen „Islamischen Heilsfront“ bei den Parlamentswahlen abzeichnet, putscht das Militär – um die Machtübernahme der Islamisten zu verhindern. Nun beginnt ein Bürgerkrieg, der wohl 100 000

Todesopfer fordert. Als die Bevölkerung 1999 einem „Gesetz zur Aussöhnung“ zustimmt (das unter anderem eine Amnestie für einen Teil der islamischen Kämpfer vorsieht), nehmen die Kämpfe ab. Inzwischen arbeiten gemäßigte Islamisten mit dem Regime zusammen.

2001

USA. Bei einem von al-Qaida geplanten Selbstmordattentat fliegen am 11. September drei entführte Passagierflugzeuge in das New Yorker World Trade Center und das Pentagon in Washington; etwa 3000 Menschen sterben. Die US-Regierung reagiert noch im gleichen Jahr mit einem Krieg gegen Afghanistan, um das mit al-Qaida verbündete Regime der Taliban zu entmachten.

2010

Tunesien. Die Selbstverbrennung eines Gemüsehändlers aus Protest gegen Polizeiwillkür im Dezember wird zu einem Fanal für einen Aufstand – Tausende Bürger begehren gegen die Regierung des Landes auf.

Dies ist der Beginn des „Arabischen Frühlings“: In etlichen Staaten Nordafrikas und des Nahen Ostens protestieren Menschen gegen zumeist autoritär herrschende Regime und ungerechte politische und soziale Verhältnisse. Die Aufständischen vertreiben den tunesischen Staatschef, zwingen die Präsidenten Husni Mubarak von Ägypten und Ali Abdallah Salih

im Jemen zum Rücktritt. Ein Bürgerkrieg in Libyen führt – mit militärischer Hilfe der NATO – zum Sturz des Diktators Muammar al-Gaddafi.

Die Widerstandsbewegungen sind oft sehr viel religiöser ausgerichtet als die alten, eher säkularen Machthaber. Auch deshalb haben die Umstürze bisher noch keinen echten Frieden gebracht: Im Ringen um Macht gewinnen nun häufig islamistische Gruppierungen an politischem Einfluss. Es sind instabile Demokratien wie etwa in Tunesien entstanden, oder nach einer Übergangsphase haben neue autokratische Herrscher die Macht ergriffen (wie in Ägypten), oder die staatliche Ordnung ist weitgehend zusammengebrochen (wie im Jemen und in Libyen).

2014

Naher Osten. Nachdem Kämpfer der Dschihadisten-Miliz „Islamischer Staat im Irak und in Syrien“ (ISIS) Gebiete im Irak und in Syrien erobert haben, ruft deren Anführer Abu Bakr al-Baghdadi ein Kalifat aus und stellt sich so in die politische und religiöse Nachfolge Mohammeds. Seine Organisation nennt sich nun nur noch „Islamischer Staat“ (IS). Sie ist aus einer 1999 gegründeten Terrororganisation hervorgegangen, die zeitweise mit al-Qaida verbündet war.

Auch in vielen anderen Ländern sind militante islamistische Gruppen aktiv: In Nigeria beispielsweise verübt die Terrortruppe Boko Haram An-

schläge und entführt Christen, in Somalia und Teilen Kenias will die al-Schabaab-Miliz mit Terror die Macht erringen. Auch Indonesien, die Philippinen und die Kaukasusregion werden von islamistischen Anschlägen heimgesucht. Und in Afghanistan konnten die USA und ihre NATO-Partner die radikalen Taliban-Kämpfer nicht endgültig besiegen.

Zu den Opfern all dieser Terrorgruppen zählen zumeist andere Muslime, etwa bei Bombenanschlägen auf Marktplätzen.

2015

Rund 1,6 Milliarden Muslime leben auf der Erde. Damit ist der Islam die zweitgrößte Religionsgemeinschaft – und die am schnellsten wachsende.

Mehr als 85 Prozent der Gläubigen folgen der sunnitischen Richtung, gut zehn Prozent hängen dem Schiitentum an. Der Staat mit der größten muslimischen Bevölkerung ist Indonesien mit rund 200 Millionen Gläubigen, in rund 45 Ländern der Erde stellen Muslime die Mehrheit der Einwohner. Seit dem 19. Jahrhundert ist überdies durch Auswanderer vor allem in Westeuropa und Nordamerika eine islamische Diaspora entstanden.

Eines verbindet die Muslime in all ihrer Unterschiedlichkeit: Es ist der Glaube an den einen Gott, Allah, und an dessen Offenbarung durch den Propheten Mohammed. ●

Isabelle Berens, Jg. 1988, ist Historikerin in Hamburg.

DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen

ZUVERSICHT

Die helle Seite des Lebens

Wie kann es gelingen, dass nicht Sorgen unseren Lebensmut ersticken? Wie können wir uns auf Künftiges freuen, ohne zu viel zu zweifeln? Und darauf vertrauen, dass das Leben mehr Positives als Negatives bereithält? Die Antwort der Wissenschaftler: Wir müssen uns aktiv um die sinnstiftenden Faktoren in unserem Leben bemühen, um Liebe und Glauben, um Verbundenheit, Treue und Vergebung. Dann kann die Zuversicht wachsen.

Konzeptuelle Bildarbeit: Michael Eder
Foto: Bettina Noll

Selbstvertrauen gepaart mit Wagemut – das lässt uns neue Perspektiven entdecken, schon in jungen Jahren



Neugier, Wagemut und Selbstvertrauen: Es gibt eine Reihe von Faktoren, die eine positive Weltsicht stärken – in jedem Alter

Die Kraft des positiven Denkens

GEO WISSEN erklärt die Psychologie der Zuversicht

Kaum etwas spornt Menschen so sehr an wie die Aussicht, dass Vorhaben gelingen, Hoffnungen eingelöst und Probleme überwunden werden. Wenn sie also voller Zuversicht sind. Lange Zeit haben sich Wissenschaftler eher den Schattenseiten der Seele gewidmet, doch heute richten sie den Blick auch auf die Quellen des Optimismus. Woher rührt seine Kraft? Was kann er bewirken? Lässt er sich gar erlernen? Und wo liegen seine Grenzen?

Diesen Fragen sind Autoren in der neuen Ausgabe von GEO WISSEN nachgegangen. Sie haben Deutsche befragt, die nach Hollywood ausgewandert sind, um Schauspieler zu werden. Und eine Frau porträtiert, die trotz schwerer Schicksalsschläge nicht den Lebensmut verloren hat. Zudem erklärt der renommierte Berliner Persönlichkeitspsychologe Jens Asendorpf, wie wir unsere Stärken besser entfalten können. Und der Psychotherapeut Konrad Stauss erläutert im Interview, wie es gelingen kann, erlittene Verletzungen zu überwinden und aus der Vergebung neue Kraft zu schöpfen.

Die Botschaft: Wir können durchaus selbst steuern, wie optimistisch wir sind. Und es lohnt sich, das positive Denken zu schulen. Wer Zuversicht verspürt, ist weniger anfällig für körperliche und seelische Erkrankungen, kann mit Niederlagen besser umgehen – und wagt immer wieder Neues.

Dazu präsentiert das Heft einen Selbsttest: Mit seiner Hilfe lässt sich erkunden, wie sehr optimistische und pessimistische Haltungen in der Persönlichkeit verankert sind.

Zudem stellt die Redaktion fünf seriöse Strategien vor, die den individuellen Optimismus stärken. ●



GEO WISSEN »Zuversicht« hat einen Umfang von 164 Seiten und kostet 9,50 Euro (mit DVD »Glücksformeln: Was macht Lebensfreude aus?« 16,50 Euro).

Weitere Themen: Wie Eltern die Lebenseinstellung ihrer Kinder prägen / Wagemut: Die Lust am Risiko / Kraft schöpfen im Glauben an höhere Mächte / Das Geschäft der Motivationstrainer / Wie viel Selbstliebe gesund ist – und wann sie krankhaft wird



Hartes Thema, leichte Lektüre – die neue GEO-Titelgeschichte über modernste Hightech-Methoden der Polizei

Verräterische Spuren

In seiner neuen Ausgabe erzählt GEO einen wissenschaftlichen Sommerkrimi – exklusiv illustriert mit einer »Graphic Novel«

So mancher regelmäßige GEO-Leser wird im Juli verwundert durch sein neues Heft blättern: Zum ersten Mal in der Geschichte des Magazins ist die Titel-Reportage von einem Comic-Zeichner umgesetzt worden. Und auch der Text über die neuen Methoden der Kriminaltechnik ist eine fiktive Erzählung – in der aber die echten Methoden der Forensiker erklärt werden.

Denn auch regelmäßige Zuschauer des „Tatorts“ am Sonntagabend können bei der rasanten Entwicklung der Polizeimethoden schnell den Überblick verlieren.

Da gibt es beispielsweise die dreidimensionalen Scans vom Tatort. Virtuelle Welten, in denen man den Körper eines Mordopfers wie eine Puppe in jede denkbare Position und Haltung bewegen kann, um Details der Tat zu erkennen.

Oder auch neue chemische Verfahren, mit deren Hilfe Verbrecher notfalls auch anhand ihrer Essgewohnheiten überführt werden können.

Wird dadurch die althergebrachte Ermittlungsarbeit mit Bauchgefühl und Menschenkenntnis überflüssig?

Keineswegs! Aber, so zeigt die Geschichte des GEO-Autors Sebastian Kretz und des Zeichners Andreas Gefé: Es wird vermutlich in Zukunft auch für besonders raffinierte Kriminelle immer schwerer werden, das „perfekte Verbrechen“ zu begehen. ●



Die GEO-Ausgabe 7/2015 ist ab dem 19. Juni erhältlich und kostet 7,00 Euro. Weitere Themen: Moore – Warum sind sie so widerstandsfähig? / Amazonien – Der große Kampf der Indianer / Philadelphia: Unterwegs mit den Asphalt-Cowboys / Afrika: Das gefährliche Experiment der Entwicklungshelfer / Quallen – Wenn Schönheiten zu Biestern werden / Menschheitsgeschichte: Leben wir wirklich in der friedlichsten Epoche aller Zeiten?

GEOEPOCHE Digital

Alle aktuellen sowie immer mehr ältere Ausgaben von GEOEPOCHE sind jetzt auch als eMagazines erhältlich



Die digitale Version des neuen Heftes sowie die beiden Ausgaben über den Zweiten Weltkrieg können heruntergeladen werden

Jede neue Ausgabe von GEOEPOCHE ist als digitales eMagazine verfügbar, aufbereitet für iPad und Android-Tablets. Inhaltlich ist die elektronische Version identisch mit dem Heft. Erhältlich sind die eMagazines als Einzelausgaben in der GEOEPOCHE-Kiosk-App sowie in diversen Abonnementformen im GEO-Shop: www.geo-epoche.de/digital. Zudem werden ältere Hefte digitalisiert. So stehen jetzt die beiden GEOEPOCHE-Ausgaben über den Zweiten Weltkrieg zum Download bereit. Darüber hinaus ist ein neues e-Book erschienen, das in drei Texten den Reichsgründer Otto von Bismarck vorstellt. ●



Digital lesen

Zum 200. Geburtstag Otto von Bismarcks 2015 erzählt ein neues eBook die Geschichte seiner Reichsgründung

Die GEOEPOCHE-eBooks sind in allen wichtigen digitalen Bookstores erhältlich. »Otto von Bismarck. Der Reichsgründer« kostet 1,49 Euro



Die Redaktion von GEOEPOCHE erreichen Sie in der digitalen Welt über den Facebook-Account und den Briefkasten der Website www.geo-epoche.de



Sehnsucht nach dem anderen: Kaum etwas erleben die Geschlechter so unterschiedlich wie ihre Sexualität. Frauen erhoffen sich meist einige wenige Liebhaber im Leben, viele Männer dagegen mehrere Dutzend Sexpartnerinnen

Sex: Der Trieb, der uns zusammenführt

Wie verborgene Kräfte unser Verlangen steuern

Der Wunsch nach Sex zählt zu unseren mächtigsten Bedürfnissen: Kaum etwas verschafft uns so große Lust, wie mit einer anderen Person intim zu werden. Und es gibt schier unzählige Spielarten sexuellen Erlebens: Manche sehnen sich nach immer neuen erotischen Begegnungen, andere verlangt es nach Rollenspielen, Dominanz oder Unterwerfung; wieder andere empfinden Materialien oder Objekte als erregend, oder sie sind ihr gesamtes Erwachsenenleben lang auf ein und denselben Partner fixiert.

Seit Jahrzehnten erforschen Wissenschaftler die menschliche Sexualität. Mit Tomographen scannen sie die Gehirne frisch Verliebter, sie testen, wie uns flüchtige Duftstoffe erregen können, sie ergründen, auf welch erstaunliche Weise Hormone unsere Libido steuern, und sie analysieren die Speichel- und Blutproben von Menschen, die gerade einen Orgasmus erlebt haben.

Die neue Ausgabe von GEOkompakt erklärt, warum Sex von den Geschlechtern so unterschiedlich erlebt wird, wie

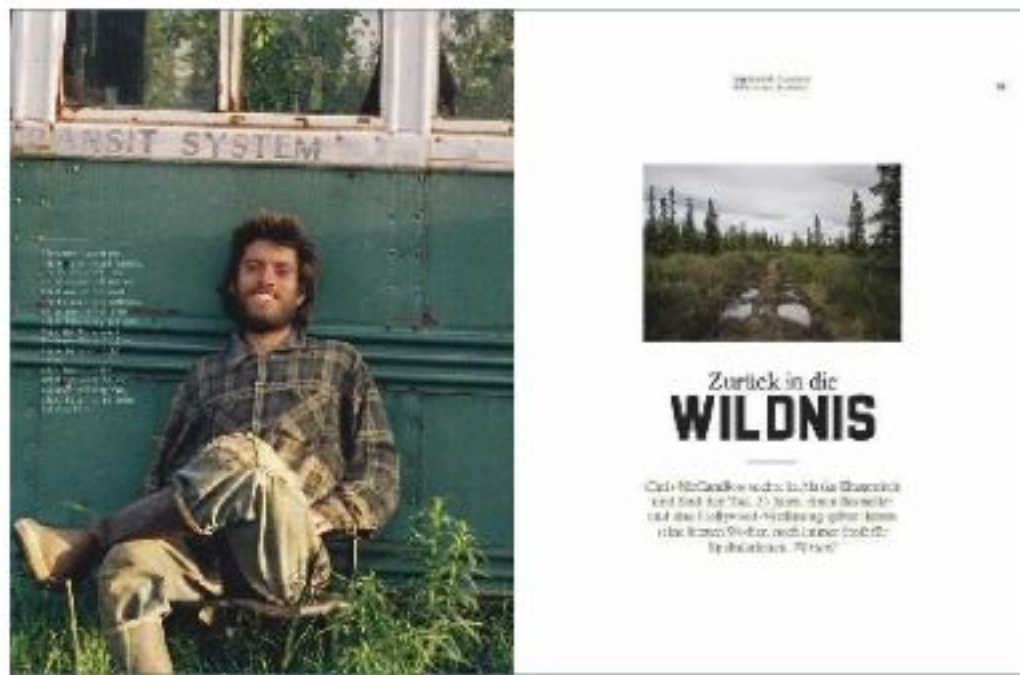
Pubertierende heutzutage ihre Triebe entdecken und welche verborgenen Mechanismen am Werk sind, wenn zwei Partner einander kennenlernen.

Sie beschreibt, was im Gehirn von Frauen und Männern auf dem Gipfel der Lust geschieht, warum sexuelle Fantasien einen Großteil unserer Denkkapazität in Anspruch nehmen, wie das Internet unser Beziehungsleben verändert hat und weshalb immer mehr Menschen die dunkle Seite der Begierde entdecken.

Die vielen Facetten der Lust: in GEOkompakt. ●



GEOkompakt »Sex« hat 156 Seiten Umfang und kostet 9,00 Euro (mit DVD-Dokumentation »Die Macht der Begierde« 16,50 Euro). Weitere Themen: Online-Sex – Warum immer mehr Menschen nackt im Netz posieren / Dating-Apps – Vom Segen und Fluch digitaler Kontaktbörsen / Lesben & Schwule – Weshalb manche das eigene Geschlecht begehren / Partnerschaft – Wie viel Sex braucht die Liebe? / Evolution – Der Ursprung der Eifersucht



WALDEN berichtet über Aussteiger wie Chris McCandless sowie über die schönsten deutschen Seen oder den besonderen Ort zum Zelten

Für Naturfreunde

Das Magazin WALDEN richtet sich an Menschen, die gern draußen unterwegs sind

Wie baut man in nur elf Stunden ein seentaugliches Kanu? Welches sind die „Big Five“ der deutschen Tierwelt? Und wo warten gleich vor der Haustür Naturabenteuer auf uns?

Die Antworten auf all diese Fragen finden sich in WALDEN, einem neuartigen Magazin, das in Kooperation mit GEO erscheint. WALDEN ist ein Begleiter für Natur-Enthusiasten. Es richtet sich an alle, die gern draußen unterwegs sind und ihre Umwelt intensiver erleben wollen. Aber statt an den Polarkreis oder in die Kalahari entführt das Magazin zu einem Paddelwochenende auf der Müritz oder an Deutschlands schönste Seen.

Ein herausnehmbarer Naturführer informiert den Leser obendrein, welche Naturereignisse Monat für Monat auf ihn warten: Wer balzt, wer laicht, wer schlüpft, und wer kommt aus dem Süden heimgefliegen?

Alle Themen werden mit hochwertiger Fotografie, mit liebevollen Illustrationen und mit aufwendiger Kartografie präsentiert. Zu finden am Kiosk oder unter walden-magazin.de.

Willkommen unterwegs! ●



WALDEN ist 140 Seiten dick und kostet 7,50 Euro.

Einige Themen: Hüttentour durchs Karwendelgebirge / Das richtige Messer / Die Kunst der Arschbombe / Paddelwochenende auf der Müritz / Die besten Zeltplätze

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48.
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Insa Bethke,
Dr. Anja Fries, Gesa Gottschalk, Johannes Schneider,
Joachim Telgenbüscher
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher
Freie Mitarbeit: Gülfem Alici, Isabelle Berens,
Dr. Ralf Berhorst, Rudolph Birgelen, Oliver Fischer,
Hauke Friederichs, Dr. Marion Hombach, Reymen Klüver,
Kristina Maroldt, Dr. Mathias Mesenhöller,
Eduard Moser, Christopher Piltz
BILDREDAKTION: Christian Gärgerle,
Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Bob Heinemann, Andi Kunze
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer,
Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Regina Franke, Tobias Hamelmann,
Dr. Dirk Hempel, Carsten Juwig, Svenja Muche,
Dr. Jasmin Rashid
LAYOUT: Eva Mitschke
Freie Mitarbeit: Andreas Blum, Rio Müller
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Simon Gundelfinger,
Hannah-Lena Hagemann, Tobias Völker
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
Freie Mitarbeit: Christian Kuhlmann
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
Freie Mitarbeit: Antje Poeschmann
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Angelika Fuchs, Helen Oqueka

Freie Mitarbeit: Anastasia Mattern, Dr. Verena Mogl

VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN

INHALT: Michael Schaper

VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer

PUBLISHER: Alexander Schwerin

DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl

DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:

Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb

EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:

Heiko Hager (verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen),

G + J Electronic Media Sales GmbH

DIRECTOR BRAND SALES:

Daniela Krebs, Tel. 040 / 37 03 55 17

KEY ACCOUNT MANAGER: Christiane Berger,

Sabine Plath, Silvia Vieregge

SALES MANAGER: Max Schulz

MARKETING: Kristin Niggel

HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.),

Oliver Fehling

Es gilt die jeweils aktuelle Anzeigen-Preisliste.

Infos hierzu unter: www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00442-8; 978-3-652-00436-7

(Heft mit DVD), ISSN-Nr. 1861-6097

© 2015 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 032280000, BLZ 200 700 00

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00, BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion

Telefon: 01805 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg

persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

TITEL: Chris Stowers/Panos Pictures/Visum (Moschee); Fredo de Luna/VWPics/Redux/laif (Torbogen) **EDITORIAL:** Benne Ochs für GEOEPOCHE: 3 o. **INHALT:** Roland & Sabrina Michaud/akg-images: 4 l. o., 4 m. u.; Raphaël Chipault/Musée du Louvre, RMN-Photo/bpk-images: 4 l. m.; adoc-photos: 4 l. u.; Elke Walford/Hamburger Kunsthalle/bpk-images: 4 r. o.; AP images/akg-images: 4 r. u. **BILDESSAY:** Steve McCurry/Magnum Photos/Agentur Focus: 6/7; Karyoshi Nomachi/Pacific Press Service/Agentur Focus: 8/9; Paolo Pellegrin/Magnum Photos/Agentur Focus: 10/11; Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 12/13, 22/23; Tim Smith/Panos/Visum: 14/15; Alex Majoli/Magnum Photos/Agentur Focus: 16/17; Harry Gruyaert/Magnum Photos/Agentur Focus: 18/19; S. Sabawoon/dpa picture-alliance: 20/21 **VON DER WÜSTE IN DIE WELT:** Stefanie Peters für GEOEPOCHE (6) **DER PROPHET AUS DER EINÖDE:** Luisa Ricciarini/Leemage/Fotofinder: 29, 30, 42; Roland & Sabrina Michaud/akg-images: 31, 34, 36 u.; Robana/British Library Board/bpk-images: 32; Sammlung J. Soustiel: 35; Granger Collection/Interfoto: 36 o.; Ruth Schacht/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk-images: 37; Fine Art Images/culture-images: 38; Topkapi Palast Museum, Istanbul: 39; BnF/RMN-Photo/bpk-images: 41; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 43; Bridgeman Art Library: 44; BnF/CCI/Interfoto: 45 **DER TEXT DER TEXTE:** United Archives: 46; Metropolitan Museum of Art, New York/bpk-images: 47; Anadolu Agency/Getty Images: 48; Roland & Sabrina Michaud/akg-images: 49 **MUSLIM GEGEN MUSLIM:** Electa/akg-images: 50/51; De Agostini Picture Library/akg-images: 52/53; Universal Images Group/Getty Images: 53 o.; Manuel Cohen/akg-images: 54/55; British Library/akg-images: 55 o., 56 o.; Ivan Vdovin/Interfoto: 57; Roland & Sabrina Michaud/akg-images: 58; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 59; De Agostini Picture Library/Bridgeman Art Library: 60/61 **IM NAMEN ALLAH:** Raphaël Chipault/Musée du Louvre, RMN-Photo/bpk-images: 62/63, 64/65; Erich Lessing/akg-images: 65 o.; Claire Tabbagh/Musée du Louvre, RMN-Photo/bpk-images: 66, 71; Francis G. Mayer/Corbis: 67; Christie's Images/Artothek: 68; Metropolitan Museum of Art, New York/bpk-images: 69; Bequest of Grenville L. Winthrop/Bridgeman Art Library: 70; Photoaisa/Interfoto: 72 **GOTT ZUM GEFALLEN:** Bibliothèque Nationale de France, Paris: 74; Christie's Images/Corbis: 75 **DAS HERZ DES IMPERIUMS:** Tim Wehrmann für GEOEPOCHE unter Verwendung ei-

ner Vorlage von Naji El Mir: 76/77; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 78; Peter Nahum/The Leicester Galleries, London/Bridgeman Art Library: 79, 80/81, 87; National Gallery of Scotland, Edinburgh: 83; Sotheby's, London/akg-images: 84; Mit freundlicher Genehmigung von Christie's, London: 88; Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 90 **KAMPF UMS HEILIGE LAND:** British Library Board (Add. 27695, f5): 92; Robana/British Library Board/bpk-images: 94; Photo12/culture-images: 95; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 96 (2); Photoaisa/Interfoto: 98; British Library Board (Add. 27376* f109r): 99 **DAS SULTANAT VON MALAKKA:** White Images/Scala: 100; De Agostini Picture Library/Scala: 101 **AUF DEN SPUREN MOHAMMEDS:** Elke Walford/Hamburger Kunsthalle/bpk-images: 106/107; Christie's Images/Bridgeman Art Library: 108, 109; Sharjah Art Museum, Arabische Emirate: 110; Bridgeman Art Library: 111, 112/113, 114; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 115; Hervé Lewandowski/RMN-Photo/bpk-images: 116/117; Salzburg Museum: 118 **DER KALIF VON NIGER:** Pinterest: 122; Bibliothèque Nationale, Paris/Bridgeman Art Library: 123 **IM GRIFF DES WESTENS:** adoc-photos: 124/125, 133 r. u.; Imperial War Museum, London: 126; Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE: 127 o., 130, 135, 138; Interfoto: 127 u.; Library of Congress: 128, 133 o.; Léon et Lévy/Roger-Viollet: 129 o.; National Geographic Creative/Corbis: 129 u.; Bridgeman Art Library: 131; Alinari Archive: 133 l. u.; TopFoto/ullstein bild: 134; ullstein bild: 137; AFP/Getty Images: 139 **1979:** Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 140/141, 145 r., 146; Kaveh Kazemi/Getty Images: 142; AP Photo/dpa picture-alliance: 143 l., 144 l., 145 l., 155 l.; Bob Dear/AP Photo/dpa picture-alliance: 143 r.; Rue des Archives/SZ Photo: 144 r.; UPI/SZ Photo: 147; Newsha Tavakolian/Polaris/laif: 148; Gamma-Rapho/Getty Images: 149; AFP/Getty Images: 150 (2), 151, 153 r., 155 r.; Roger Viollet Collection/Getty Images: 152/153; Dilip Mehta/Contact Press Images/Agentur Focus: 154 l.; Hulton Archive/Getty Images: 154/155; CPA Media/dpa picture-alliance: 156/157; Steve McCurry/Magnum Photos/Agentur Focus: 157 r.; AP Photo/akg-images: 158; ullstein bild: 158/159 **ZEITLEISTE:** Christian Kuhlmann für GEOEPOCHE **VORSCHAU:** National Portrait Gallery, London/Corbis: 172; akg-images: 173

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2015 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

DAS EMPIRE

Als die Briten den Globus beherrschten
1815–1914



Queen Victoria, hier mit einem indischen Diener, regiert mehr als 60 Jahre lang das Britische Empire. Mit ihr an der Spitze erreicht das Weltreich seine größte Blüte

Der mächtigste Staat der Welt ist im Jahr 1815 eine Insel am Nordrand Europas: Großbritannien. Nach zwei Jahrzehnten Krieg hat das Land seinen gefährlichsten Rivalen Frankreich endgültig besiegt. Auf allen Meeren herrscht nun die Royal Navy. Ob in Indien, Südafrika oder China: Im Kampf um Kolonien kann sich niemand mehr mit London messen.

Und so werden Briten nun nach und nach das größte Imperium in der Geschichte errichten. Getrieben von ihrem Gespür für gute Geschäfte und der Dynamik der Industriellen Revo-

lution, unterwirft der Inselstaat riesige Landmassen der britischen Zivilisation.

Händler gründen an der Küste des Südchinesischen Meeres Stützpunkte, die zu Handelsmetropolen erblühen. Forscher vermessen die Berge des Himalaya, Abenteurer dringen zu den Quellen des Nil vor. Und Beamte lehren einheimische Völker die Ehrfurcht vor einem fremden Gesetz. Vor allem aber führen britische Truppen fast ununterbrochen Krieg, kämpfen rotrockige Soldaten gegen afrikanische Sklavenhändler wie gegen afghanische Stammesführer.

Auf seinem Höhepunkt an der Wende zum 20. Jahrhundert wird das

Reich nahezu ein Viertel der Erde und der Menschheit umfassen. Doch seine wahre Macht reicht sogar noch weiter. Denn London ist auch das Nervenzentrum einer zunehmend globalisierten Welt, in dem jene internationalen Geld- und Handelsströme zusammenlaufen, die unseren Alltag noch heute prägen.

GEOEPOCHE stellt die glanzvollste Ära des Britischen Empire vor: jenes Jahrhundert zwischen 1815 und dem Beginn des Ersten Weltkriegs, als die Briten den Globus beherrschten.

Der Pomp, die Macht und die Hybris des größten Weltreichs der Erde: demnächst in GEOEPOCHE.

Die nächste Ausgabe von GEOEPOCHE erscheint am 12. August 2015

DER ZWEITE WELTKRIEG

Der Weltenbrand in historischen Fotos



Balkanfeldzug: Panzer der Wehrmacht durchfahren ein Dorf in Serbien, April 1941

Der Zweite Weltkrieg ist ein Konflikt, wie es ihn nie zuvor gegeben hat. Zum einen fordert er mehr Opfer als jeder vor ihm, weil er eine neue Dimension des Völkermordes und der Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung hervorbringt. Zum anderen wird er rund um den Erdball ausgefochten, zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Zum dritten müssen die kriegführenden Staaten so viele ökonomische Ressourcen mobilisieren wie nie zuvor, werden mehr Güter zerstört denn je. Und schließlich wird diesen Krieg erst die gewaltigste Waffe beenden, die Menschen je erfunden haben: die Atombombe. Daher löst der Weltenbrand tiefere globale Veränderungen aus als irgendein anderes Ereignis.

Und er produziert nie gesehene Bilder. Denn erstmals begleiten an allen Fronten Fotografen die Truppen: Sie marschieren mit der Wehrmacht durch die Weiten Russlands und die Berge des Balkan, durchqueren an der Seite der US Army

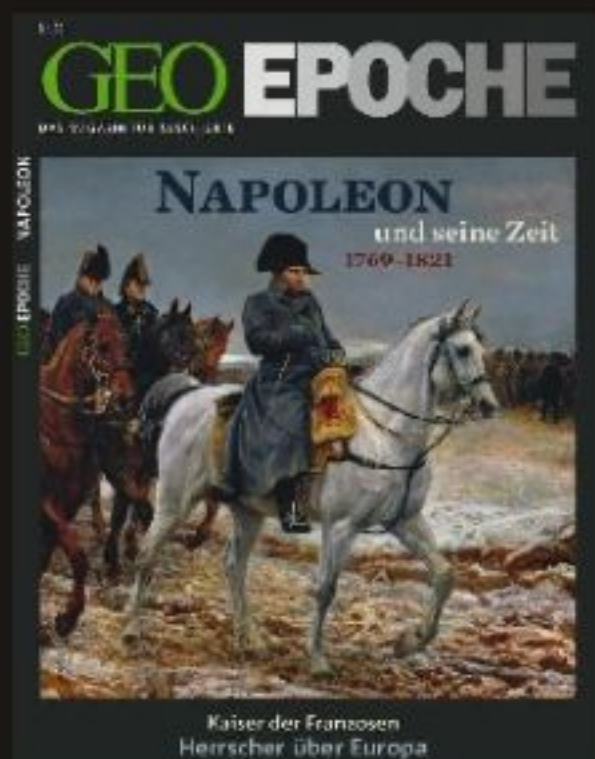
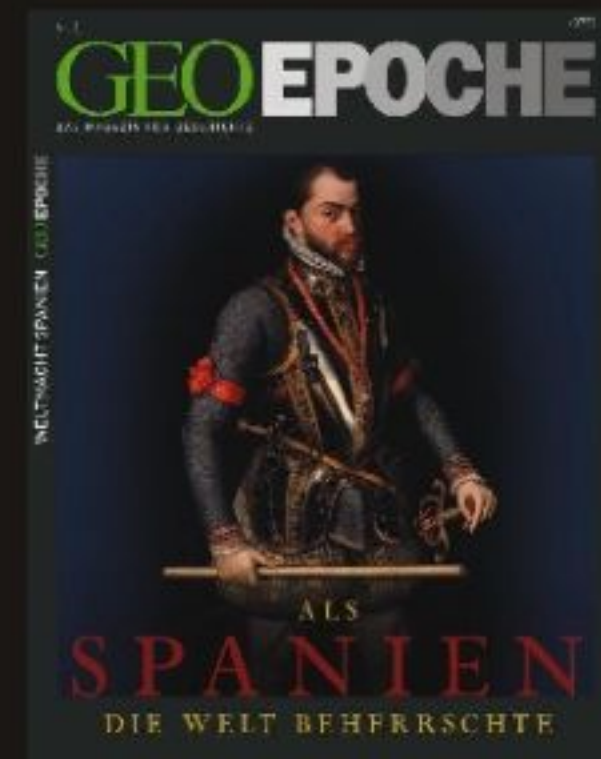
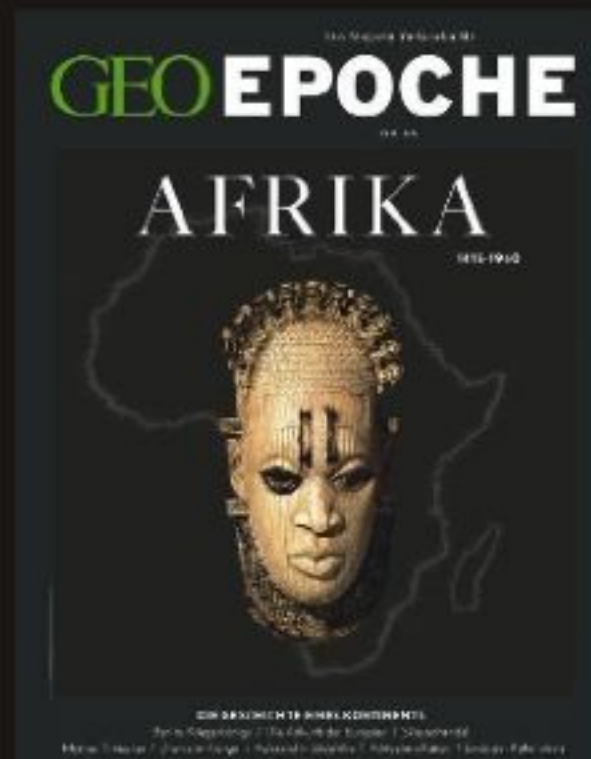
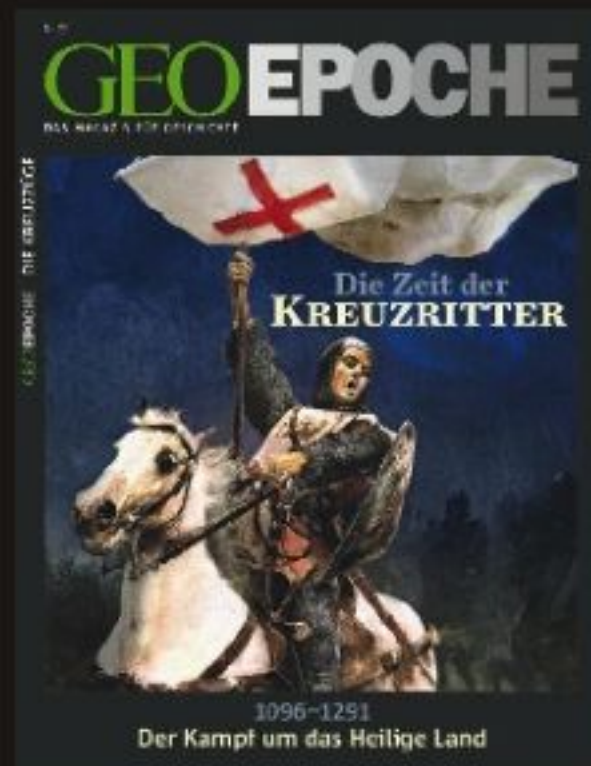
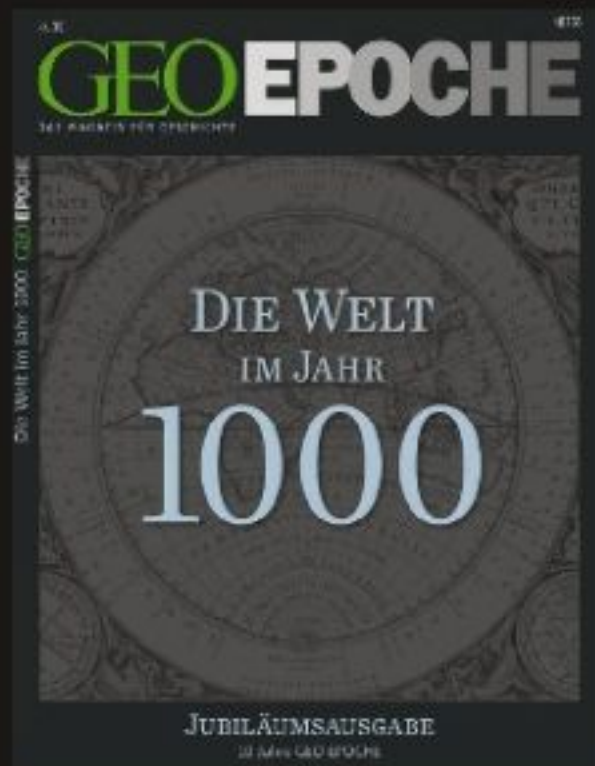
den Dschungel der Philippinen; sind an Bord von U-Booten im Atlantik; stürmen im Abwehrfeuer der Verteidiger die Strände der Normandie und Iwojimas; durchstreifen die vom Bombenkrieg zerstörten Metropolen Europas.

Mithilfe ihrer Aufnahmen erzählt die nächste Ausgabe von GEOEPOCHÉ PANORAMA die Geschichte des Zweiten Weltkriegs: zeigt die Eroberungsfeldzüge NS-Deutschlands in Europa sowie die Aggression des japanischen Kaiserreichs in Ostasien und im Pazifikraum; vollzieht den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion nach und das Ringen Japans mit den USA.

Viele Bilder zeigen das Leben an der Heimatfront – und die Wende des Krieges, als die Gewalt auf jene zurückfällt, die sie gesät haben. Bis schließlich im Mai 1945 auf dem westlichen und vier Monate später auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz wieder Frieden herrscht. Nach 72 Monaten Kampf.

Die nächste Ausgabe von GEOEPOCHÉ PANORAMA erscheint am 12. August 2015

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder im Internet auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE